
3 1761 03576 9892

Hafis-Lesebücherei

ROSPER MÉRIMÉE

Carmen

und andere Novellen





H. Fikentscher Verlag · Leipzig C 1

Textrevision:
Dr. Otto Görner

Druck von G. Kreysing in Leipzig

Carmen

ÜBERSETZT VON ARTHUR SCHURIG

Pasa gyne cholos estin; echei d'agathas dyo horas,
Ten mian en thalamo, ten mian en thanato.

Palladas

Erstdruck in der Revue des Deux Mondes vom 1. Oktober 1845. Zu einem Operntext bearbeitet von Henri Meilhac und Ludovic Halévy. Komponiert von Georges Bizet (1835—1875). Erfolglose Uraufführung in Paris am 3. März 1875; im Jahre 1883 mit größtem Erfolge wieder einstudiert.

Immer schon hatte ich die Geographen im Verdacht, daß sie nicht wissen, was sie sagen, wenn sie das Schlachtfeld von Munda in die Gegend von Bastuli-Poeni legen, nahe dem heutigen Monda, etwa zwei (französische) Meilen nördlich von Marbella. Nach meiner persönlichen Deutung des Textes des Bellum Hispaniense (den Autor kennen wir nicht), sowie nach gewissen Aufschlüssen, die mir die berühmte Bibliothek des Herzogs von Ossuna gewährt hat, glaubte ich den denkwürdigen Ort, wo Cäsar den letzten entscheidenden Schlag gegen die Kämpen der Republik führte, bei Montilla suchen zu dürfen.

Als ich im Frühherbst 1830 in Andalusien weilte, machte ich einen ziemlich weiten Ausflug, um mir völlige Klarheit hierüber zu verschaffen. Eine Denkschrift, die ich demnächst zu veröffentlichen vorhabe, wird, hoffe ich, alle gewissenhaften Altertumsforscher jedweder Unsicherheit entheben. In der Voraussicht, daß meine Abhandlung das topographische Rätsel, das das ganze gelehrte Europa beschäftigt hat, endlich löst, will ich eine kleine Geschichte erzählen, ohne die reizvolle Frage nach der Lage von Munda irgendwie bereits aufzuhellen.

Ich hatte mir in Kordova einen Führer und zwei Pferde gemietet und hatte mich mit Cäsars Kommentaren und ein paar Hemden als einzigem Gepäck auf den Weg gemacht. Eines Tages, als ich das Oberland der Ebene von Kachena durchstreifte, müde, matt, halbtot vor Durst, von bleierner Sonne geröstet, Cäsar und die Söhne des Pompejus herzlichst

zum Teufel wünschend, bemerkte ich ziemlich fern von meinem Pfad ein Stück grünen Rasen mit Binsen und Schilf. Offenbar war da ein Quell in der Nähe. Richtig, wie ich mich der Stelle näherte, sah ich, daß der vermeintliche Rasen ein Sumpf war, in dem sich ein Rinnsal verlor, das, wie es schien, aus einer engen Schlucht zwischen zwei hohen Vorbergen der Sierra von Kabra herkam. Ich folgerte, daß ich weiter oben frischeres Wasser finden werde mit weniger Blutegeln und Fröschen und vielleicht inmitten der Felsen etwas Schatten. Am Eingang der Schlucht wieherte mein Pferd, und ein andres, das ich nicht sah, tat sogleich dasselbe. Kaum war ich hundert und einige Schritt gegangen, da verbreiterte sich die Schlucht plötzlich und ließ mich eine Art Naturzirkus erblicken, der durch die hohen Felswände ringsum völlig im Schatten lag. Unmöglich hätte der Wanderer einen Platz finden können, der angenehmere Rast verhieß. Zu Füßen der steilen Wände sprudelte der Quell und ergoß sich in ein kleines Becken über schneeweißem Sand. Ein halbes Dutzend prächtige grüne Eichen, vor jedem Wind geschützt und vom Wasser immer frisch gehalten, umstanden den Rand und machten die Flut tiefschwarz. Endlich bot das feine glänzende Gras rings um das Becken ein Lager, wie man es besser in keiner Herberge zehn Stunden in der Runde gefunden hätte.

Doch nicht mir gebührte die Ehre, diesen so schönen Platz entdeckt zu haben. Ein Mann hielt hier bereits Rast; wahrscheinlich hatte er geschlafen, als ich einbrach. Durch das Gewieher geweckt, war er aufgestanden und an sein Pferd gegangen, das sich den Schlummer seines Herrn zunutze gemacht und im nahen Gras geweidet hatte. Es war ein junger Bursche, mittelgroß, von kräftigem Aussehen mit finsterem, stolzem Blick. Seine Gesichtsfarbe war wohl einmal schön gewesen, aber im Sonnenbrande war sie dunkler geworden als sein Haupthaar. In der einen Hand hielt er den Trensenzügel, in der andern eine kupferne Pistole. Ich bekenne, daß mich das Schießgewehr und die wilde Miene seines Trägers

zunächst ziemlich verdutzt machten; doch ich glaubte nicht groß an Räuber, weil ich von ihnen zwar hatte sprechen hören, nie aber welchen begegnet war. Überdies hatte ich so viele ehrsame Pächtersleute bis an die Zähne bewaffnet zu Markte ziehen sehen, daß mir der Anblick einer Pistole nicht genügte, die gute Gesinnung des Unbekannten anzuzweifeln. Und dann, sagte ich mir, was hätte er von meinen Hemden und meiner Elzevirausgabe der Kommentare?

Also grüßte ich den Mann mit der Pistole mit vertraulichem Kopfnicken und fragte ihn lächelnd, ob ich ihn im Schlafe gestört hätte. Ohne mir zu antworten, maß er mich vom Kopf bis zu den Füßen. Sodann — ich hatte das Examen bestanden — betrachtete er ebenso gründlich meinen mir nachkommenden Führer. Ich sah, wie dieser erbleichte und voll sichtlichem Schreck stehenblieb. Eine üble Begegnung! dachte ich bei mir. Doch sofort riet mir die Klugheit, mir keinerlei Unruhe anmerken zu lassen. Ich saß ab, rief dem Führer zu, das Pferd abzuzäumen, kniete am Rand des Quells nieder und tauchte Kopf und Hände hinein. Dann trank ich, platt hingestreckt wie die Krieger Gideons, einen tüchtigen Schluck.

Währenddem beobachtete ich meinen Führer sowie den Unbekannten. Jener näherte sich, weil ihm nichts andres übrigblieb; der andre führte offenbar nichts Böses gegen uns im Schilde, denn er hatte sein Pferd wieder losgelassen, und seine Pistole, die er anfangs wagerecht gehalten, war jetzt zur Erde gesenkt.

Ich hielt es für gut, die geringen Umstände, die man mit meiner Person machte, nicht übelzunehmen, streckte mich ins Gras und fragte den Mann mit der Pistole in unbefangenem Tone, ob er Feuerzeug bei sich habe. Zugleich holte ich meine Zigarrentasche heraus. Nach wie vor stumm, griff der Unbekannte in seine Tasche, brachte sein Feuerzeug vor und machte mir unverzüglich Feuer. Er wurde umgänglicher, denn er nahm mir gegenüber Platz. Als meine Zigarre in

Brand war, wählte ich aus den übrigen die beste aus und fragte ihn, ob er Raucher sei.

Ja, Herr, erwiderte er. Das waren die ersten Worte, die ich von ihm zu hören bekam, wobei ich merkte, daß er das s nicht auf andalusische Art aussprach. Ich schloß hieraus, daß er gleich mir ein Wandersmann war, wenn auch kein archäologischer.

Diese wird Ihnen schmecken, sagte ich, indem ich ihm eine echte Havanna-Regalia reichte.

Er nickte leicht mit dem Kopfe, zündete seine Zigarre an der meinen an, dankte mir nochmals durch die gleiche Bewegung und begann dann zu rauchen, sichtlich mit dem größten Vergnügen.

Wie er den ersten Zug langsam aus Mund und Nase paffte, rief er: Ach, es ist lange her, daß ich geraucht habe!

In Spanien bedeutet eine dargereichte und genommene Zigarre beginnende Gastfreundschaft, ganz wie im Morgenlande geteiltes Brot und Salz. Mein Mann erwies sich gesprächiger, als ich ihm zugetraut. Übrigens kannte er die Gegend offenbar so gut wie nicht, trotzdem er sich für einen Bewohner des Partido von Montilla ausgab. Er wußte weder den Namen des reizenden Tales, in dem wir uns befanden, noch vermochte er sonst ein Dorf in der Nähe zu nennen. Und auf meine Frage, ob er im Umkreise keine zerstörten Mauern, Bruchstücke von Simsen oder steinerne Skulpturen gesehen habe, gestand er, daß er auf derlei Dinge niemals sein Augenmerk richte. Dafür war er Pferdekenner. Er beurteilte meinen Gaul, was nicht weiter schwierig war. Sodann erzählte er vom Pedigree seines Pferdes; es entstammte dem berühmten Kordovaer Gestüt. In der Tat, es war ein edles Tier und so ausdauernd, daß es, nach dem Berichte seines Herrn, einmal hundertzwanzig Kilometer an einem Tage, teils im Galopp, teils in starkem Trabe, zurückgelegt hatte. Plötzlich brach der Unbekannte seinen Wortschwall ab, als sei es ihm unlieb, allzuviel gesagt zu haben.

Ich hatte es nämlich sehr eilig, nach Kordova zu kommen, erklärte er ziemlich verlegen. Ich wollte einen Prozeß anhängig machen ... Dabei blickte er meinen Führer an, der die Augen niederschlug.

Der Schatten und die Quelle begeisterten mich dermaßen, daß mir der vorzügliche Schinken einfiel, von dem meine Freunde in Montilla ein paar Schnitte in die Packtasche meines Führers verpackt hatten. Ich hieß sie bringen und lud den Unbekannten ein, am Picknick teilzunehmen. Wenn es lange her war, daß er geraucht hatte: gegessen konnte er in den letzten achtundvierzig Stunden gewiß nicht haben, denn er aß gierig wie ein ausgehungerter Wolf. Unsere Begegnung war für ihn so etwas wie eine Gnade des Himmels. Mein Führer hingegen aß wenig, trank noch weniger und sprach kein Wort, obwohl er zu Beginn unsrer Wanderschaft ein Schwätzer sondergleichen gewesen war. Die Gegenwart meines Gastes war ihm offenbar unangenehm, und gegenseitiges Mißtrauen hielt sie einander fern, ohne daß ich mir über die Ursache klar ward.

Die letzten Stücke Brot und Schinken waren längst verschwunden, und jeder hatte eine zweite Zigarre geraucht. Ich befahl dem Führer, unsere Pferde zurechtzumachen, und wollte von meinem neuen Freund Abschied nehmen, als er mich fragte, wo ich zur Nacht zu bleiben gedächte. Ehe ich ein Zeichen meines Führers begriff, hatte ich entgegnet, ich wolle nach der Venta del Cuervo (Schenke zum Raben) reiten.

Schlechte Herberge für Euresgleichen, Herr ..., meinte er. Ich begebe mich auch dahin, und wenn Ihr mir gestattet, Euch zu begleiten, machen wir den Weg zusammen.

Sehr gern, erwiderte ich, indem ich auffaß. Mein Führer, der mir den Bügel hielt, zwinkerte mir abermals zu. Ich antwortete mit einem Achselzucken, zum Zeichen, daß ich völlig sorglos sei, und so brachen wir auf.

Antonios geheimnisvolle Zeichen, seine Unruhe, etliche

dem Unbekannten entfahrene Worte, insbesondere sein Dauerritt und die von ihm vorgebrachte wenig glaubhafte Begründung hatten meine Meinung über meinen Reisegefährten gefestigt. Ich war mir nicht im Zweifel, daß ich es mit einem Schmuggler zu tun hatte, vielleicht gar mit einem Räuber. Was störte mich das? Ich kannte den Charakter des Spaniers hinlänglich, um voll überzeugt zu sein, daß ich von einem Manne, der mit mir gegessen und geraucht hatte, nichts zu befürchten brauchte. Ja, seine Gegenwart war mir sicherer Schutz gegen jedwede schlimme Begegnung. Übrigens war ich erfreut, einen echten Briganten kennenzulernen. Man sieht nicht alle Tage einen, und es hat seinen Reiz, sich in Gesellschaft eines gefährlichen Wesens zu wissen, zumal wenn es einen zahm und zutraulich dünkt.

Ich hoffte den Unbekannten allmählich zu Geständnissen zu bringen und lenkte, ungeachtet des Augenzwinkerns meines Führers, die Unterhaltung auf die Straßenräuber. Natürlich sprach ich mit Hochachtung darüber. Es gab damals in Andalusien einen berüchtigten Banditen namens José Navarro, dessen Taten in aller Munde waren. Wie, wenn ich zur Seite dieses Helden wäre! dachte ich bei mir. Und ich erzählte die Geschichten, die ich von ihm kannte, übrigens lauter lobesame Dinge, und zollte seiner Tapferkeit und seinem Edelmut Worte hoher Bewunderung.

José Navarro ist ein Gauner und nichts weiter, meinte der Unbekannte kalt.

Ist das Selbstverdammung oder übertriebene Bescheidenheit? fragte ich mich nachdenklich; denn je länger ich meinen Begleiter betrachtete, desto mehr fand ich das Signalement von José Navarro, das ich am Tore mancher andalusischen Stadt gelesen hatte, auf ihn passend. Ja, er ist's! Blondes Haar, blaue Augen, großer Mund, schöne Zähne, kleine Hände, feines Hemd, Samtjacke mit Silberknöpfen, weiße Ledergamaschen, beritten, ein Brauner... Kein Zweifel! Aber ehren wir sein Inkognito!

Wir kamen zur Schenke. Sie war, wie er sie mir geschildert hatte: eine der elendesten Spelunken, die ich je geschaut. Eine einzige große Stube diente als Küche, Eßzimmer und Schlafgemach. In der Mitte des Raumes brannte auf einer Steinplatte das Feuer, und der Rauch zog durch ein Loch im Dache ab, vielmehr, er blieb drinnen und brütete als Wolke etliche Fuß überm Boden. Längs der Wand sah man auf der Erde fünf oder sechs alte Mauleselwoilache hingebreitet; das waren die Betten der Reisenden. Zwanzig Schritt vom Hause (das heißt von dem beschriebenen einzigen Raume) stand eine Art Schuppen, der den Stall darstellte. In diesem reizenden Heim hausten, zur Zeit wenigstens, keine andern menschlichen Wesen als ein altes Weib und ein Mädchen von zehn bis zwölf Jahren, beide rußgeschwärzt und in arg zerlumpten Kleidern.

Das ist also alles, dachte ich bei mir, was von der Bevölkerung des alten Munda Baetica übrig ist! Cäsar und Pompejus, wenn ihr heute zur Welt zurückkämt, ihr wäret arg verwundert!

Wie die Alte meinen Gefährten gewahrte, entglitt ihr ein Schrei der Überraschung: Ah, der Herr Don José!

Don José runzelte die Stirn und hob gebieterisch die Rechte, worauf das Weib sofort verstummte. Ich wandte mich zu meinem Führer und gab ihm unauffällig zu verstehen, daß er mich über den Mann, mit dem ich die Nacht zubringen wollte, nicht weiter zu belehren brauche. Das Abendessen war besser als erwartet. Auf einem kleinen, kaum einen Fuß hohen Tisch reichte man uns: erst ein Frikassee von altem Hahn in stark gepfeffertem Reis, dann Paprikaschoten in Öl, zuletzt Gaspacho, eine Art Salat, wiederum nicht zu knapp mit spanischem Pfeffer versehen. Drei so gewürzte Gänge hießen uns den Montillawein, der sich als köstlich erwies, nicht verachten. Nach dem Mahle bemerkte ich an der Wand eine Mandoline (überall in Spanien hängen welche) und fragte die Kleine, ob sie spielen könne.

Nein, antwortete sie. Aber Don José kann es so schön!

Seien Sie so gut, sagte ich zu ihm, und singen Sie mir was vor! Ich habe eure Volksmusik leidenschaftlich gern.

Einem Herrn, der so nett ist und mir so herrliche Zigarren schenkt, dem kann ich nichts abschlagen, rief Don José gutgelaunt; er ließ sich die Mandoline geben und sang, indem er sich selber begleitete. Seine Stimme war rauh, doch angenehm, die Weise schwermütig und seltsam. Vom Text verstand ich kein Wort.

Wenn ich mich nicht irre, sagte ich zu ihm, ist das kein spanisches Lied, das Sie eben gesungen haben. Es erinnert mich an die Zorzigos, die ich in den Provinzen gehört habe. Die Worte müssen baskisch sein.

Jawohl, erwiderte Don José in traurigem Tone. Er legte die Mandoline hin, verschränkte die Arme und starrte fortan, merkwürdig trübselig, in das verlöschende Feuer. Der Schein einer Lampe, die auf dem Tischchen stand, leuchtete ihm ins Gesicht, das, edel und wild zugleich, mich an Miltons Satan denken ließ. Wie er, träumte mein Gefährte wohl von seiner Heimat, von der ihn eine Verfehlung fernhielt. Ich versuchte die Unterhaltung wieder in Fluß zu bringen, aber er gab keine Antworten, in seine düsteren Gedanken versunken. Längst war die Alte schlafen gegangen, in einer Ecke der großen Stube, hinter einer löcherigen Decke, die an einer Leine hing; die Kleine war ihr in dies dem schönen Geschlecht vorbehaltene Versteck gefolgt. Da erhob sich mein Führer und lud mich ein, mit in den Stall zu gehen; doch bei diesem Wort fuhr Don José wie ein im Schlafe Gestörter auf und fragte ihn barsch, wohin er wolle.

In den Stall, wiederholte der Mann.

Was gibt's dort? Die Pferde haben gefressen. Lege dich hier hin! Der Herr wird es erlauben.

Ich fürchte, das Pferd des Herrn ist krank. Möchte der Herr doch nachsehen. Vielleicht weiß er, was da zu tun ist.

Offenbar wollte mich Antonio allein sprechen; aber ich wollte Don José keinen Anlaß zum Argwohn geben, und in unsrer Lage dünkte es mich das beste zu sein, das größte Zutrauen zur Schau zu tragen. Also antwortete ich Antonio, ich verstände von Pferden nichts und hätte Verlangen nach Schlaf. Don José begleitete ihn in den Stall und kam bald allein zurück. Dem Pferde fehle nichts, sagte er, aber mein Führer halte es für ein so kostbares Tier, daß er es mit seiner Jacke abreibe, um es in Schweiß zu bringen, und die Nacht bei dieser angenehmen Beschäftigung zu verbringen gedenke. Mittlerweile hatte ich mich auf den Woilach hingestreckt, sorgfältig in meinen Mantel gewickelt, um ihn nicht zu berühren. Don José bat mich um Entschuldigung, daß er so frei sei, sich neben mich hinzulegen. Er nahm seine Ruhestätte an der Tür, nicht ohne erst seine Pistole mit einem neuen Zündhütchen zu versehen, die er dann behutsam unter den Mantelsack legte, der ihm als Kopfkissen diente. Wir wünschten einander gute Nacht, und fünf Minuten später lagen wir beide in tiefem Schlafe.

Ich hatte mich für müde genug gehalten, um auf solchem Lager schlafen zu können, aber nach Verlauf einer Stunde riß mich ein sehr unangenehmes Jucken aus dem ersten Schlummer. Sowie ich die Ursache festgestellt hatte, stand ich auf, überzeugt, daß ich den Rest der Nacht besser unter freiem Himmel als unter so ungastlichem Dache verbrächte. Ich schlich mich auf den Zehen zur Türe, machte einen großen Schritt über Don José, der den Schlaf des Gerechten schlief, und gelangte aus dem Hause, ohne ihn zu wecken. Nahe der Tür stand eine breite Holzbank; auf ihr legte ich mich lang und machte es mir nach Möglichkeit bequem. Eben wollte ich die Augen zum zweiten Male schließen, da kam es mir vor, als zögen die Schatten eines Mannes und eines Pferdes, einer hinter dem andern, lautlos an mir vorüber. Ich richtete mich auf und glaubte Antonio zu erkennen. Verwundert, ihn zu solcher Stunde außerhalb des Stalles zu

sehen, erhob ich mich und ging auf ihn zu. Da er mich eher, als ich ihn, erkannt hatte, war er stehngeblieben.

Wo ist er? fragte er mich im Flüstertone.

In der Venta. Er schläft. Wanzen stören ihn nicht. Warum habt Ihr das Pferd herausgebracht? Jetzt erst bemerkte ich, daß Antonio die Hufe des Tieres sorgfältig mit Stücken einer alten Decke umwickelt hatte, um beim Ausrücken aus dem Schuppen keinen Lärm zu verursachen.

Um Gottes willen, raunte mir Antonio zu, reden Sie leiser! Wissen Sie denn nicht, wer der Mann da drinnen ist? José Navarro, Andalusiens größter Bandit! Den ganzen Tag über habe ich Ihnen Zeichen gegeben, die Sie nicht haben verstehen wollen.

Bandit oder nicht, was geht mich das an? erwiderte ich. Uns hat er nicht beraubt, und ich möchte wetten, er denkt nicht daran.

Kann sein! Aber auf seine Ergreifung sind zweihundert Dukaten gesetzt. Anderthalbe Stunde von hier weiß ich einen Ulanenposten. Ehe es Tag wird, bringe ich ein paar handfeste Kerle her. Ich hätte sein Pferd genommen, aber es ist gar bösartig, und es läßt niemanden außer Navarro an sich heran.

Der Teufel soll Euch holen! sagte ich zu ihm. Was hat Euch der arme Mensch zuleide getan, daß Ihr ihn anzeigen wollt? Übrigens, seid Ihr sicher, daß es der Brigant auch wirklich ist, von dem Ihr redet?

Vollkommen sicher! Vorhin ist er mir in den Stall nachgelaufen und hat zu mir gesagt: Du kennst mich wohl? Aber wenn du diesem guten Manne verrätst, wer ich bin, jage ich dir eine Kugel durch den Kopf ... Bleiben Sie, Herr, bleiben Sie bei ihm! Sie haben nichts zu fürchten. Solange er Sie hier weiß, wird er keinen Verdacht schöpfen.

Während wir miteinander redeten, hatten wir uns bereits weit genug von der Herberge entfernt, so daß man dort den Klang der Eisen nicht mehr vernehmen konnte. Im Nu hatte

Antonio die Lappen von den Hufen des Pferdes abgestreift und schickte sich an aufzusitzen. Ich suchte ihn durch Bitten und Drohungen abzuhalten.

Herr, ich bin ein armer Schlucker, entgegnete er mir. Zweihundert Dukaten kann ich nicht fahren lassen, zumal wo es gilt, das Land von so einem Unhold zu befreien. Seid auf der Hut! Wenn der Navarro erwacht, wird er nach seinem Pistol greifen — und dann behüt Euch Gott! Ich bin dann weit weg und kehre nicht um. Helft Euch selber, so gut es geht!

Der Schelm war im Sattel. Er gab seinem Gaul die Zinken, und im Dunkeln war er mir alsbald entschwunden.

Ich war empört über meinen Führer und ziemlich aufgeregt. Nach einem Augenblick Überlegung war mein Entschluß gefaßt; ich ging zurück zur Venta. Don José schlief noch; gewiß erholte er sich von mehrtägigem Abenteuer voller Anstrengung und ohne Nachtruhe. Ich mußte ihn ordentlich schütteln, ehe ich ihn wach bekam. Nie vergesse ich seinen wilden Blick und die Bewegung, die er nach seiner Pistole machte, die ich aus Vorsicht seinem Lager etwas entrückt hatte.

Verzeihen Sie mir, sagte ich zu ihm, daß ich Sie wecke, aber ich habe eine dumme Frage an Sie zu richten? Wäre es Ihnen angenehm, wenn eine Ulanenpatrouille angerückt käme?

Er sprang auf und fragte mich mit fürchterlicher Stimme: Wer hat Ihnen das gesagt?

Es hat wenig auf sich, woher die Warnung stammt, wenn sie nur von Nutzen ist.

Ihr Führer hat mich verraten, aber er soll es mir büßen! Wo ist er?

Ich weiß nicht ... Im Stalle, denke ich ... Doch jemand hat mir gesagt ...

Wer hat Ihnen was gesagt? Die Alte unmöglich.

Einer, den ich nicht weiter kenne ... Kurz und gut, haben

Sie Anlaß, nicht auf die Soldaten zu warten, ja oder nein? Wenn Sie welchen haben, dann verlieren Sie keine Zeit! Wenn nicht, dann gute Nacht! Ich bitte um Entschuldigung, Sie in Ihrem Schlafe gestört zu haben.

Aha, Ihr Führer, Ihr Führer! Ich habe ihm von Anfang an mißtraut. Genug! Sein Maß ist voll. Leben Sie wohl, Herr! Der liebe Gott möge Ihnen den Dienst vergelten, den ich Ihnen schuldig bleibe! Ich bin keineswegs so schlecht, wie Sie glauben ... Noch lebt etwas in mir, wert des Mitgefühls eines rechtschaffenen Mannes ... Leben Sie wohl, Herr! Das eine nur tut mir leid, daß ich mich Ihnen nicht erkenntlich zeigen kann.

Don José, erwiderte ich, als Gegenleistung für den Dienst, den ich Ihnen erweise, müssen Sie mir versprechen, auf niemanden Verdacht zu werfen und auf jedwede Rache zu verzichten. Nehmen Sie! Hier sind Zigarren auf Ihren Weg. Glückliche Reise!

Ich reichte ihm die Hand. Er drückte sie mir, ohne etwas zu erwidern, nahm Pistole und Mantelsack, und nachdem er der Alten ein paar Worte gesagt hatte, in einer Mundart, die ich nicht verstand, lief er zum Schuppen. Alsbald verhallte der Galopp seines Pferdes in der Ferne.

Ich legte mich wieder auf meine Bank, vermochte aber nicht einzuschlafen. Ich fragte mich, ob ich recht getan hatte, einen Räuber, vielleicht gar einen Mörder, vor dem Galgen zu retten, und zwar lediglich, weil ich mit ihm Hühnerfrikassee à la Valenciennes geschmaust hatte. War ich nicht der Verräter meines Führers, der auf Seite der Gesetze stand? Hatte ich ihn nicht der Rache eines Verbrechers preisgegeben? Ja, aber die Pflicht der Gastfreundschaft? Atavismus! Wir sind keine Urmenschen mehr. Ich werde alle Schandtaten, die dieser Bandit noch begeht, auf dem Gewissen haben ... Hinwiederum, ist die innere Stimme, die allen Gründen der Vernunft widerspricht, wirklich bloß Atavismus?

Meiner moralischen Grübelei setzte die Reiterpatrouille ein Ende, die ich anreiten sah im Verein mit Antonio, der sich klug und weise im Hintertreffen hielt. Ich ging ihnen entgegen und meldete unbefragt, daß der Bandit bereits vor mehr denn zwei Stunden Reißaus genommen habe. Vom Wachtmeister verhört, sagte die Alte aus, daß sie den Navarro kenne; da sie aber einsam wohne, habe sie nie gewagt, ihn anzuzeigen, um ihr Leben nicht aufs Spiel zu setzen. Sie fügte hinzu, es sei seine Gewohnheit, wenn er bei ihr einkehre, immer mitten in der Nacht wieder fortzureiten.

Was mich anbelangt, so mußte ich etliche Wegstunden vom Orte des Abenteuers meinen Paß vorlegen und vor einem Alkaden (Richter) eine Erklärung unterzeichnen. Erst dann gestattete man mir, meine Altertumsforschungen wieder aufzunehmen. Antonio grollte mir, weil er mich im Verdacht hatte, daß ich es gewesen, der es vereitelt hatte, die zweihundert Dukaten zu verdienen. Gleichwohl schieden wir in Kordova als gute Freunde. Ich gab ihm ein Trinkgeld, so hoch, wie es der Stand meiner Finanzen mir erlaubte.

In Kordova verblieb ich einige Tage. Man hatte mich auf eine Handschrift in der Bücherei der Dominikaner aufmerksam gemacht, in der merkwürdige Nachrichten über das alte Munda zu finden wären. Von den frommen Vätern bestens aufgenommen, weilte ich tagsüber in ihrem Kloster, und abends schlenderte ich durch die Stadt. Gegen Sonnenuntergang wimmelt es auf dem Staden, der das rechte Ufer des Guadalquivir eindämmt, von Müßiggängern. Man hat zwar die Düfte einer Lohgerberei, die den uralten Ruhm des Landes in der Lederbereitung in Ehren hält, einzuatmen, dafür genießt man ein nicht unübles Schauspiel. Einige Minuten vor dem Abendläuten versammeln sich eine Menge Frauen am Flusse, unterhalb der ziemlich hohen Kaimauern. Kein Mann darf es wagen, sich in diese Schar zu mischen.

Sobald das Angelus ertönt, gilt die Nacht für angebrochen. Beim letzten Glockenschlag ziehen sich alle Frauen aus und gehen ins Wasser. Nun erhebt sich Geschrei und Gelächter, ein Höllenlärm. Vom Staden herab schauen die Männer den Badenden zu, reißen die Augen auf, sehen aber nicht viel. Immerhin erregen die unbestimmbaren weißen Gestalten, die sich vom Dunkelblau der Flut abheben, phantastische Gemüter; und bei einiger Einbildungskraft ist es nicht schwer, sich Diana mit ihren Nymphen im Bade vorzustellen, ohne daß man das Schicksal des Aktäon zu befürchten hat. Man hat mir erzählt, ein paar nichtsnutzige Schlingel hätten eines schönen Tages zusammengesteuert und den Glöckner der Kathedrale bestochen, so daß er das Angelus zwanzig Minuten vor der richtigen Zeit läutete. Obgleich noch hellichter Tag war, zögerten die Nymphen des Guadalquivir nicht, dem Angelus mehr denn der Sonne zu trauen, und machten sich in aller Seelenruhe zum Baden zurecht, wozu sie nicht viel anhaben. Ich bin nicht dabei gewesen. Zu meiner Zeit war der Glöckner unbestechlich und die Dämmerung so stark, daß nur Katzenaugen das älteste Obstweib vom hübschesten Nähmädel hätten unterscheiden können.

Eines Abends, zur Zeit, da man gar nichts mehr sieht, lehnte ich rauchend am Geländer, als ein Frauenzimme die Treppe, vom Flusse her, heraufkam und sich neben mi niederließ. Sie hatte Jasminblüten im Haar, deren nächtlicher Duft so berauschend ist. Sie war schlicht, fast ärmlic gekleidet und ganz schwarz wie die meisten kleinen Mädche von Sevilla. (Die Damen gehen nur vormittags in Schwarz am Abend kleiden sie sich à la francesa.) Wie sie sich gesetz hatte, ließ die dem Bad Entstiegene die Mantilla, die ih Haupt bedeckte, zur Schulter gleiten, und im dunklen Ster nenlicht sah ich, daß sie klein, jung und wohlgestaltet wa und sehr große Augen hatte. Sofort warf ich meine Zigarr weg. Dieser Betätigung echt französischer Höflichkeit ließ si

sogleich die Bemerkung folgen, sie liebe Tabakgeruch und würde selber rauchen, wenn sie leichte Papelitos zur Hand hätte. Glücklicherweise hatte ich welche bei mir und beeilte mich, sie ihr anzubieten. Sie geruhte eine zu nehmen und setzte sie mit dem Ende eines Zündfadens, den uns ein Kind für einen Sou reichte, in Brand. Während sich unser Rauch vermählte, plauderten wir, die schöne Nymphe und ich, so lange, bis wir schließlich fast allein noch am Staden waren. Ohne mich für aufdringlich zu halten, lud ich sie zu Eis in einer Neveria ein. Einen Augenblick zögerte sie bescheiden; dann ging sie darauf ein, fragte nur zuvor, wie spät es wäre. Ich ließ meine Repetieruhr schlagen, sichtlich zu ihrem Erstaunen.

Was die Herren Fremden für schöne Erfindungen haben! sagte sie. Aus welchem Lande sind Sie? Gewiß Engländer? (In Spanien gilt, ganz wie im Orient, jeder Reisende, wenn er nicht Kattun- oder Seidenproben bei sich hat, für einen Inglesito.)

Ich bin Franzose und Ihr gehorsamster Diener. Und Sie, Mademoiselle oder Madame, Sie sind gewiß aus Kordova?

Nein.

Mindestens Andalusierin, was ich aus Ihrer wohlklingenden Sprache schließen möchte.

Wenn Sie ein so gutes Ohr haben, müßten Sie eigentlich merken, was ich bin.

Ich glaube, Sie sind aus dem Wunderlande, das gleich nach dem Paradiese kommt. (Diese bildliche Bezeichnung für Andalusien hatte ich von meinem Freunde Francisco Sevilla, einem berühmten Picador.)

Ach was. Das Paradies ... Die Leute von hier sagen, das wäre nicht für uns geschaffen.

Also sind Sie Maurin oder ... (Ich stockte, da ich nicht sagen wollte: Jüdin.)

Sagen Sie es nur! Sie sehen, daß ich Zigeunerin bin. Soll ich Ihnen wahrsagen? Haben Sie von der Carmencita gehört? Die bin ich.

Ich war damals — es sind fünfzehn Jahre her — ein derartiger Nichtsglaubender, daß ich nicht den leisesten Schauder verspürte, als ich mich vor einer wahrhaftigen Hexe sah. Schön! dachte ich bei mir. Vorige Woche habe ich mit einem Straßenräuber mein Abendbrot verzehrt; gehen wir heute mit einer Magd des Teufels Eis essen! Auf der Reise darf man sich nichts entgehen lassen. Ich hatte einen weiteren Grund, diese Bekanntschaft zu pflegen. Als angehender Student habe ich, wie ich zu meiner Schande gestehe, einige Zeit damit vergeudet, mich in die Geheimwissenschaften zu vertiefen; ja, ich habe mehr als einmal sogar versucht, den Geist der Finsternis zu beschwören. Längst geheilt von der Leidenschaft für derlei Forschungen, war mir gleichwohl eine gewisse Wißbegier verblieben, die dem Aberglauben jedweder Art nachging, und es war mir ein Hochgenuß, erfahren zu sollen, in welchem Grade die Zauberkunst bei den Zigeunern im Schwang ist.

Lebhaft plaudernd waren wir in die Neveria eingetreten und hatten an einem Tischchen Platz genommen, das von einer Wachskerze in einer Glaskugel beleuchtet wurde. Jetzt hatte ich alle Muße, meine Gitana zu mustern, während etliche ehrsame Leute bei ihrem Eis sich baß verwunderten, mich in so erlesener Gesellschaft zu sehen.

Ob Fräulein Carmen reiner Rasse war, bezweifle ich stark; in jedem Falle war sie unendlich hübscher als alle Zigeunerinnen, denen ich je begegnet bin. Eine Frau ist schön, sagen die Spanier, wenn sie dreißig Merkmale an sich vereint oder, anders ausgedrückt, wenn man sie mit zehn Eigenschaftswörtern bedenken kann, von denen sich jedes auf je drei Dinge an ihr anwenden läßt. Zum Beispiel soll sie dreierlei schwarz haben: die Augen, die Wimpern, die Brauen; dreierlei fein: Finger, Lippen, Haar, und so weiter. Näheres bei Brantôme. Meine Zigeunerin hatte keinen Anspruch auf so viele Vollkommenheiten. Ihre Haut, übrigens völlig gleichmäßig getönt, war nahezu kupferfarbig; ihre Augen waren

schräg, doch wunderbar geschnitten; ihre Lippen schön gezeichnet, aber etwas zu voll; zwischen ihnen leuchteten Zähne, weißer als geschälte Mandeln. Ihr vielleicht ein wenig zu starkes Haar war schwarz mit dem bläulichen Schimmer des Rabengefieders. Um nicht ermüdend weitschweifig zu werden, sei kurz gesagt, daß jedem Mangel an ihr ein Reiz gesellt war, der durch den Kontrast um so stärker wirkte. Sie war von seltsamer wilder Schönheit. Ihr Gesicht befremdete einen zuerst, aber man konnte es nicht vergessen. Insbesondere hatten ihre Augen einen wollüstigen und zugleich bösen Ausdruck, wie ich ihn im Blicke keines andern Menschen wiedergefunden habe. Zigeuneraugen — Wolfsaugen, sagt ein spanisches Sprichwort, das von guter Beobachtung zeugt. Wer keine Zeit hat, in den Zoo zu gehen, um den Wolfsblick zu ergründen, mag eine Katze beobachten, die einem Sperling auflauert.

Selbstverständlich wäre es lächerlich gewesen, wenn ich mir in einem Kaffeehause hätte wahrsagen lassen. So bat ich denn die hübsche Hexe, sie in ihre Wohnung begleiten zu dürfen. Ohne Bedenken willigte sie ein; nur wünschte sie wiederum die Zeit zu wissen und ersuchte mich, meine Uhr abermals schlagen zu lassen.

Ist sie echt golden? fragte sie, während sie sie mit übermäßiger Aufmerksamkeit betrachtete.

Als wir uns auf den Weg machten, war es stockdunkle Nacht. Die meisten Läden waren geschlossen und die Straßen vereinsamt. Wir gingen über die Guadalquivirbrücke und machten in der äußersten Vorstadt vor einem Hause halt, das nichts weniger wie ein Palais aussah. Ein Kind öffnete uns. Die Zigeunerin sagte ihm einige Worte in mir unbekannter Sprache; es war ein Zigeunerdialekt, wie ich heute weiß. Alsbald verschwand das Kind; wir blieben allein in einer ziemlich geräumigen Stube, in der ein kleiner Tisch, zwei Schemel und ein Koffer standen, nicht zu vergessen einen Krug Wasser, einen Haufen Orangen und ein Bündel Zwiebeln.

Sowie wir unter uns waren, holte die Zigeunerin aus ihrem Koffer Karten, die sichtlich viel benutzt waren, einen Magnet, ein getrocknetes Chamäleon und etliche andre zu ihrer Kunst nötige Dinge. Dann mußte ich mit meiner linken Hand mit einem Geldstück ein Kreuz schlagen, und der Hokuspokus begann. Ihre Weissagungen zu wiederholen, hätte keinen Zweck; was aber ihr ganzes Sichgehaben dabei anbelangt, so war sie offenbar keine Anfängerin in ihrer Zunft.

Leider wurden wir bald gestört. Die Tür ward plötzlich aufgerissen, und ein Mann, bis an die Augen in einen braunen Mantel gewickelt, betrat das Zimmer, wobei er die Zigeunerin nicht gerade freundlich anfuhr. Was er sagte, verstand ich nicht, aber der Ton seiner Stimme verriet sehr schlechte Laune. Die Gitana zeigte bei seinem Anblicke weder Überraschung noch Zorn, aber sie ging ihm rasch entgegen und redete mit ungemeiner Zungenfertigkeit auf ihn ein, in denselben geheimnisvollen Lauten wie schon einmal in meiner Gegenwart. Das Wort payllo, das öfters wiederkehrte, war das einzige, das ich verstand. Ich wußte, daß die Zigeuner damit jeden ihrer Rasse fremden Menschen bezeichnen. In der Annahme, daß es sich um mich handelte, machte ich mich auf eine heikle Auseinandersetzung gefaßt. Schon hatte ich die Hand am Bein eines der Schemel und erspähte insgeheim den geeigneten Moment, ihn dem Ankömmling an den Kopf zu werfen. Der stieß die Zigeunerin zur Seite und trat auf mich zu; da prallte er zurück.

Herr, Sie! rief er.

Ich schaute mir ihn meinerseits an und erkannte meinen Freund Don José. Im Augenblick reute es mich fast, daß ich ihn vor dem Galgen gerettet hatte.

Ah, Sie Wackerer! sagte ich und lachte, soweit mir dies glückte. Sie haben das Fräulein mitten in der Voraussage merkwürdiger Dinge gestört.

Immer wieder. Das muß aufhören! murmelte er und warf ihr einen wütenden Blick zu.

Dessenungeachtet redete die Zigeunerin weiter in ihrer Sprache auf ihn ein. Sie ereiferte sich mehr und mehr. Ihre Augen, die blutrot wurden, nahmen einen schrecklichen Ausdruck an; ihre Züge verzerrten sich; sie stampfte mit dem Fuße. Offenbar bot sie alles auf, ihn zu etwas zu nötigen, wogegen er sich sträubte. Was das war, ward mir ziemlich klar, als ich sah, wie sie mit ihrer niedlichen Hand unter ihrem Kinn blitzschnell hin und her fuhr; vermutlich sollte jemandem die Gurgel abgeschnitten werden, und ich konnte mich des Verdachts nicht erwehren, daß meine Gurgel in Frage stand.

Diesem Sturzbach von Sätzen warf Don José nur zwei, drei Worte in trocknem Ton entgegen. Darauf schleuderte sie ihm einen Blick tiefer Verachtung zu, kauerte mit gekreuzten Beinen in der Ecke des Gemaches nieder, nahm sich eine Orange, schälte sie und begann sie zu verzehren.

Don José ergriff mich am Arm, öffnete die Tür und führte mich zur Gasse. Etwa zweihundert Schritte legten wir völlig schweigsam zurück; sodann wies er mir mit der Hand den Weg und sagte: Immer geradeaus! So erreichen Sie die Brücke. Damit wandte er mir den Rücken und machte sich eilends davon.

Wie ein Dummer und recht ärgerlich kam ich in meinen Gasthof zurück. Obendrein bemerkte ich, wie ich mich auskleidete, daß mir meine Taschenuhr fehlte. Verschiedene Erwägungen hielten mich ab, sie mir anderntags persönlich zu holen oder die Polizei auf die Suche danach zu schicken. Ich beendete meine Arbeit an der Handschrift der Dominikaner und reiste weiter nach Sevilla. Nachdem ich mehrere Monate Andalusien durchstreift hatte, machte ich mich auf den Rückweg nach Madrid. Wieder kam ich durch Kordova. Ich hegte nicht die Absicht, mich lange dort aufzuhalten, denn ich war auf diese schöne Stadt samt den Nymphen des Guadalquivir nicht mehr gut zu sprechen. Doch ich hatte ein paar Freunde aufzusuchen und einige Besorgungen zu machen, was mich

bestimmte, mindestens drei oder vier Tage in der alten Hauptstadt der Maurenfürsten zu verweilen.

Bei meiner Wiederkunft im Kloster der Dominikaner empfing mich einer der Patres, der immer regen Anteil an meinen Forschungen über die Lage von Munda gezeigt hatte, mit offenen Armen und rief mir zu: Gott Lob und Dank! Seien Sie willkommen, teurer Freund! Wir haben Sie alle für tot gehalten, und ich, der ich mit Ihnen rede, ich habe manch Paternoster und Ave-Maria für das Heil Ihrer Seele gebetet. Hab's gern getan. Sie sind also nicht ermordet worden! Denn daß man Sie bestohlen hat, wissen wir.

Wieso!? fragte ich ein wenig verblüfft.

Nun, Sie wissen doch, Ihre schöne Repetieruhr, die Sie immer in der Bücherei abends haben schlagen lassen, wenn wir Ihnen sagten, es wäre Zeit, in den Chor zu gehen: diese Uhr ist wieder da. Man wird sie Ihnen zurückgeben . .

Das heißt, ich hatte sie verlegt . . ., unterbrach ich ihn etwas unsicher.

Der Spitzbube sitzt hinter Schloß und Riegel, und da er als Mann bekannt ist, der einen Christenmenschen um ein paar Groschen niederknallt, waren wir halbtot vor Angst, er könnte Sie ermordet haben. Ich werde mit Ihnen zum Korregidor gehen und uns Ihre schöne Uhr wiederholen. Nun sagen Sie aber drüben nicht, es gäbe keine gute Polizei in Spanien!

Ich gestehe Ihnen, sagte ich, ich will lieber meine Uhr einbüßen, denn vor Gericht gegen einen armen Teufel zeugen und ihn an den Galgen bringen . . . zumal da . . . da . .

Machen Sie sich darüber keinerlei Sorge! Sein Kerbholz ist sowieso voll, und zweimal hängen lassen kann man ihn nicht. Wenn ich sage: hängen, so ist das nicht ganz richtig. Es ist ein Hidalgo, Ihr Räuber. Folglich wird er erdrosselt übermorgen, ohne Gnade. Ein Diebstahl mehr oder weniger ändert daran nichts. Wollte Gott, er hätte bloß gestohlen

Aber er hat mehrere Morde begangen, einen grusliger als den andern.

Wie heißt er?

Er ist allbekannt unter dem Namen José Navarro, aber er hat noch einen andern, baskischen Namen, den weder Sie noch ich richtig aussprechen können. Übrigens, den Mann muß man sich anschaun, und da Sie den Eigentümlichkeiten des Landes so eifrig nachgehen, dürfen Sie nicht versäumen, zu sehen, wie solche Gauner in Spanien diese Welt verlassen. Pater Martinez wird Sie zu ihm führen.

Mein Dominikaner ließ nicht locker, daß ich mir die Vorbereitungen zu dem hochnotpeinlichen Strafgericht anschauen müsse, und so fügte ich mich. Ich besuchte den Gefangenen, versehen mit einem Bündel Zigarren, die meine Aufdringlichkeit entschuldigen sollten.

Man brachte mich zu Don José, wie er gerade beim Mittagsbrot saß. Er nickte mir kaltblütig zu und dankte mir höflich für die ihm mitgebrachte Gabe. Er zählte die Zigarren ab, die ich ihm im Bündel in die Hand gedrückt hatte, und nahm sich davon eine bestimmte Anzahl. Den Rest reichte er mir zurück, mit der Bemerkung, mehr brauche er nicht.

Ich fragte ihn, ob ich ihm mit etwas Geld oder dem Kredit meiner hiesigen Freunde irgendwelche Erleichterung seines Loses verschaffen könne. Zuerst zuckte er die Achseln und lächelte trübselig. Dann besann er sich anders und bat mich, für das Heil seiner Seele eine Messe lesen zu lassen.

Würden Sie, fügte er zaghaft hinzu, eine zweite lesen lassen, für jemanden, der Ihnen etwas angetan?

Gewiß, erwiderte ich ihm, aber ich wüßte nicht, wer mir hierzulande etwas angetan hätte.

Er griff nach meiner Hand und drückte sie mit ernster Miene. Nach kurzem Schweigen sagte er: Darf ich es wagen, Sie um noch einen Dienst zu bitten? Wenn Sie in Ihre Heimat zurückkehren, kommen Sie vielleicht durch Pam-

plona; zum mindesten berühren Sie Vitoria, das nicht allzuweit davon entfernt ist.

Ja, antwortete ich, ich komme bestimmt durch Vitoria, aber es ist auch nicht unmöglich, daß ich nach Pamplona abbiege. Euch zu Gefallen werde ich den Umweg gern machen.

Das ist schön! Wenn Sie Pamplona aufsuchen, werden Sie so manches Merkwürdige sehen ... Es ist eine herrliche Stadt ... Ich gebe Ihnen diese Medaille (er wies auf eine kleine silberne Henkelmünze, die er am Halse trug). Wickeln Sie sie in Papier ... (Er hielt einen Augenblick inne, um seiner Rührung Herr zu werden) und bringen Sie sie ... oder schicken Sie sie durch einen Boten ... einer braven Frau, deren Wohnung ich Ihnen noch gebe. Sagen Sie, ich wäre gestorben, aber sagen Sie nicht, wie.

Ich versprach seinen Auftrag auszuführen. Am folgenden Morgen besuchte ich ihn nochmals und verbrachte einen Teil des Tages bei ihm. Da habe ich von ihm die folgenden traurigen Erlebnisse erzählt bekommen.

Ich bin in Elizondo im Tale von Baztan geboren. Ic heiße Don José Lizarrabengoa, und Sie, Herr, kennen Spa nien hinreichend, so daß Ihnen schon mein Name sagt, ic bin Baske und aus altem Christenhause. Wenn ich mich Do nenne, so geschieht es, weil ich das Recht dazu habe, un wenn wir in Elizondo wären, zeigte ich Ihnen meine Stammbaum auf Pergament. Man wollte mich zum Geis lichen machen und schickte mich auf die Hochschule, aber i kam nicht recht vorwärts. Ich liebte das Ballspiel zu seh und das war mein Verderben. Wenn wir Navarraer Ba spielen, vergessen wir alles. Eines Tages hatte ich gewonne da fing ein Bursche aus Avala Streit mit mir an. W nahmen unsere Maquilas (eisenbeschlagene Stöcke), und i war wieder Sieger, mußte aber in der Folge die Gege verlassen. Dragoner begegneten mir, und ich trat in d

Reiterregiment von Almanza ein. Wir Kinder der Berge erlernen das Soldatenhandwerk rasch. Bald war ich Unteroffizier, und ich hatte Aussicht, Vizewachtmeister zu werden, da kam ich zu meinem Unglück zum Wachtkommando an der Tabakfabrik von Sevilla.

Wenn Sie in Sevilla gewesen sind, werden Sie dies große Gebäude gesehen haben, außerhalb der Wälle, am Guadalquivir. Noch ist's mir, als sähe ich das Tor, daneben die Wache. Ein Spanier auf Wache spielt Karten oder schläft. Ich als echter Navarraer suchte mich stets zu beschäftigen. Ich machte mir eine Messingkette, um meine Putznadel daran zu tragen. Auf einmal sagten die Kameraden: Es läutet; die Mädels gehen wieder an die Arbeit. Sie wissen, Herr, in der Manufaktur sind vier- bis fünfhundert Frauen angestellt. Sie wickeln die Zigarren in einem großen Saale, zu dem Männer ohne behördlichen Erlaubnisschein keinen Zutritt haben, weil die Weiber, zumal die jungen, es sich bequem machen, wenn es heiß ist. Zur Stunde, da sich die Arbeiterinnen nach ihrem Mittagsmahle wieder einstellen, kommen viele junge Leute, um sie vorübergehn zu sehen und mit ihnen anzubändeln. Unter diesen Dämchen gibt es wenige, die eine seidne Mantilla verschmähen, und wer sich eine aufgabeln will, braucht bloß zuzugreifen. Während die andern gafften, blieb ich auf meiner Bank am Tore. Ich war damals jung, hatte Heimweh und meinte, ohne blaue Röcke und langhängende Zöpfe gäbe es keine hübschen Mädels. Übrigens hatte ich Angst vor den Andalusierinnen; ich hatte mich noch nicht gewöhnt an ihre Art, immer zu spötteln und nie ein vernünftiges Wort zu reden. So hockte ich über meiner Kette, als ich die Zivilisten sagen hörte: Da, die kleine Zigeunerin! Ich blickte auf und sah sie. Es war an einem Freitag; ich werde ihn nie vergessen. Ich sah die Carmen, die Sie kennen, bei der ich Ihnen vor ein paar Monaten begegnet bin.

Sie hatte einen sehr kurzen roten Rock an, der weißseidene

Strümpfe mit mehr denn einem Loch sehen ließ, und niedliche Schuhe von rotem Leder, mit feuerroten Bändern zugebunden. Die Mantilla hatte sie zurückgeschlagen, um ihre Schultern und einen großen Akazienstrauß vorn im Hemd zu zeigen. Eine Akazienblüte trug sie überdies im Winkel ihres Mundes. So schritt sie dahin, sich in den Hüften wiegend wie ein Füllen in den Koppeln von Kordova. In meiner Heimat hätte man sich vor einem Frauenzimmer in solchem Aufzuge bekreuzt. In Sevilla richtete jedermann irgendein Kompliment ob ihrer Haltung an sie, und sie antwortete jedem, äugte links und rechts, die Faust in der Hüfte, frech wie eben eine echte Zigeunerin. Zuerst gefiel sie mir nicht, und ich nahm meine Arbeit wieder auf; aber wie die Weiber und Katzen, die nicht kommen, wenn man sie ruft, und kommen, wenn man sie nicht ruft, blieb sie vor mir stehen und redete mich an. Gevatter, sagte sie in andalusischer Mundart, willst du mir die Kette geben? Ich will den Schlüssel zu meinem Geldschrank dran tragen.

Meine Putznadel kommt dran, erwiderte ich ihr.

Deine Putznadel? rief sie auflachend. Ah, der Herr Unteroffizier macht Nadelarbeiten!

Alle Herumstehenden lachten, und ich fühlte, daß ich rot ward, fand aber keine Erwiderung.

Komm, Schatz! fuhr sie fort. Mache mir sieben Ellen schwarze Spitze für meine Mantilla, Herzenshäkler du!

Dabei nahm sie die Akazienblüte aus dem Munde und schnellte sie mir mit dem Daumen gerade zwischen die Augen. Es war mir, als hätte mich eine Kugel getroffen. Ich hätte mich am liebsten irgendwohin verkrochen, aber ich stand da, starr wie ein Holzklotz.

Als sie in der Fabrik verschwunden war, erblickte ich die Akazienblüte, die zur Erde mir zwischen die Füße gefallen war. Ich weiß nicht, was mich anwandelte; ich hob sie auf, ohne daß meine Kameraden es bemerkten, und barg sie behutsam unter meinem Rock. Das war meine erste Torheit.

Zwei bis drei Stunden später — ich mußte noch immer daran denken —, da kommt ein Pförtner außer Atem und ganz verstört in die Wachtstube gestürzt. Er berichtet uns, im großen Zigarrensaal sei ein Weib ermordet worden; die Wache solle eingreifen. Der Wachthabende befiehlt mir, zwei Mann zu nehmen und drüben nachzusehen. Ich nehme meine beiden Leute und gehe hinauf. Stellen Sie sich vor: beim Eintritt in den Saal sehe ich zunächst dreihundert Frauenzimmer im Hemd oder mit kaum mehr; alle schreien, heulen, fuchteln mit den Armen herum und machen einen Heidenlärm, daß man den lieben Gott nicht hätte donnern hören. An der einen Wand lag eine da, alle viere gen Himmel, voller Blut, im Gesicht ein Kreuz, das von zwei frischen Messerstichen herrührte. Vor der Verwundeten, um die sich ein paar von den Besseren dieser Rasselbande bemühten, stand Carmen, festgehalten von einem halben Dutzend Weibern. Die Gestochene brüllte: Beichten, beichten! Ich sterbe ... Carmen sagte kein Wort; sie biß die Zähne aufeinander und rollte mit den Augen wie ein Chamäleon.

Was ist los? fragte ich. Nur mit Mühe bekam ich heraus, was sich zugetragen hatte, denn alle die Arbeiterinnen redeten zugleich auf mich ein. Wahrscheinlich hatte die Verwundete sich gebrüstet, so viel Geld in der Tasche zu haben, daß sie sich auf dem Markte von Triana einen Esel kaufen könne. — Na du, hatte Carmen mit ihrer losen Zunge gesagt, der Besen genügt dir wohl nicht? — Durch diesen Hohn gereizt, vielleicht auch weil sie sich getroffen fühlte, gab die andre die Antwort, sie verstehe sich nicht auf Besen, da sie nicht die Ehre habe, Zigeunerin oder des Teufels Patenkind zu sein, aber Fräulein Carmencita werde die Bekanntschaft mit dem Esel sehr bald machen, wenn der Herr Korregidor sie zu Spazierritten einlade, zwei Lakaien hinterher, zum Fliegenabwedeln. — Halt's Maul! rief Carmen. Oder ich barbiere dir's mit meiner Fliegenklatsche! Und ritsch, ratsch hat sie ihr das Gesicht zersäbelt.

Der Fall lag klar. Ich faßte Carmen am Arm und sagte höflich zu ihr: Schwesterlein, mußt mit! Sie warf mir einen Blick zu, der mir verriet, daß sie mich wiedererkannte; und in ergebenem Tone sagte sie: Gehen wir! Wo ist meine Mantilla? Diese schlang sie um den Kopf derart, daß nur eines ihrer großen Augen zu sehen blieb, und folgte meinen beiden Leuten sanft wie ein Lamm. Als wir in der Wache waren, erklärte der Vizewachtmeister, das sei eine schwere Sache; sie müsse ins Gefängnis. Wiederum war ich es, der sie abführte. Ich nahm sie zwischen zwei Dragoner und marschierte hinterher, wie dies ein Unteroffizier in solchem Falle zu tun hat.

Wir nahmen den Weg zur Stadt. Anfangs war die Zigeunerin stumm; aber in der Schlangengasse (Sie kennen sie; sie verdient ihren Namen wegen der Windungen, die sie macht), in der Schlangengasse ließ sie zuerst ihre Mantilla auf die Schulter fallen, damit ich ihr Hexengesicht sehen sollte, und indem sie sich umwandte, soweit sie konnte, sagte sie zu mir: Herr Offizier, wohin führen Sie mich? Ins Gefängnis, armes Kind, erwiderte ich ihr möglichst artig, wie ein braver Soldat mit einem Verhafteten sprechen soll, insbesondere mit einem weiblichen.

Weh mir! Was wird mir geschehen? Herr Offizier, haben Sie Erbarmen mit mir! Sie sind so jung, so nett ... Etwas leiser fügte sie hinzu: Lassen Sie mich ausreißen! Ich will Ihnen dafür ein Stück Barlachi geben, mit dem Sie alle Frauen in Sie verliebt machen können. (Wissen Sie, Herr Barlachi, das ist ein Magnetstein, mit dem man, wie di Zigeuner behaupten, eine Menge Zaubereien vollführt wenn man sich seiner zu bedienen weiß. Schüttet man einen Weibe eine Messerspitze davon zerrieben in ein Glas Weiß wein, so sträubt sie sich nicht mehr.) Ich erwiderte ihr gan ernst: Hier werden keine Narrenspossen getrieben. Es geh ins Gefängnis. So lautet der Befehl, und dagegen gibt e kein Mittel.

Wir Basken haben eine Aussprache, an der man uns leicht von den Spaniern unterscheidet, wohingegen kein Spanier unser: Bai, jaona (Ja, Herr!) richtig herauskriegt. Also erriet Carmen ohne weiteres, daß ich aus den Provinzen bin. Bekanntlich sprechen die Zigeuner, die keinen festen Sitz haben und durch alle Länder wandern, auch alle Sprachen; sie sind in Portugal, in Frankreich, in den Provinzen, in Katalonien, kurz allerorts wie zu Hause. Sogar mit den Mauren und Engländern verständigen sie sich . . . Carmen konnte leidlich baskisch. Laguna ene bihotsarena! (Freund meines Herzens!) rief sie mir plötzlich zu, seid Ihr nicht Baske? (Herr, unsere Sprache ist so schön, daß wir in der Fremde bei ihrem Klange zittern . . .)

Und ganz leise fügte der Bandit hinzu: Ich möchte einen Beichtvater aus der Heimat haben . . . Er schwieg eine Weile. Dann fuhr er fort:

Ich bin aus Elizondo, erwiderte ich ihr baskisch, gerührt, weil ich meine Muttersprache gehört hatte. — Und ich bin aus Etchalar, sagte sie. (Das ist vier Stunden weit von meinem Heimatsorte.) Zigeuner haben mich nach Sevilla verschleppt. Ich bin in der Tabakfabrik, um mir das Geld zu erarbeiten zur Rückkehr nach Navarra zu meiner armen Mutter, deren einzige Stütze ich bin, und die nichts besitzt als einen kleinen Barratcea (Garten) mit zwanzig Apfelbäumen zum Weinmachen. Ach, wäre ich in meiner Heimat vor den weißen Bergen! Man hat mich beschimpft, weil ich nicht von hier bin, wo es nichts als Spitzbuben gibt, die mit faulen Orangen handeln. Diese Bettelweiber sind alle gegen mich, weil ich ihnen gesagt habe, die Maulhelden von Sevilla mit ihren Messern wären alle miteinander nicht imstande, einen einzigen Burschen aus unsrer Gegend in seiner blauen Mütze und mit seinem Maquila auszustechen . . . Sag' an, Landser, kannst du nichts für eine aus deiner Heimat tun?

Sie log; sie hat immer gelogen. Ich weiß nicht, ob dies Weib je in ihrem Leben ein wahres Wort gesprochen hat.

Aber als sie so redete, glaubte ich ihr. Dem allem zu widerstehen, dazu war ich nicht stark genug.

Sie sprach schlecht Baskisch; doch ich hielt sie für eine aus Navarra. Ihre Augen und ihre Hautfarbe hätten mir sagen müssen, daß ich eine Zigeunerin vor mir hatte. Ich Narr sah nicht mehr richtig. Ich dachte bei mir, wenn Spanier sich unterstanden hätten, Schlechtes von meiner Heimat zu reden, ich hätte ihnen das Gesicht ebenso zersäbelt wie sie das ihrer Arbeitsgenossin. Kurz, ich war wie ein Bezechter. Ich fing an, dummes Zeug zu schwatzen; und dumme Dinge zu tun, lag dem nicht fern.

Wenn ich Ihnen einen Stoß gäbe und Sie fielen hin, begann sie wiederum auf baskisch, Landser, die beiden kastilianischen Rekruten sollten mich nicht halten...

Weiß Gott, ich vergaß den Befehl und alles und sagte zu ihr: Landsmännin, meinetwegen, versucht's, und Unsre Liebe Frau vom Berge steh Euch bei!

In diesem Augenblick kamen wir an einem Seitengäßchen vorüber, deren es in Sevilla so viele gibt. Plötzlich dreht sich Carmen um und versetzt mir einen Faustschlag gegen die Brust. Ich falle rücklings um. Sie macht einen Satz über mich weg und rennt davon, indem sie uns ein Paar Beine zeigt... Baskische Beine sind berühmt; ihre konnten sich vor manch andern sehen lassen. Sie waren ebenso flink wie fesch... Ich springe gleich wieder auf, aber ich halte meine Lanze so der Quere, daß ich das Gäßchen sperre und meine beiden Kerle hindere, sofort nachzusausen. Alsdann fange ich selber an zu laufen; die beiden hinter mir. Die Entsprungene einholen? Daran war nicht zu denken. Wir mit unseren Sporen, Säbeln und Lanzen! Rascher als ich es Ihnen erzähle, war die Gefangene entronnen. Überdies förderten alle Weiber des Viertels ihre Flucht; sie machten sich über uns lustig und wiesen uns falsche Wege. Nach reichlichem Hin- und Herrennen blieb uns nichts übrig, als ohne Einlieferungsschein vom Gefängnisvorstand nach der Wache zurückzukehren.

Um nicht bestraft zu werden, meldeten meine Leute, daß Carmen mit mir Baskisch gesprochen hatte; und wahrlich, es hatte nicht viel Wahrscheinlichkeit, daß der Faustschlag eines niedlichen Mädels mich starken Kerl so leicht zu Boden geworfen haben sollte. Das war nicht ganz klar oder vielmehr allzu klar. Ich ward vom Wachtkommando abgelöst, degradiert und vier Wochen ins Loch gesteckt. Es war meine erste Strafe, seit ich im Dienst war. Lebt wohl, Wachtmeisterstressen, die ich bald zu haben mir erhofft hatte!

Die ersten Tage im Arrest war ich tieftraurig. Damals, wie ich Soldat ward, hatte ich es mindestens bis zum Offizier bringen wollen. Longa und Mina, Landsleute von mir, sind auch kommandierende Generale. Chapalangarra, ein Negro wie Mina und wie er später in Euer Land geflüchtet, war Oberst. Mit seinem Bruder, einem armen Teufel gleich mir, habe ich an die hundertmal Ball gespielt. Jetzt sagte ich mir: Die ganze Zeit, die du unbestraft gedient hast, ist verlorne Zeit. Nunmehr stehst du schlecht angeschrieben. Wenn du dich bei deinen Vorgesetzten wieder herauspauken willst, mußt du zehnmal mehr schuften denn ehedem als neubackner Rekrut. Und wofür habe ich mir meine Strafe zugezogen? Wegen einer schuftigen Zigeunerin, die sich über mich lustig gemacht hat und vielleicht in diesem Augenblick in irgendeinem Winkel der Stadt stiehlt. Trotzdem brachte ich es nicht fertig, nicht an sie zu denken. Verstehen Sie so etwas? Ihre zerlöcherten seidenen Strümpfe, die ich ordentlich zu sehen bekommen hatte, als sie davonlief, die hatte ich immer vor Augen. Ich schaute durch das Gitter der Arrestzelle auf die Straße, und unter allen den Weibern, die vorbeikamen, erblickte ich nicht eine einzige, die dem Teufelsmädel ebenbürtig gewesen wäre. Und, ob ich wollte oder nicht, ich roch an der Akazienblüte, die sie mir ins Gesicht geworfen hatte und die, obschon vertrocknet, ihren süßen Duft bewahrte . . . Wenn es Hexen gibt, dies Weib war eine!

Eines Tages kommt der Profoß zu mir und gibt mir ein Brot aus Alkala. Hier, sagt er, das schickt Ihnen Ihre Base. Ich nahm es, höchlichst erstaunt; denn ich hatte in Sevilla keine Verwandte. Es ist wohl ein Versehen, dachte ich und betrachtete mir das Brot. Es war so appetitlich und roch so gut, daß ich beschloß, es zu verzehren, ohne mir Sorgen zu machen, woher es käme und für wen es bestimmt wäre. Wie ich es anschneide, stößt mein Messer auf etwas Hartes. Ich sehe nach und finde eine kleine Feile aus englischem Stahl, die vor dem Backen in den Teig gesteckt worden war. Außerdem fand ich im Brot ein Zweipiastergoldstück. Nun war es mir klar: Carmen schickte mir das. Für die Menschen ihrer Rasse ist Freiheit alles. Sie stecken eine Stadt in Brand, um einen Tag früher aus dem Kerker zu kommen.

Ich hätte binnen einer Stunde mit der kleinen Feile das stärkste Gitter durchsägen und mit dem Zweipiasterstück beim erstbesten Trödler meine Uniform gegen einen Zivilanzug umtauschen können. Und glauben Sie mir: Einer, der so manchen Adlerhorst auf unsern Felsen ausgenommen hatte, wäre aus einem Fenster, das mindestens dreißig Fuß über der Erde lag, mit Leichtigkeit hinabgeklettert. Aber ich wollte nicht ausbrechen. Noch besaß ich meine Soldatenehre, und desertieren dünkte mich ein großes Verbrechen. Indes, dies Zeichen des Gedenkens rührte mich. Im Arrest denkt man gern daran, daß man draußen einen Freund voll Teilnahme hat. Nur das Goldstück ärgerte mich ein wenig; ich hätte es gern zurückgegeben. Doch wo sollte ich meinen Gläubiger finden? Das erschien mir nicht so einfach.

Mit der feierlichen Degradation meinte ich alles überstanden zu haben; aber ich mußte eine weitere Demütigung ertragen. Nach meiner Entlassung aus dem Arrest, wie ich wieder Dienst tat, kam ich auf Wache und mußte als Gemeiner Posten stehen. Sie können sich nicht vorstellen, was ein Mann mit Ehrgefühl in solchem Falle leidet. Ich hätte mich lieber füsilieren lassen. Man marschiert da wenigstens

allein, vor dem Zuge; man fühlt sich als etwas Besonderes; aller Augen sind auf einen gerichtet.

Ich bekam den Posten vor der Haustür des Obersten. Das war ein reicher junger Mann, ein guter Kerl, der flott lebte. Er hatte an dem Tage alle jungen Offiziere bei sich, dazu eine Menge Zivilisten, auch Damen, Schauspielerinnen, wie es hieß. Ich, ich hatte die Empfindung, als habe sich die ganze Stadt vor jener Tür verabredet, um mich Posten stehen zu sehen. Da kommt die Kutsche des Obersten angefahren, der Kammerdiener mit auf dem Bocke. Und wen sehe ich aussteigen? Die kleine Zigeunerin. Diesmal war sie aufgetakelt wie ein Heiligenschrein, herausgeputzt, mit Gold und Bändern behangen. Sie trug ein mit Flittern übersätes Kleid, blaue Schuhe, wiederum mit Flittergold, und, wo es nur anging, Blumen und Borden. In der Hand hatte sie eine baskische Handtrommel. Zugleich kamen zwei andere Zigeunerinnen, eine junge und eine alte. Die alten Weiber sind immer die Führer. Dann kam noch ein Alter mit einer Gitarre, ebenfalls ein Zigeuner, der spielen und sie zum Tanze begleiten sollte. Sie wissen, daß man öfters Zigeunerinnen zu Gesellschaften kommen läßt, damit sie ihren Tanz, den Romalis, aufführen, manchmal auch andrer Dinge wegen.

Carmen erkannte mich. Wir wechselten einen Blick. Ach, am liebsten wäre ich da im Erdboden versunken!

Agur, laguna! (Guten Tag, Landsmann!) rief sie mir zu. Herr Offizier, Sie stehen ja Posten wie ein Gemeiner!

Bevor ich ein Wort der Erwiderung hätte finden können, war sie im Hause.

Die ganze Gesellschaft war im Patio (Hof), aber trotz der Menschenmenge sah ich durch das Gitter beinahe alles, was drin vorging. Ich vernahm die Kastagnetten, die Trommel, das Lachen und die Bravos. Zuweilen, wenn sie mit ihrer Trommel in die Höhe sprang, sah ich Carmens Kopf. Auch hörte ich, wie ihr von Offizieren Dinge gesagt wurden, die

mir das Blut ins Gesicht trieben. Was sie antwortete, davon verstand ich nichts.

Von Stund an, glaube ich, war ich allen Ernstes in sie verliebt; denn drei- oder viermal lockte mich der Gedanke, in den Hof einzudringen und allen den Laffen, die mit ihr schöntaten, meinen Säbel in den Bauch zu rennen. Meine Qual dauerte eine reichliche Stunde; dann kamen die Zigeuner wieder heraus, und der Wagen führte sie von dannen. Carmen blitzte mich im Vorbeigehen an, mit den Augen, die Sie auch kennen, und sagte ganz leise zu mir: Landser, wer gern gute Backfische ißt, kann welche in Triana bei Lillas Pastia bekommen. Und flink wie ein Zicklein sprang sie in die Kutsche. Der Kutscher peitschte seine Maultiere, und die ganze fidele Sippe fuhr weg, wer weiß wohin.

Sie können sich denken, daß ich nach getaner Wache nach Triana ging; aber zuvor ließ ich mich rasieren und machte mich zurecht wie zur Parade. Sie war bei Lillas Pastia, einem alten Fischbäcker, einem Zigeuner, schwarz wie ein Mohr, bei dem viele Leute gebackne Fische aßen, besonders wohl seit Carmen dort Quartier genommen hatte.

Wie sie mich sah, sagte sie sofort: Lillas, heute mache ich nicht mehr mit. Morgen ist auch noch ein Tag. Komm, Landser, wir wollen spazierengehen.

Sie zog ihre Mantilla vor die Nase, und schon waren wir auf der Straße, ohne daß ich wußte, wohin es gehen sollte. Fräulein, sagte ich zu ihr, ich habe mich wohl für ein Geschenk zu bedanken, das Sie mir geschickt haben, als ich eingesperrt war. Das Brot habe ich gegessen; die Feile benütze ich zum Schärfen meiner Lanze, ich behalte sie als Erinnerung an Sie. Doch das Geld . . . hier haben Sie es wieder!

Schau, schau! rief sie. Er hat das Geld aufgehoben. Sie konnte sich vor Lachen nicht halten. Übrigens auch gut, denn ich bin gerade ziemlich abgebrannt. Was tut's? Der Hund, der auf die Suche geht, kommt nicht um. Komm, wir verfuttern den Mammon! Du hältst mich aus!

Wir hatten den Rückweg nach Sevilla eingeschlagen. An der Ecke der Schlangengasse kaufte sie ein Dutzend Apfelsinen, die ich in mein Taschentuch packen mußte. Weiter erstand sie ein Brot, eine Wurst und eine Flasche Manzanilla (Apfelwein). Schließlich ging sie zu einem Zuckerbäcker. Hier warf sie das Goldstück, das ich ihr zurückgegeben hatte, und ein zweites, das sie aus ihrer Tasche zog, dazu etliche Silbermünzen auf die Ladentafel. Zuletzt forderte sie von mir alles, was ich hätte. Ich besaß nur ein kleines Silberstück und ein paar Kupferlinge; die gab ich ihr, sehr beschämt, nicht mehr zu haben. Es sah aus, als wolle sie den Laden auskaufen. Sie suchte das Teuerste und Beste aus, Yemas (Zucker-Eidotter), Turon (Türkischen Kuchen), eingemachte Früchte, so viel, bis das Geld alle war. Alles das bekam ich in Papiertüten ebenfalls zu tragen. Die Lämpchengasse ist Ihnen gewiß bekannt; ein Kopf vom König Don Pedro dem Gerechten steht da. Der hätte mir eine Mahnung sein sollen! In dieser Gasse machten wir vor einem alten Hause halt. Sie trat in den Flur und klopfte im Erdgeschoß an. Eine Zigeunerin, eine richtige Hexe, öffnete ihre Tür. Carmen sagte ihr ein paar Worte in der Zigeunersprache. Zuerst brummte die Alte. Um sie friedlich zu stimmen, schenkte Carmen ihr zwei Apfelsinen und eine Handvoll Bonbons und erlaubte ihr, den Wein zu kosten. Sodann hängte sie ihr ihre Mantilla um und brachte sie zur Tür hinaus, die sie durch den Querbalken verschloß.

Sobald wir allein waren, fing sie an zu tanzen und wie eine Verrückte zu lachen, trällernd:

Du bist mein Schatz,
Ich bin der deine ...

Ich stand mitten in der Stube, beladen mit all den Waren, die sie eingekauft hatte, und wußte nicht wohin damit. Sie warf den ganzen Kram zu Boden, sprang mir um den Hals und rief: Ich tilge meine Schulden nach Zigeunerbrauch!

Herr, das war ein Tag, das war ein Tag! Wenn ich daran denke, vergesse ich den, der morgen kommt ...

Der Bandit schwieg einen Augenblick. Dann setzte er seine Zigarre wieder in Brand und fuhr fort:

Wir verbrachten den ganzen Tag mit Essen, Trinken und dem Übrigen. Nachdem sie wie ein kleines Kind vom Zuckerzeug gegessen hatte, warf sie Händevoll davon in den Wasserkrug der Alten. Ich mache ihr Sorbet, sagte sie. Sie warf zerquetschte Yemas an die Wand. Damit uns die Fliegen in Ruhe lassen, erklärte sie. Kurz, sie trieb allerlei dumme Dinge. Ich sagte, daß ich sie tanzen sehen möchte. Doch wo Kastagnetten auftreiben? Sofort nimmt sie den einzigen Teller der Alten, bricht ihn in Stücke, und siehe da, sie tanzte den Romalis unter dem Geklapper der Steingutscherben genau so gut, als hätte sie Kastagnetten aus Ebenholz oder Elfenbein gehabt. Bei dem Weibe langweilte man sich nicht, das versichere ich Ihnen. Der Abend brach herein, und ich hörte in der Ferne den Trommelschlag des Zapfenstreichs.

Ich muß zum Appell in die Kaserne, sagte ich zu ihr.

In die Kaserne? rief sie in verächtlichem Tone. Du bist wohl ein Neger, den der Stock regiert? Du bist ein echter Kanari, außen wie innen! (Die spanischen Dragoner tragen gelbe Koller.) Geh, du Angsthase!

Ich blieb, mich im voraus mit dem Arrest abfindend.

Am Morgen war sie die erste, die vom Abschied sprach. Joseito, sagte sie, höre mal! Du bist abgefunden. Nach Zigeunergesetz war ich dir, einem Payllo, überhaupt nichts schuldig; aber du bist ein hübscher Junge und hast mir gefallen. Wir sind quitt. Guten Tag!

Ich fragte sie, wann ich sie wiedersehen könne.

Wenn du nicht mehr so dumm bist! erwiderte sie lachend. Ernsthafter setzte sie dann hinzu: Weißt du, Jungchen, daß ich dich ein wenig liebe? Doch das wird nicht lange währen. Hund und Wolf vertragen sich auf die Dauer nicht. Wenn du dich den Zigeunern gesellltest, würde ich wohl gern deine

Romi (Herzliebste) sein. Aber das ist dummes Zeug; es geht nicht. Larifari! Glaube mir, mein Junge, du bist gut weggekommen. Der Teufel ist dir in den Weg gerannt, jawohl, der Teufel. Er ist nicht immer schwarz, und den Hals hat er dir auch nicht umgedreht. Ich gehe zwar in Wolle, aber ich bin alles andre denn ein Schaf. Geh, stifte deiner Majari (Madonna) eine Wachskerze; die hat sie wahrlich verdient. Also nochmals: Gott befohlen! Vergiß Carmencita! Sonst könnte es geschehen, daß sie dich an eine Witwe mit Holzbeinen verkuppelt.

So redend, nahm sie den Querbalken fort, der die Türe schloß, und wie sie auf der Gasse war, hüllte sie sich in ihre Mantilla und drehte mir den Rücken zu.

Sie sagte Wahres; denn ich wäre klug gewesen, hätte ich Carmen vergessen. Aber seit dem Tag in der Lämpchengasse vermochte ich an nichts anderes zu denken. Ich bummelte jeden Tag durch die Stadt, in der Hoffnung, ihr zu begegnen. Ich erkundigte mich nach ihr bei der Alten und beim Fischbäcker. Beide antworteten, sie sei nach Laloro (Rotland) abgereist, das heißt nach Portugal. Wahrscheinlich gaben sie diese Auskunft auf Carmens Anordnung, aber ich erfuhr bald, daß sie logen.

Einige Wochen nach meinem Erlebnis in der Lämpchengasse hatte ich Wache an einem der Stadttore. Nicht weit davon war ein Stück der Stadtmauer eingefallen. Bei Tage arbeitete man daran, während nachts ein Posten aufgestellt wurde, um den Schmuggel zu verhindern. Wie es noch hell war, sah ich Lillas Pastia vor der Wachtstube auf und abgehen und mit mehreren meiner Kameraden plaudern. Sie kannten ihn alle, seine Fische und seine Krapfen noch besser. Er trat an mich heran und fragte mich, ob ich Nachricht von Carmen hätte.

Ich verneinte es.

Na, Gevatter, Sie werden von ihr hören!

Er sagte nichts Falsches. In der Nacht bekam ich den Posten

an der Bresche. Kaum war der aufziehende Gefreite weg, da sah ich, wie ein Frauenzimmer auf mich zukam. Mein Herz sagte mir, daß es Carmen war; doch ich rief: Halt! Zurück! Hier ist kein Durchgang.

Tu nur nicht so bös! rief sie wieder und gab sich zu erkennen.

Carmen, du hier!

Jawohl, lieber Landser! Ein paar Worte, kurz und bündig! Willst du dir einen Douro verdienen? Es werden Leute mit Hucken kommen. Laß sie durch!

Nein! entgegnete ich. Ich muß sie anhalten. So lautet die Instruktion.

Die Instruktion, die Instruktion! In der Lämpchengasse hast du nicht daran gedacht.

So! erwiderte ich, ganz wirr durch die bloße Erinnerung. Das wäre es wert, die Instruktion zu vergessen, aber ich nehme von Schmugglern kein Geld.

Höre mal! Wenn du kein Geld willst, willst du, daß wir wieder bei der alten Dorothea unsre Mahlzeit halten?

Nein, sagte ich, halb erstickt durch die Mühe, die mich die Ablehnung kostete. Ich kann nicht.

Sehr gut! Wenn du so schwerfällig bist, so weiß ich, an wen ich mich zu wenden habe. Ich werde deinen Leutnant einladen, mit mir zur Dorothea zu gehen. Man sieht ihm an, daß er ein guter Junge ist, und er wird schon einen auf Posten stellen, der nur sieht, was er sehen soll. Leb' wohl, Kanari. Und am Tage, wo die Instruktion lautet, dich zu henken, werde ich mir einen Ast lachen.

Ich war so schwach, rief sie zurück und versprach, wenn nötig, die ganze Zigeunerbande durchzulassen, gegen die einzige Gegenleistung, die ich mir wünschte. Sofort schwor sie mir, sie werde gleich morgen ihr Wort einlösen. Dann eilte sie zu ihren Kumpanen, die in der Nähe waren. Es waren ihrer fünf, darunter Pastia, alle mit englischen Waren schwer beladen. Carmen stand Schmiere. Sie sollte mit ihren

Kastagnetten warnen, sobald sie bemerkte, daß die Runde käme. Aber das war gar nicht nötig, denn die Schmuggler vollführten ihr Werk im Handumdrehen.

Tags darauf ging ich in die Lämpchengasse. Carmen ließ auf sich warten und kam in ziemlich schlechter Laune.

Leute, die sich nötigen lassen, mag ich nicht, sagte sie. Du hast mir das erstemal einen größeren Dienst erwiesen, ohne daß du dabei auf irgendwelchen Gewinn rechnetest. Gestern hast du mit mir gefeilscht. Ich weiß nicht, warum ich gekommen bin, denn ich habe dich nicht mehr gern. Hier hast du einen Douro für deine Mühe. Nun geh!

Es fehlte nicht viel, daß ich ihr das Geldstück an den Kopf geworfen hätte, und ich mußte mich gewaltsam beherrschen; sonst hätte ich sie verhauen. Nachdem wir uns eine Stunde lang gestritten, ging ich wütend weg. Einige Zeit irrte ich durch die Stadt, indem ich wie ein Narr hin- und herstrich. Endlich betrat ich eine Kirche, setzte mich in den dunkelsten Winkel und flennte heiße Tränen.

Soldatentränen! Draus brau ich einen Liebestrank.

Ich blickte auf. Carmen stand vor mir.

Sag', Landser, grollt Ihr mir noch? fragte sie. Ich muß Euch doch wohl gernhaben, denn seit Ihr mich habt stehen lassen, ist mir unheimlich zumute. Schaut, jetzt bin ich's, die Euch fragt: Willst du mit mir nach der Lämpchengasse gehn?

Also schlossen wir Frieden. Aber Carmen war launenhaft wie bei uns das Wetter. Nie ist in unsern Bergen Sturm näher, als wenn die Sonne am grellsten strahlt. Sie versprach mir, ein andermal zur Dorothea zu kommen; aber sie kam nicht. Und die Alte wollte mir weismachen, sie wäre in Zigeunerangelegenheiten nach Laloro (Portugal) gereist. Da ich aus Erfahrung wußte, was davon zu halten war, suchte ich Carmen überall, wo ich sie vermutete, und ich ging zwanzigmal am Tage nach der Lämpchengasse.

Einmal abends war ich gerade bei Dorothea, die ich mir gewonnen hatte, weil ich ihr hin und wieder ein Glas Anis-

schnaps bezahlte, da trat Carmen ein, mit ihr ein junger Mann, Leutnant in meinem Regiment.

Drück' dich! Rasch! sagte sie auf baskisch zu mir.

Ich blieb, verdutzt, innerlich voll Wut.

Was machst du hier? fragte mich der Offizier. Pack' dich weg!

Ich vermochte keinen Schritt zu tun; ich war wie gelähmt. Der Leutnant, zornentbrannt, da er sah, daß ich mich nicht entfernte, ja, nicht einmal mein Käppi abgenommen hatte, packte mich am Kragen und schüttelte mich derb ab. Ich weiß nicht mehr, was ich ihm zurief. Er zog seinen Säbel und ich auch. Die Alte ergriff mich am Arm, und der Leutnant versetzte mir einen Hieb über die Stirn; die Narbe sieht man noch. Ich wich zurück und gab Dorothea einen Stoß mit dem Ellbogen, so daß sie rücklings hinfiel. Dann, wie der Leutnant mir nachkam, streckte ich ihm den Säbel entgegen. Er rannte hinein.

Da löschte Carmen die Lampe aus und sagte in ihrer Sprache zu Dorothea, sie solle sich aus dem Staube machen. Ich, ich rettete mich auch auf die Gasse und fing an zu laufen, ohne zu wissen wohin. Es war mir, als folge mir jemand. Als ich meiner Gedanken wieder Herr war, sah ich, daß Carmen bei mir geblieben war.

Du ganz dummer Kanari, sagte sie zu mir, du machst nichts als Torheiten! Na, wie gesagt, ich bringe dir bloß Unglück. Aber es kommt alles ins Lot, wenn man eine Zigeunerin zur guten Freundin hat. Binde dir dies Taschentuch um den Kopf und wirf dein Koppel fort! Warte auf mich da im Flur! In zwei Minuten bin ich wieder da.

Weg war sie. Alsbald brachte sie mir einen gestreiften Mantel. Wer weiß, wo sie ihn herholte. Ich mußte meine Uniform ausziehen und den Mantel übers Hemd nehmen. In diesem Aufzug, das Taschentuch als Verband über der Stirn, glich ich einigermaßen einem Valencianer Bauern, wie man sie häufig in Sevilla ihre Zwiebeln verkaufen sieht.

So brachte sie mich in ein Haus, das dem der Dorothea ziemlich ähnelte, am Ende eines Gäßchens. Zusammen mit einer anderen Zigeunerin wusch und verband sie mich, und zwar besser als es ein Stabsarzt gemacht hätte. Man gab mir zu trinken, ich weiß nicht was, und schließlich legte man mich auf eine Matratze. Ich schlief ein.

Wahrscheinlich hatten die Weiber heimlich ein Schlafmittel in mein Getränk gemischt, denn ich erwachte am folgenden Tage erst sehr spät. Ich hatte starke Kopfschmerzen und etwas Fieber. Es bedurfte einiger Zeit, bis ich mich des schrecklichen Vorfalles tags zuvor erinnerte. Nachdem Carmen und ihre Freundin meinen Verband erneuert hatten, kauerten sie sich beide neben meiner Matratze nieder und wechselten in ihrer Sprache ein paar Worte. Offenbar war das eine ärztliche Beratung. Darauf versicherten mir beide, ich werde binnen kurzer Zeit geheilt sein, müsse aber Sevilla so bald wie nur möglich verlassen; denn wenn man mich erwische, würde ich ohne Gnade erschossen.

Mein Junge, fügte Carmen hinzu, du mußt irgendwas machen. Jetzt, wo dir der König keinen Reis und keinen Stockfisch mehr spendiert, mußt du daran denken, dir deinen Unterhalt zu verdienen. Um a pastesas (mit List, ohne Gewalt) zu stehlen, dazu bist du zu dumm. Doch du bist flink und stark, und wenn du Mut hast, so geh ans Meer und werde Schmuggler! Habe ich dir nicht verhießen, dich an den Galgen zu bringen? Das ist besser, als erschossen zu werden. Wenn du die Sache geschickt anfassest, kannst du wie ein Fürst leben, solange dir die Miñons (Hilfspolizei) und die Strandwächter nicht an den Hals kommen.

Auf diese verlockende Weise führte mich das Teufelsmädel der neuen Laufbahn zu, für die sie mich bestimmte, tatsächlich der einzigen, die mir offenstand, nachdem ich der Todesstrafe verfallen war. Es ist eigentlich überflüssig, zu erwähnen, daß mich Carmen ohne viel Mühe überredete. Mich dünkte, dies Leben voller Zufälle und Verstöße müsse mich ihr vertrauter

machen. Fortan glaubte ich ihrer Liebe gewiß zu sein. Ich hatte oft davon erzählen hören, daß so mancher Schmuggler, auf gutem Gaul, das Pistol in der Faust, die Geliebte auf der Kruppe, Andalusien durchflog. Schon sah ich mich, die niedliche Zigeunerin hinter mir, über Berg und Tal sausen. Wie ich ihr davon sprach, lachte sie so, daß sie sich die Seiten halten mußte, und sagte, es gäbe nichts Schöneres als eine Nacht am Lagerfeuer, wenn sich jeder Rom mit seiner Romi in sein kleines Zelt aus drei Reifen, eine Decke darüber, verkröche.

Wenn ich erst im Gebirge bin, sagte ich zu ihr, werde ich dich erst richtig haben. Da gibt es keinen Leutnant, der dich mit mir teilt.

Schau, du bist eifersüchtig! rief sie. Schlimm für dich. Wie kannst du so dumm sein? Siehst du nicht, daß ich dich gernhabe, sintemal ich nie Geld von dir fordre?

Als sie so sprach, hätte ich sie am liebsten erwürgt. Kurz und gut, Carmen verschaffte mir Zivilkleider, in denen ich unerkannt Sevilla verließ. Ich ging nach Jerez mit einem Briefe von Pastia an einen Schnapshändler, bei dem sich die Schmuggler zu treffen pflegten. Ich ward den Leuten bekanntgemacht; ihr Führer, der Dancaïre genannt, nahm mich in die Truppe auf. Wir begaben uns nach Gaucin, wo ich mich verabredungsgemäß mit Carmen traf. Sie diente meinen Gefährten auf Unternehmungen als Kundschafterin; und eine bessere hat es nie gegeben. Sie war auf dem Rückwege von Gibraltar, wo sie sich mit einem Schiffsbesitzer ins Einvernehmen gesetzt hatte; wir sollten Waren aus England an der Küste in Empfang nehmen. Wir bekamen sie in der Gegend von Estepona, verbargen einen Teil davon im Gebirge. Bepackt mit dem Rest wanderten wir nach Ronda. Carmen war wieder voraus. Sie war es auch, die uns ankündigte, wann wir in die Stadt gelangen konnten.

Diese erste Fahrt sowie einige weitere verliefen glücklich. Das Schmugglerleben gefiel mir besser als das Soldaten-

leben. Ich machte Carmen Geschenke; ich hatte Geld und eine Liebste. Reue plagte mich kaum; denn, wie es unter den Zigeunern heißt: Krätze macht nichts aus, lebt man in Saus und Braus. Wir wurden überall gut aufgenommen. Meine Kameraden waren gut zu mir und erwiesen mir sogar besondre Achtung; denn ich hatte jemanden umgebracht, und es gab welche unter ihnen, die noch keine solche Tat auf dem Gewissen trugen. Was mir aber am besten in meinem neuen Dasein gefiel, waren meine häufigen Zusammenkünfte mit Carmen. Sie war zu mir freundschaftlicher denn je. Allerdings, vor den Genossen gab sie nicht zu, daß sie meine Geliebte war. Ich hatte ihr sogar hoch und heilig schwören müssen, mich hierüber nicht zu äußern. Ich war diesem Geschöpf gegenüber so schwach, daß ich mich allen ihren Launen fügte. Übrigens benahm sie sich vor mir zum ersten Male mit der Zurückhaltung einer anständigen Frau, und ich war einfältig genug, zu glauben, ihr bisheriges Wesen habe sich gewandelt.

Unsre Bande, die aus acht bis zehn Mann bestand, vereinigte sich nur zu wichtigen Zeiten; für gewöhnlich waren wir zu zweien oder dreien in den Städten und Dörfern zerstreut. Ein jeder von uns gab sich den Anschein, als betriebe er ein Handwerk; einer war Kupferschmied, der andre Pferdehändler. Ich hausierte mit Kurzwaren; aber wegen meiner schlimmen Tat in Sevilla zeigte ich mich an größeren Orten wenig.

Eines Tages oder vielmehr eines Nachts versammelten wir uns am Fuße des Veger. Der Dancaïre und ich, wir fanden uns vor den andern ein. Er kam mir sehr fröhlich vor.

Wir bekommen einen neuen Kameraden, sagte er zu mir. Carmen hat soeben wieder ein Meisterstück vollbracht. Sie hat ihren Rom ausbrechen helfen, der in Tarifa hinter Schloß und Riegel saß.

Ich war im Rotwelsch meiner Gefährten bereits genug bewandert; bei dem Worte Rom bebte ich. Was? fragte ich den Anführer. Ihren Mann? Ist sie denn verheiratet?

Sozusagen, entgegnete er, mit Garcia dem Einauge, einem Zigeuner, der nicht minder gerissen ist wie Carmen. Der arme Kerl war zur Galeere verdonnert. Sie hat dem Festungsarzt dermaßen den Kopf verdreht, daß sie dadurch ihrem Schatz die Freiheit verschafft hat. Dies Weib ist wert, in Gold aufgewogen zu werden. Seit zwei Jahren arbeitete sie an seiner Erlösung. Nichts wollte glücken bis zur Stunde, da der Stabsarzt dorthin versetzt ward. Mit ihm ist sie also rasch zu einem Ergebnis gelangt.

Stellen Sie sich meine Stimmung vor! Garcia das Einauge bekam ich bald zu Gesicht. Er war entschieden das greulichste Scheusal, den je eine Zigeunerin gesäugt haben mag, schwarz außen und schwarz innen, der frechste Verbrecher, der mir im Leben je begegnet ist. Carmen brachte ihn, und wenn sie den Kerl in meiner Gegenwart Schatz nannte, waren die Augen, die sie mir machte, nicht von Pappe, ebenso die Grimassen hinter Garcias Rücken. Ich war empört und redete an dem Abend kein Wort mit ihr. Am Morgen hatten wir unsre Ballen auf dem Buckel und waren längst unterwegs, als wir bemerkten, daß uns ein Dutzend Reiter auf den Fersen war. Die andalusischen Maulhelden, die stets alles gleich totschlagen wollen, zogen jämmerliche Mienen. Alle nahmen sie die Beine unter die Arme. Nur der Dancaïre, Garcia und ein netter Bengel aus Ecija, der Remendado (Geflickte) genannt, ebenso Carmen, verloren den Kopf nicht. Die übrigen ließen ihre Maultiere im Stich und liefen in die Schluchten, wohin ihnen die Pferde nicht folgen konnten. Es war unmöglich, unsre Lasttiere in Sicherheit zu bringen, und so beeilten wir uns, das Wertvollste unsrer Ware abzuladen und auf die Schultern zu nehmen. Dann versuchten wir uns quer durch die Felsen über die steilsten Abhänge zu retten. Wir rollten unsre Ballen vor uns her und rutschten ihnen auf den Fersen nach, so gut es ging. Dabei schoß der Feind auf uns aus dem Hinterhalt. Das war das erstemal, daß ich Gewehrkugeln pfeifen hörte. Es machte

keinen großen Eindruck auf mich. Unter den Augen einer Frau keine Angst vor dem Tode zu haben, ist weiter kein Heldentum. Wir entkamen mit Ausnahme des Remendado, der einen Schuß ins Kreuz abkriegte. Ich warf mein Gepäck ab und versuchte ihn aufzubuckeln.

Schwachkopf! rief Garcia mir zu. Was nützt uns das Aas! Mach' ihm den Garaus und verliere die seidnen Strümpfe nicht!

Wirf ihn hin! schrie Carmen.

Ermattet mußte ich ihn einen Augenblick im Schutz eines Felsens hinlegen. Da kam Garcia heran und schoß ihm die volle Ladung seiner Muskete in den Kopf.

Den soll noch einer erkennen! rief er mit einem Blick auf das von zwölf Kugeln zerrissene Gesicht.

Das war das herrliche Räuberleben, das ich führte!

Am Abend fanden wir, müd und matt, einander in einem Busch. Wir hatten nichts zu essen und waren durch den Verlust unserer Maultiere zugrunde gerichtet. Was tat der teuflische Garcia? Er zog einen Pack Karten aus seiner Tasche und begann beim Schein eines Feuers, das sie angebrannt hatten, mit dem Dancaïre zu spielen. Währenddem hatte ich mich niedergelegt, starrte hinauf zu den Sternen und dachte an den Remendado, wobei ich mir sagte: Wie gern wäre ich an seiner Statt!

Carmen, die nicht weit von mir hockte, ließ von Zeit zu Zeit ihre Kastagnetten knattern und trällerte halblaut vor sich hin. Dann rückte sie dicht an mich heran, wie wenn sie mir etwas ins Ohr flüstern wollte, und küßte mich zwei- oder dreimal. Ich ließ es unwillig geschehen. Du bist eine Teufelin! sagte ich zu ihr. Bin ich, erwiderte sie mir.

Nach ein paar Stunden Rast war sie weg, nach Gaucin, und am andern Morgen brachte uns ein kleiner Ziegenhirte Brot. Wir blieben den ganzen Tag in unserem Versteck und näherten uns erst in der Nacht dem genannten Orte. Wir warteten auf ein Signal von Carmen. Es kam keins. Am

Morgen erblickten wir einen Maultiertreiber, der eine gutgekleidete Frau mit einem Sonnenschirm und ein kleines Mädchen, offenbar ihre Dienerin, geleitete. Garcia meinte: Da schickt uns der heilige Niklas zwei Esel und zwei Frauenzimmer. Vier Esel wären mir lieber. Immerhin, das Geschäft wird gemacht!

Er nahm seine Muskete und stieg hinab zum Wege, indem er sich immer im Gebüsch verdeckt hielt. Wir, der Dancaïre und ich, folgten ihm in einiger Entfernung. Als wir auf Schußweite heran waren, zeigten wir uns und riefen dem Treiber zu, er solle haltmachen. Wie die Frau uns erblickte, brach sie (statt zu erschrecken, wozu allein unser Aussehen hätte genügen können) in schallendes Gelächter aus.

Ihr Schafköpfe haltet mich für eine Dame! rief sie uns zu.

Es war Carmen, doch so gut verkleidet, daß ich sie nicht erkannt hätte, wenn sie anders gesprochen hätte. Sie sprang von ihrem Maultier und redete eine Weile im Flüstertone mit dem Dancaïre und Garcia. Sodann sagte sie zu mir: Kanari, ehe du gehenkt wirst, sehen wir uns noch einmal. Ich gehe in Geschäftsangelegenheiten nach Gibraltar. Ihr werdet bald von mir hören.

Wir trennten uns, nachdem sie uns einen andern Schlupfwinkel für einige Tage gezeigt hatte. Das Mädel war wie unsre Schutzgöttin. Bald erhielten wir von ihr etwas Geld geschickt und eine Nachricht, die uns mehr wert war, daß nämlich an dem und dem Tage auf dem und dem Wege zwei englische Lords von Gibraltar nach Granada reisen würden. Das war uns ein gefundenes Fressen! Sie hatten ein hübsch paar Guineen bei sich. Garcia wollte sie erledigen, doch der Dancaïre und ich waren dagegen. Wir knöpften ihnen nur das Geld und die Taschenuhren ab, dazu die Hemden, die wir höchst nötig hatten.

So wird man ein Gauner, man weiß nicht wie! Ein hübsches Weib verdreht einem den Kopf. Man schlägt sich für sie. Dabei widerfährt einem ein Mißgeschick. Man muß in den

Bergen hausen. Im Handumdrehen wird man erst Schmuggler, dann Straßenräuber. Nach dem Überfalle auf die Lords dünkte es uns nicht ratsam, in der Gegend von Gibraltar zu bleiben. Wir gingen tiefer ins Land, in die Sierra de Ronda. Von Carmen bekamen wir nichts zu hören.

Der Dancaïre meinte: Einer von uns muß nach Gibraltar, sich nach ihr zu erkundigen. Ich ginge gern hin, doch ich bin dort zu bekannt.

Der Einäugige erklärte: Ich auch. Man kennt mich in Gibraltar, denn ich habe den Krebsen (den englischen Rotröcken) zu viele Streiche gespielt, und da ich bloß ein Auge habe, kann ich mich nicht gut unerkennbar machen.

Also muß ich gehn! sagte ich nun, entzückt allein von dem Gedanken, Carmen wiederzusehen. Sagt, was habe ich zu tun?

Man gab mir folgende Weisung: Sieh zu, daß du zu Wasser oder zu Lande, wie es dir beliebt, nach San Roque kommst, und bist du in Gibraltar, so frage am Hafen, wo eine Schokoladenhändlerin namens Rollona wohnt. Hast du die gefunden, so wirst du von ihr erfahren, was los ist.

Wir kamen überein, alle drei nach der Sierra de Gaucin aufzubrechen; dort sollte ich meine beiden Gefährten verlassen und mich als Fruchthändler nach Gibraltar begeben. In Ronda versorgte mir ein Mann, der zu uns hielt, einen Paß. In Gaucin bekam ich einen Esel, den ich mit Apfelsinen und Melonen belud. So machte ich mich auf den Weg.

In Gibraltar angelangt, erfuhr ich, daß die Rollona allbekannt war, aber sie war gestorben oder irgendwie zum Teufel gegangen; ihr Verschwinden erklärte mir, wie mir schien, daß wir die Verbindung mit Carmen verloren hatten. Ich stellte meinen Esel ein und ging mit meinen Früchten durch die Stadt, als wollte ich sie verkaufen, in Wirklichkeit, um vielleicht einem Bekannten zu begegnen. In Gibraltar strömt viel Gesindel aus aller Herren Ländern zusammen. Wie in Babel vernimmt man mit jedem Schritt eine andere

Sprache. Ich traf manchen Zigeuner, aber ich wagte nicht, mich einem anzuvertrauen; ich suchte sie auszuhorchen und sie mich. Wir ahnten wohl gegenseitig, daß wir Spitzbuben waren. Es kam darauf an, herauszubekommen, ob man zur nämlichen Bande gehörte.

Nach zwei Tagen erfolglosen Hin- und Herlaufens wußte ich weder von Rollona noch von Carmen etwas, und schon dachte ich daran, nach einigen Einkäufen zu meinen Genossen zurückzukehren, als ich, bei Sonnenuntergang durch eine Gasse schlendernd, plötzlich aus einem Fenster eine weibliche Stimme rufen höre: Orangenmann!

Ich blicke auf und sehe auf einem Balkon Carmen, dicht neben sich einen Offizier in rotem Rock mit goldnen Epauletten, geschniegelt und gebügelt, offenbar ein hoher Herr. Sie selber war prächtig gekleidet, einen Schal um die Schultern, einen goldenen Kamm im Haar, ganz und gar in Seide. Die tolle Nummer, wie immer, lachte, daß sie sich den Bauch halten mußte. Der Engländer, der das Spanisch nur radebrechte, rief mir zu, ich solle heraufkommen, Madame wolle Apfelsinen kaufen. Und Carmen fügte auf baskisch hinzu: Komm herauf und wundre dich über nichts!

Wahrlich, bei ihr durfte man sich über nichts wundern. Ich kann nicht sagen, ob ich mehr Freude oder mehr Leid empfand, als ich sie wiedersah. Oben an der Tür stand ein großer gepuderter englischer Lakai, der mich in einen prachtvollen Salon führte. Carmen sagte mir sofort auf baskisch: Du verstehst kein Wort Spanisch! Du kennst mich nicht! Darauf wandte sie sich zu dem Engländer: Habe ich's nicht gesagt? Er ist Baske. Ich hab's gleich gesehen. Sie werden es hören; eine drollige Sprache. Wie dumm er dreinschaut! Nicht wahr? Wie ein Kater, der im Küchenschrank erwischt wird.

Und du, sagte ich in meiner Mundart, du siehst aus wie eine freche Dirne, der ich am liebsten vor deinem Galan das Gesicht zerfetzte!

Mein Galan? gab sie zurück. Schau, was du nicht alles siehst! Und auf diesen Trottel bist du eifersüchtig? Du bist noch törichter als vor unsern Abenden in der Lämpchengasse. Merkst du nicht, daß ich im Augenblick fürs Geschäft arbeite, aufs glänzendste sogar? Dies Haus ist bereits mein eigen, und die Guineen des Krebses werden es bald auch sein. Ich führe ihn an der Nase herum, und ich werde ihn wohin führen, von wo er nicht wiederkehrt.

Und ich, erwiderte ich, ich werde dir, wenn du das Geschäft in dieser Weise weiterbetreibst, das Handwerk ein für allemal legen.

Was soll das? Bist du mein Rom, daß du mir Befehle erteilst? Das Einauge ist einverstanden. Was geht's dich an? Du solltest damit zufrieden sein, daß du der einzige bist, der mein Minchorrô (meine Kaprice) ist.

Was sagt er? fragte der Engländer.

Er sagt, er habe Durst, und er möchte gern ein Gläschen trinken.

Sie warf sich in ein Sofa, laut auflachend über ihre Übersetzung.

Wenn dies Weib zu lachen begann, konnte man kein vernünftiges Wort mehr reden. Jedermann lachte mit. Der lange Engländer mußte lachen wie ein Dummer, der er ja auch war. Er befahl, mir zu trinken zu bringen.

Während ich trank, sagte Carmen zu mir: Siehst du den Ring an seinem Finger? Wenn du ihn willst, kannst du ihn bekommen.

Ich antwortete: Ich würde mir einen Finger abhacken lassen, wenn ich deinen Lord in den Bergen hätte, jeder von uns beiden einen Maquilla in der Faust.

Maquilla, was ist das? fragte der Engländer.

Maquilla, entgegnete Carmen, immer noch lachend, das ist eine Apfelsinensorte. Spaßige Bezeichnung, was? Er möchte Ihnen gern eine zu kosten geben.

So? meinte der Engländer. Gut, er soll morgen wiederkommen.

Während unseres Gesprächs kam der Diener und meldete, das Essen sei bereit. Der Engländer erhob sich, gab mir einen Piaster und bot Carmen den Arm, als ob sie nicht allein gehen könne. Die lachende Carmen sagte zu mir: Mein Junge, zum Essen kann ich dich nicht einladen, aber morgen, sowie du die Trommel zur Parade hörst, komm mit deinen Apfelsinen wieder her! Du sollst ein Kämmerlein finden, netter eingerichtet als das im Lämpchengäßchen, und du wirst sehen, daß ich immer deine Carmencita bin. Dann sprechen wir von unserm Geschäft.

Ich gab keine Antwort und war schon auf der Straße, als mir der Engländer nachrief: Bringen Sie morgen Maquillas!

Carmens Lachen schallte hinterdrein.

Ich ging planlos; nachts schlief ich kaum, und am Morgen war ich so voller Zorn auf die Verräterin, daß ich schon entschlossen war, Gibraltar zu verlassen, ohne sie wiederzusehen. Aber beim ersten Trommelschlag verließ mich all mein Mut. Ich nahm meinen Apfelsinenkorb und lief zu Carmen. Ihr Fensterladen stand halb offen, und ich sah, wie sie mit ihren großen schwarzen Augen nach mir ausschaute. Der gepuderte Diener führte mich sofort hinein. Carmen gab ihm einen Auftrag; und sobald wir allein waren, brach sie in ihr unmenschliches Gelächter aus und warf sich mir an den Hals. Nie war sie mir so schön erschienen. Sie war geschmückt wie eine Madonna. Parfüm, Seidenmöbel, goldbortierte Vorhänge, dazu ich Strolch ... Was war ich mehr?

Minchorrô, sagte sie zu mir, ich hätte Lust, alles hier in Stücke zu schlagen, das Haus anzuzünden und in die Sierra zu fliehen.

Wie zärtlich sie war! Dazu ihr Lachen. Dann tanzte sie und zerriß ihren Staat. Kein Affe hat je mehr Sprünge, Grimassen, Teufeleien gemacht.

Als sie wieder ernsthaft geworden war, sagte sie zu mir:

Höre! Jetzt das Geschäft! Er soll mich nach Ronda geleiten, wo ich eine Schwester habe, die Nonne ist ... (neuer Lachausbruch). Wir kommen an einen Ort, den ich noch näher bezeichnen werde. Ihr überfallt ihn und plündert ihn ordentlich aus. Am besten wäre es, ihr schlügt ihn tot, aber (hierbei lachte sie wahrhaft teuflisch, wie immer in gewissen Momenten, wo dann niemand mitlachen mochte!) ... Weißt du, wie ihr es anstellen müßt? Das Einauge soll vorangehen; ihr andern haltet euch etwas zurück! Der Krebs ist tapfer und gewandt; er besitzt gute Pistolen. Kapiert? (Wiederum ein Ausbruch ihres gräßlichen Lachens).

Nein! rief ich aus. Ich hasse Garcia, doch er ist mein Kamerad. Eines Tages befreie ich dich vielleicht von ihm; aber wir begleichen unsere Rechnungen auf baskische Art. Ich bin kein echter Zigeuner, und in gewissen Dingen werde ich stets ein Navarro fino sein.

Carmen erwiderte: Ein Schafskopf bist du, ein Tor, ein richtiger Payllo. Du bist wie der Zwerg, der sich Wunder was einbildet, wenn er weit gespuckt hat. Du liebst mich nicht. Geh!

Jedesmal wenn sie zu mir sagte: Geh!, vermochte ich es nicht. Ich versprach ihr, abzureisen, die Genossen wieder aufzusuchen und dem Engländer aufzulauern. Ihrerseits versprach sie mir, sich bis zur Abreise von Gibraltar krank zu stellen. Ich blieb noch zwei Tage dort, und sie hatte die Kühnheit, mich in meiner Herberge zu besuchen. Ich brach auf. Auch ich hatte einen Plan gefaßt. Ich kehrte zu unserm Sammelplatz zurück, den Ort und die Stunde, da der Engländer und Carmen vorüberkommen sollten, im Gedächtnisse.

Ich fand den Dancaïre und Garcia mich erwartend. Wir verbrachten die Nacht in einem Busch an einem Feuer aus Pinienzapfen, die wunderbar leuchteten. Ich forderte Garcia zum Kartenspiel auf. Bei der zweiten Partie beschuldigte ich ihn des Betrugs. Er lachte. Da warf ich ihm die Karten ins Gesicht. Er wollte seine Muskete ergreifen; aber ich trat mit

meinem Fuß darauf und sagte ihm: Man sagt, du seist ein Messerstecher ohnegleichen. Willst du es mit mir versuchen?

Der Dancaïre warf sich zwischen uns, aber ich hatte Garcia zwei oder drei Faustschläge versetzt. Die Wut machte ihm Mut. Er zog sein Messer und ich das meine. Beide forderten wir den Dancaïre auf, uns Raum zu geben und uns unsre Sache austragen zu lassen. Als er denn einsah, daß wir durch nichts mehr zu halten waren, wandte er sich ab. Garcia war sprungbereit wie eine Katze, die auf eine Maus geht. In der Linken hielt er seinen Hut zur Abwehr, sein Messer nach vorn. Das ist die Auslagestellung der Andalusier. Ich dagegen legte mich auf Navarraer Art aus, Front gegen ihn, den linken Arm hoch, das linke Bein vorgestellt, das Messer am rechten Schenkel. Ich fühlte mich stark wie ein Riese.

Er schnellte auf mich wie ein Pfeil. Ich drehte mich auf dem linken Fuß, so daß er ins Leere stieß; ich aber traf ihn an der Gurgel, und mein Messer drang so tief ein, daß meine Hand unter seinem Kinn hing. Dann drehte ich die Klinge mit solcher Gewalt herum, daß sie brach. Garcia war hinüber! Die Klinge flog aus der Wunde, herausgetrieben durch einen armdicken Blutstrom. Er selber fiel aufs Gesicht, steif wie ein Klotz.

Was hast du getan? rief der Dancaïre.

Will ich dir sagen, erwiderte ich ihm. Beide konnten wir nicht leben. Ich liebe Carmen und will der Einzige sein. Übrigens, Garcia war ein Schuft. Ich habe nicht vergessen, wie er den armen Remendado behandelt hat. Jetzt sind wir nur noch zwei, aber wir sind ganze Kerle. Willst du mich zum Freund auf Leben und Tod?

Der Dancaïre ergriff meine Hand. Er war ein Fünfzigjähriger.

Zum Teufel die Liebschaften! rief er. Hättest du Carmen einfach von ihm verlangt, er hätte sie dir um einen Piaster verschachert. Wir sind nun nur zwei. Wie sollen wir morgen fertig werden?

Laß mich die Sache allein machen! erwiderte ich ihm. Jetzt spotte ich der ganzen Welt.

Wir begruben Garcia und verlegten unser Lager zweihundert Schritte weiter. Am andern Tage kam Carmen mit ihrem Engländer nebst zwei Maultiertreibern und einem Diener vorbeigeritten.

Ich sagte zum Dancaïre: Den Engländer nehme ich auf mich. Jage du den drei andern Angst ein; sie haben keine Waffen.

Der Engländer war ein Mann mit Mut, und hätte ihn Carmen nicht am Arm gestoßen, er hätte mich erledigt ...

Kurz und gut, ich eroberte mir an diesem Tage Carmen wieder, und mein erstes Wort zu ihr war: Du bist Witwe!

Als sie erfahren, wie dies zugegangen war, sagte sie zu mir: Du wirst immer ein Lillipendi sein. Garcia hätte dich umbringen müssen, denn deine Navarraer Auslage ist dummes Zeug. Er hat Geschicktere als dich in den Schatten befördert. Doch seine Zeit war gekommen, wie auch deine einmal kommt.

Und deine, setzte ich hinzu, wenn du mir keine wahre Romi bist!

Meinetwegen, erwiderte sie. Ich habe mehr denn einmal im Kaffeesatz gelesen, daß wir beide zusammen enden sollen. Bah! Komme, was kommen mag!

Dabei klapperte sie mit ihren Kastagnetten, was sie stets tat, wenn sie einen ihr unangenehmen Gedanken verscheuchen wollte.

Man vergißt sich leicht, wenn man von sich spricht. Alle diese Einzelheiten langweilen Sie wahrscheinlich. Aber ich bin gleich zu Ende. Das Leben, das wir nun zusammen führten, dauerte ziemlich lange. Der Dancaïre und ich, wir gesellten uns einigen Kumpanen, die zuverlässiger waren als unsre früheren, und trieben wieder Schmuggel. Zuweilen auch – ich muß es gestehen – lauerten wir an der Landstraße, doch nur, wenn wir wirklich in Not waren und wir nichts

anderes beginnen konnten. Übrigens mißhandelten wir die Überfallenen nicht und begnügten uns damit, ihnen ihr Geld abzunehmen.

Einige Monate hindurch war ich mit Carmen zufrieden. Sie war uns weiterhin bei unsern Unternehmungen nützlich, indem sie uns auf günstige Gelegenheiten zu gutem Fang aufmerksam machte. Bald weilte sie in Malaga, bald in Kordova, bald in Granada. Doch ein Wort von mir genügte, und sie ließ alles stehen und liegen, um mich in einer einsamen Venta oder sogar im Biwak zu treffen. Ein einziges Mal, es war in Malaga, setzte sie mich einigermaßen in Unruhe. Ich wußte, sie hatte ein Auge auf einen schwerreichen Kaufmann geworfen, mit dem sie vermutlich den Spaß von Gibraltar wiederholen wollte. Trotz aller Reden, mit denen mich der Dancaïre davon abzuhalten suchte, begab ich mich nach der Stadt und betrat sie am hellichten Tage, suchte Carmen auf und nahm sie unverzüglich mit. Es folgte eine heftige Auseinandersetzung.

Weißt du, sagte sie zu mir, seitdem du richtig mein Rom bist, liebe ich dich weniger als damals, da du mein Minchorrô warst. Ich mag nicht gequält und vor allem nicht befehligt werden. Ich will immer frei sein und tun können, was mir beliebt. Nimm dich in acht und treibe mich nicht zum Äußersten! Wenn du mir lästig wirst, werde ich irgendeinen braven Burschen finden, der es dir genau so besorgt wie du dem Einauge.

Der Dancaïre versöhnte uns wieder, aber wir hatten einander Dinge gesagt, die uns im Herzen haften blieben. Fortan standen wir uns nicht mehr wie ehedem. Kurz darauf stieß uns ein Unglück zu. Die Soldaten überrumpelten uns. Der Dancaïre fiel; dazu zwei Kameraden. Zwei andere gerieten in Gefangenschaft. Ich selber ward schwer verwundet, und hätte ich nicht mein gutes Pferd gehabt, so wäre ich den Soldaten verfallen. Gänzlich ermattet und eine Kugel im Körper, war ich im Begriff, mich zusammen mit dem einzigen Ge-

fährten, der noch bei mir war, in einem Walde zu verbergen. Wie ich absaß, fiel ich in Ohnmacht, und schon fürchtete ich, wie ein angeschossener Hase im Dickicht zu verenden. Mein Kamerad trug mich in eine uns bekannte Höhle und brachte sodann Carmen herbei. Sie war in Granada und kam in aller Eile. Vierzehn Tage lang verließ sie mich keinen Augenblick. Nie schlief sie, und sie sorgte um mich mit einer Geschicklichkeit und Sorgfalt, wie sie kaum je ein Weib für den Geliebtesten bekundet haben kann.

Sobald ich mich wieder auf den Beinen zu halten vermochte, brachte sie mich unbemerkt nach Granada. Zigeunerinnen finden allerorts sichere Zufluchtsstätten, und so weilte ich über sechs Wochen in einem Hause, in der nächsten Nähe des Korregidors, der nach mir fahndete. Hinter einem Fensterladen liegend, sah ich ihn so manches Mal vorübergehen. Endlich war ich hergestellt. Aber ich hatte auf meinem Schmerzenslager so meine Gedanken gehabt, und ich nahm mir vor, ein neues Leben zu beginnen. Ich eröffnete Carmen, daß ich Spanien verlassen und den Versuch machen wolle, in der Neuen Welt ein ehrliches Leben zu führen. Sie verspottete mich.

Wir sind nicht geschaffen, sagte sie, Kohl zu erbauen. Unser Los ist es, auf Kosten der Payllos zu leben. Paſſ' auf! Ich habe mit Nathan Ben Joseph in Gibraltar eine neue Sache eingefädelt. Er hat Baumwollenwaren, die nur auf dich warten, um über die Grenze zu wandern. Er weiß, daß du munter bist. Er rechnet auf dich. Was würden unsre Geschäftsfreunde in Gibraltar sagen, wenn du ihnen dein Wort brächest?

Ich ließ mich bereden und nahm mein verruchtes Handwerk wieder auf.

Während ich in Granada verborgen war, hielt man dort Stierkämpfe ab. Carmen ging hin. Wieder daheim, sprach sie viel von einem sehr gewandten Picador namens Lukas. Sie wußte, wie sein Pferd hieß und was ihn seine gestickte Weste

gekostet hatte. Ich achtete nicht weiter darauf. Etliche Tage darauf sagte mir Juanito, der Kamerad, der mir verblieben war, er habe Carmen mit Lukas bei einem Händler aus Zakatin gesehen. Da ward ich stutzig. Ich fragte Carmen, wie und warum sie Bekanntschaft mit dem Picador gemacht habe.

Ein Kerl, sagte sie, mit dem etwas zu machen wäre. Ein Fluß, der rauscht, hat Wasser oder Kieselsteine. Er hat bei den Kämpfen zwölfhundert Realen verdient. Es gibt zwei Möglichkeiten. Entweder wir müssen dieses Geld haben — oder, da er ein guter Reiter und ein beherzter Junge ist, er tritt in unsre Bande ein. Soundso viele sind tot. Du mußt Ersatz für sie haben. Nimm ihn!

Ich will weder sein Geld noch ihn in Person! schrie ich. Und ich verbiete dir, mit ihm zu sprechen.

Hüte dich! sagte sie zu mir. Wenn man mich zu einer Tat reizt, ist sie alsbald getan.

Zum Glück ging der Picador nach Malaga, während ich mich damit abgab, die Baumwollwaren des Juden einzuschmuggeln. Ich hatte da viel zu tun; Carmen auch. Ich vergaß Lukas; sie wohl auch, wenigstens für den Augenblick. Um diese Zeit war es, Herr, daß ich Ihnen begegnete, zuerst in Montilla, dann in Kordova. Von unsrer letzten Zusammenkunft will ich Ihnen nichts weiter sagen. Sie wissen davon vermutlich mehr denn ich. Carmen stahl Ihnen Ihre Uhr; sie wollte Ihr Geld dazu und vor allem den Ring, den Sie da am Finger haben; sie sagte, es sei ein Zauberring, an dessen Besitz ihr viel läge. Wir hatten einen heftigen Wortwechsel, und ich schlug sie. Sie ward bleich und weinte. Es war das erstemal, daß ich sie in Tränen sah; es war mir schrecklich. Ich bat sie um Verzeihung, doch sie grollte mir den ganzen Tag über, und als ich nach Montilla aufbrach, gab sie mir keinen Kuß. Ich war voller Herzeleid — da, drei Tage darauf, kam sie mir nach, lustig und froh wie ein Buchfink. Alles war vergessen, und wir tollten uns aus wie Leute

n den Flitterwochen. Im Augenblick des Scheidens sprach ie zu mir: In Kordova ist ein Fest. Ich will es mitmachen. Dann werde ich wissen, wer mit Geld von dannen geht. Ich verde es dir sagen.

Ich ließ sie ziehen. Wie ich allein war, sann ich über das Fest und den Umschwung in Carmens Stimmung nach. Sie nuß sich bereits gerächt haben, sagte ich bei mir, sonst wäre ie nicht von selber gekommen.

Ein Bauer erzählte mir, in Kordova gäbe es Stierkämpfe. Da kochte mir das Blut, und wie ein Verrückter eile ich hin ınd bin auf dem Platze. Man zeigt mir Lukas, und auf der Bank an der Schranke erblicke ich Carmen. Ein Blick auf sie, ınd ich bin im Bilde. Beim ersten Stier macht er den Ga-anten, ganz wie ich mir gedacht. Er riß ihm die Divisa (die Schleife mit den Farben seiner Herkunft) ab und brachte sie Carmen, die sie sich sofort ins Haar steckte. Der Stier sollte nein Rächer werden. Lukas ward überrannt; sein Pferd fiel hm auf die Brust, und der Stier stürzte über beide. Ich chaute mich nach Carmen um; schon war sie nicht mehr auf hrem Platze. Da es mir unmöglich, den meinen zu verlassen, nußte ich bis zum Ende der Kämpfe warten. Dann ging ich n das Ihnen bekannte Haus, wo ich den ganzen Abend und inen Teil der Nacht ruhig wartete. Gegen zwei Uhr mor-gens kam Carmen heim, nicht wenig überrascht, als sie mich ah.

Komm mit mir! sagte ich zu ihr.

Meinetwegen, erwiderte sie. Gehen wir!

Ich holte mein Pferd, setzte sie auf die Kruppe, und so itten wir den Rest der Nacht, ohne ein Wort miteinander zu eden. Bei Tagesanbruch machten wir an einer einsamen Venta (Schenke) halt, nahe einer Einsiedelei.

Hier sagte ich zu Carmen: Höre! Alles Gewesene sei ver-essen. Nichts werde ich je erwähnen. Aber schwöre mir ines: Du gehst mit mir nach Amerika und wirst dort ver-ünftig!

Nein! rief sie trotzig. Nach Amerika will ich nicht. Es gefällt mir hier.

Wohl weil du in Nähe von Lukas bist? Aber ich sage dir: wenn er wieder gesund wird, graue Haare soll er nicht bekommen. Doch wozu mich an ihn halten? Ich hab es satt, alle deine Liebhaber umzubringen. Dich werde ich töten!

Sie warf mir ihren wilden Blick zu und sagte: Ich hab' es mir immer gedacht, daß du mich morden wirst. Das erstemal, als ich dich sah, war mir gerade an der Tür meines Hauses ein Pfaffe begegnet. Und heute nacht, als wir Kordova verließen, hast du das nicht gesehen? Ein Hase ist unter den Hufen deines Pferdes über den Weg gelaufen. Es kommt, was kommen soll.

Carmencita, fragte ich sie, liebst du mich noch?

Sie gab keine Antwort. Die Beine gekreuzt, saß sie auf einer Matte und zog mit dem Finger Striche in den Staub.

Beginnen wir ein neues Leben, Carmen! sagte ich in bittendem Tone. Wir wollen irgendwohin gehen, wo wir niemals getrennt werden. Du weißt, wir haben nicht weit von hier unter einer Eiche hundertundzwanzig Unzen Gold vergraben. Und wir haben auch noch Geld beim Juden Ben Joseph.

Sie lächelte und sagte: Erst ich, dann du! Ich weiß genau, daß es so kommen muß.

Überlege es dir! begann ich von neuem. Ich bin am Ende meiner Geduld und meines Mutes. Fasse deinen Entschluß, oder ich fasse den meinen.

Ich verließ sie und wanderte auf die Klause zu. Der Einsiedler betete gerade. Ich wartete, bis er mit seinem Gebete fertig war. Ich hätte am liebsten selber gebetet, wenn ich es gekonnt hätte. Als er sich erhob, ging ich auf ihn zu.

Vater, redete ich ihn an, wollt Ihr für einen beten, der in großer Gefahr ist?

Ich bete für alle, die in Not sind.

Könnt Ihr für eine Seele, die vielleicht bald vor ihrem Schöpfer erscheinen muß, eine Messe lesen?

Ja, antwortete er, indem er mich scharf anblickte. Und da hn mein Wesen befremdete, wollte er mich aushorchen. Mich ünkt, ich habe Euch schon einmal gesehen, sagte er.

Ich warf ihm einen Piaster auf die Bank und fragte: Wann werdet Ihr die Messe lesen?

In einer halben Stunde. Der Junge des Gastwirts unten oll mir ministrieren. Sagt mir, junger Mann, habt Ihr nicht twas auf dem Gewissen, das Euch quält? Wollt Ihr den Rat eines Christen hören?

Ich war Tränen nahe. Ich sagte ihm, ich käme wieder, ind ich lief davon. Ich legte mich ins Gras, bis ich die Glocke jörte. Dann ging ich hin, blieb aber außerhalb der Kapelle. lls die Messe gelesen war, kehrte ich zur Venta zurück, in er Hoffnung, Carmen sei inzwischen verschwunden. Sie jätte mein Pferd nehmen und sich retten können. Doch ich raf sie an. Sie wollte nicht, daß man ihr nachsagen könne, ie habe Angst. Während ich fort war, hatte sie den Saum hres Kleides aufgetrennt und das Blei herausgenommen. Jetzt stand sie am Tisch und schaute in eine Schüssel voller Wasser, in die sie das Blei, das sie geschmolzen, soeben geworfen hatte. Sie war in ihre Zauberei derart vertieft, daß ie meine Wiederkehr erst nicht bemerkte. Bald nahm sie ein Stück Blei und drehte es mit trauriger Miene nach allen Seiten; bald sang sie eins der Zauberlieder, worin Maria Padilla, Don Pedros Geliebte, angerufen wird, die Bari rallisa, die angebliche große Königin der Zigeuner.

Carmen, sagte ich zu ihr, willst du mit mir gehn? Sie reckte ch auf, stieß die Schüssel zurück und nahm ihre Mantilla ber den Kopf, als sei sie bereit mitzugehen. Mein Pferd vard vorgeführt; sie setzte sich auf die Kruppe, und wir entfernten uns.

So, liebe Carmen, sagte ich zu ihr nach einem Stück Wegs, u gehst mit?

In den Tod, ja, aber ich will nicht mehr mit dir leben
Wir befanden uns in einer einsamen Schlucht; ich parierte mein Pferd.

Hier? sagte Carmen und war mit einem Satz auf dem Boden. Sie nahm ihre Mantilla, warf sie hin und stand unbeweglich da, eine Faust in der Hüfte, den Blick fest auf mich.

Du willst mich töten; ich sehe es wohl, sprach sie. Es kommt, was kommen soll. Nachgiebig aber machst du mich nicht.

Ich bitte dich, sagte ich zu ihr, sei vernünftig! Höre mich! Alles, was gewesen, ist vergessen. Du weißt doch, du, du hast mich zugrunde gerichtet. Deinetwegen bin ich Dieb und Mörder geworden. Carmen, liebe Carmen, laß mich dich retten und mich mit dir!

José, erwiderte sie, du bittest Unmögliches. Ich liebe dich nicht mehr. Du, du liebst mich noch, und darum willst du mich töten. Ich könnte dir noch irgendeine Lüge vormachen, aber diese Mühe gebe ich mir nicht. Alles ist aus zwischen uns. Als mein Rom hast du das Recht, deine Romi zu töten. Carmen aber ist ewiglich frei. Als Zigeunerin ist sie geboren, als Zigeunerin wird sie sterben.

Du liebst also den Lukas?

Ja, ich habe ihn geliebt, wie einst dich, eine Zeitlang, vielleicht weniger als dich. Jetzt liebe ich nichts mehr, und ich hasse mich, weil ich dich geliebt habe.

Ich warf mich ihr zu Füßen, griff ihre Hände und benetzte sie mit meinen Tränen. Ich erinnerte sie an alle die glücklichen Augenblicke, die wir zusammen erlebt hatten. Ich erklärte mich bereit, ihr zu Gefallen Räuber zu bleiben. Alles, alles hab' ich ihr angeboten, auf daß sie mich wieder lieben sollte. Sie sprach: Dich noch lieben ist unmöglich. Mit dir leben will ich nicht.

Da packte mich die Wut. Ich zog mein Messer. Hätte sie nur Furcht gezeigt, hätte sie mich um Gnade angefleht! Nichts; dies Weib war ein Dämon.

Zum letzten Male, rief ich, willst du bei mir bleiben?

Nein, nein, nein! rief sie, indem sie mit dem Fuß aufstampfte und den Ring, den sie von mir hatte, vom Finger zog und ins Gebüsch schleuderte.

Ich stach und stach nochmals. Es war das Messer des Einäugigen, das ich mir angeeignet hatte, als das meine zerbrochen war. Beim zweiten Stiche brach sie lautlos zusammen. Noch ist's mir, als schaute ich ihr großes schwarzes Auge starr auf mich gerichtet. Bald ward es trübe und schloß sich. Mindestens eine Stunde stand ich vor der Leiche, wie im Traum. Dann fiel mir ein, daß Carmen oft zu mir gesagt hatte, sie möchte gern im Walde begraben sein. Ich grub ihr mit meinem Messer ein Grab und legte sie darein. Lange suchte ich nach dem Ringe, bis ich ihn endlich fand. Ich legte ihn ins Grab neben sie, dazu ein kleines Kreuz. Vielleicht tat ich unrecht. Schließlich saß ich auf, ritt im Galopp nach Kordova und gab mich dem erstbesten Wachtposten zu erkennen. Ich habe angegeben, daß ich Carmen ermordet hatte; aber wo ihr Leib liegt, habe ich nicht gesagt. Der Einsiedler, ein frommer Mann, hat für sie gebetet, hat eine Messe für sie gelesen. Armes Ding! Die Zigeuner tragen die Schuld; sie haben sie so erzogen.

Kolomba

ÜBERSETZT VON ADOLF LAUN

Pè far la to vendetta,
Sta sigur', vasta anche ella.

Aus einem Vocero

Erstdruck in der Revue des Deux Mondes vom 1. Juli 1840. In Buchform bei Magen & Comon, Paris 1841. Erste deutsche Übersetzung in: Mérimées Ausgewählte Novellen. Aus dem Französischen von Adolf Laun. Leipzig (1872). Seitdem oft noch übersetzt, unter andern von Ludwig Schneegans, München (1872). Seiner Übersetzung sind einige metrische Übertragungen (S. 348 f. und 371) entnommen.

I

In den ersten Tagen des Monats Oktober 18** stieg der Oberst Sir Thomas Nevil, Irländer, ein vornehmer Offizier der englischen Armee, mit seiner Tochter im Hotel Beauveau zu Marseille auf seiner Rückkehr aus Italien ab. Die ewige Begeisterung der Festlandswanderer hatte einen argen Rückschlag erlitten, und manche von ihnen, um Sonderlinge zu bleiben, nahmen sich das nil admirari des Horaz zum Wahlspruch. Zu dieser Klasse von unzufriedenen Reisenden gehörte Miß Lydia, des Obersten einziges Kind. Raffaels Transfiguration war ihr nur mittelmäßig vorgekommen, und der speiende Vesuv machte auf sie keinen größeren Eindruck als die Schornsteine der Fabriken von Birmingham. Ihr Hauptvorwurf gegen Italien war, daß dies Land keinen Charakter, keine Lokalfarbe habe. Miß Lydia hatte sich mit dem Gedanken geschmeichelt, jenseits der Alpen Dinge zu sehen, die niemand vor ihr gesehen hätte, und von denen sie mit ehrenwerten Leuten, wie Monsieur Jourdain sagt, sprechen könnte. Aber da ihr überall ihre Landsleute zuvorgekommen waren und sie daran verzweifelte, etwas Unbekanntes zu entdecken, schlug sie sich zur Gegenpartei. Es ist in der Tat sehr unangenehm, nicht von den Wundern Italiens sprechen zu können, ohne daß jemand mit der Frage dazwischenfährt: Sie kennen doch den Raffael des Palastes *** zu ***? Das ist das Schönste, was es in Italien gibt. Und das hat man gerade nicht gesehen. Da man nicht alles sehen kann, so ist es das Einfachste, alles von vornherein zu verwerfen.

Im Hotel Beauveau hatte Miß Lydia eine bittere Enttäuschung. Sie besaß eine hübsche Skizze des pelasgischen oder zyklopischen Tores von Segni, von dem sie glaubte, andere Zeichner hätten es übersehen. Aber Lady Frances Fenwich zeigte ihr, als sie sie in Marseille traf, ihr Album, in dem sich zwischen einem Sonett und einer getrockneten Blume das fragliche Tor abgezeichnet fand. Miß Lydia schenkte ihr Tor ihrem Kammermädchen und verlor alle Achtung für die pelasgische Architektur.

Der Oberst, ihr Vater, der nach dem Tode seiner Frau alles nur mit den Augen der Miß Lydia sah, teilte diese schlimme Neigung. Für ihn hatte Italien den ungeheuren Fehler, seine Tochter zu langweilen; folglich war es ihm das langweiligste Land der Welt. Er hatte zwar nichts gegen die Gemälde und Standbilder einzuwenden, aber er behauptete, die Jagd sei in diesem Lande miserabel, und man müsse zehn Meilen in der Sonne durch die römische Kampagna pinschern, um ein paar elende Rebhühner zu schießen.

Am Tage nach seiner Ankunft in Marseille lud er den Kapitän Ellis, seinen früheren Adjutanten, der sechs Monate in Korsika verlebt hatte, zum Mittagessen ein. Der Kapitän erzählte der Miß Lydia sehr nett eine Banditengeschichte, die den Vorzug hatte, ganz anders zu sein als die, mit denen man sie so oft auf dem Wege zwischen Rom und Neapel unterhalten hatte. Beim Nachtisch sprachen die beiden Herren, alleinbleibend, bei einer Flasche Bordeaux von der Jagd, und der Oberst erfuhr, daß es kein Land gäbe, wo sie schöner, mannigfaltiger und reicher sei als in Korsika. Man findet da eine Menge Wildschweine, sagte der Kapitän, aber man muß erst lernen, sie von den zahmen Schweinen zu unterscheiden, die ihnen in erstaunlicher Weise gleichen; denn wenn man diese Schweine schießt, bekommt man es mit ihren Hirten zu tun. Sie kommen aus einem Buschwald hervor, den man Macchia nennt. Sie sind bis an die Zähne bewaffnet, lassen sich ihre Schweine teuer bezahlen und lachen Sie dann aus

Da ist noch das Muffelschaf, ein sonderbares Tier, das man anderswo nicht findet, ein famoses Wildbret, aber schwer zu jagen. Ferner gibt es Hirsche, Damwild, Fasanen, Rebhühner. Man kommt gar nicht zu Ende mit den verschiedenen Arten von Wild, das es in Korsika im Überfluß gibt. Oberst, wenn Sie gern jagen, gehen Sie nach Korsika, da kann man, wie einer meiner Wirte sagte, alles mögliche schießen, vom Kramtsvogel bis zum Menschen.

Beim Tee ergötzte der Kapitän Miß Lydia aufs neue mit einer Geschichte der Vendetta, das heißt der Rache, die man an einem mehr oder weniger entfernten Verwandten des Beleidigten übt. Diese Geschichte war noch abenteuerlicher als die erste, und es gelang ihm, Miß Lydia für Korsika zu begeistern, indem er ihr den sonderbaren wilden Anblick des Landes schilderte, den eigensinnigen Charakter seiner Bewohner, ihre Gastfreiheit und ihre urwüchsigen Sitten. Dann überreichte er ihr einen hübschen kleinen Dolch, der weniger durch seine Gestalt und seinen kupfernen Griff, als durch die Geschichte seines Ursprungs bemerkenswert war. Ein berüchtigter Bandit hatte ihm die Waffe abgetreten und ihm beteuert, daß sie schon in vier menschlichen Körpern gesteckt habe. Miß Lydia steckte ihn sich in den Gürtel, legte ihn auf ihren Nachttisch und zog ihn zweimal, ehe sie einschlief, aus der Scheide. Der Oberst seinerseits träumte, wie er ein Muffelschaf tötete, und wie der Eigentümer ihn dreimal den Preis bezahlen ließ, was er gern tat, denn es war eine ganz merkwürdige Bestie, die einem Eber glich, mit Hörnern wie ein Hirsch und einem Schweif wie ein Fasan.

Am andern Morgen sagte der Oberst, als er mit seiner Tochter beim Frühstück saß: Ellis hat mir erzählt, daß es auf Korsika eine wunderbare Jagd gibt. Wäre es nicht so weit, so möchte ich vierzehn Tage dort zubringen.

So, so, meinte Miß Lydia. Warum gehen wir nicht nach Korsika? Während du jagst, werde ich zeichnen; es wird mir große Freude machen, in mein Album eine Zeichnung der

Grotte zu bekommen, von der Kapitän Ellis berichtet hat, Bonaparte habe darin als Kind gelesen und studiert.

Es war dies vielleicht das erstemal, daß ein vom Obersten ausgesprochener Wunsch die Billigung seiner Tochter erhielt. Entzückt über diesen unerwarteten Einklang, war er klug genug, einige Einwendungen zu machen, um Miß Lydias glückliche Kaprice noch mehr aufzureizen. Vergeblich redete er von der Wildheit des Landes und der Schwierigkeit für eine Dame, dort zu reisen. Sie fürchtete nichts, sie reiste vor allem gern zu Pferde, sie machte sich ein Vergnügen daraus zu biwakieren und drohte, nach Kleinasien zu gehen. Kurz, sie hatte auf alles eine Antwort. Noch nie war eine Engländerin auf Korsika gewesen; folglich mußte sie hin. Und welches Vergnügen, wenn sie wieder auf dem St. James' Place war, ihr Album vorzuzeigen.

Warum, meine Teuerste, überschlagen Sie diese hübsche Zeichnung?

Oh, das ist nichts, bloß eine Skizze, die ich mir von einem bekannten korsischen Banditen gemacht habe, der uns als Führer diente.

Wie, Sie sind auf Korsika gewesen?

Da es noch keine Dampfboote zwischen Korsika und Frankreich gab, suchte man ein Segelschiff zur Fahrt nach der Insel, die Miß Lydia sich vorgenommen hatte zu entdecken. Der Oberst schrieb sogleich nach Paris, um die ihm bereitgehaltenen Zimmer abzubestellen, und ward mit dem Kapitän einer korsischen Goëlette, die im Begriff stand, nach Ajaccio zu segeln, über den Fahrpreis einig. Es waren darin zwei freilich mäßige Kajüten. Man versorgte sich mit Mundvorrat; der Kapitän schwor, einer seiner alten Matrosen sei ein achtbarer Koch und habe in der Bereitung der Bouillabaisse nicht seinesgleichen; er versicherte, Mademoiselle werde sich auf dem Schiffe wohlbefinden, und guter Wind und ruhige See seien zu erwarten. Auf Wunsch seiner Tochter stellte der Oberst noch die Bedingung, daß der Kapitän keiner

Fahrgast weiter aufnehmen dürfe und an den Küsten der Insel hinsegeln müsse, damit man den Anblick der Berge genieße.

II

Am Tage, der für die Abreise bestimmt war, war alles schon am Morgen gepackt und eingeschifft; die Goëlette sollte mit der Abendbrise fahren. Der Oberst ging wartend auf dem Hafendamm auf und ab, als der Kapitän ihn anredete und um die Erlaubnis bat, einen seiner Verwandten, nämlich den Vetter vom Paten seines Sohnes, mitzunehmen; er wünsche in dringenden Geschäften nach Korsika zurückzukehren und könne kein Schiff zur Überfahrt finden.

Er ist ein scharmanter Bursch, fügte er hinzu, alter Soldat, Offizier bei den Gardejägern. Er wäre längst Oberst, wenn der andere noch Kaiser wäre.

Da er alter Soldat ist . . ., erwiderte der Oberst, im Begriffe hinzuzufügen: so willige ich gern darein, daß er mit uns reist. Aber Miß Lydia rief auf englisch aus: Ein Offizier der Infanterie (da ihr Vater in der Kavallerie gedient hatte, hegte sie eine souveräne Verachtung gegen jede andere Waffe), vielleicht ein ungebildeter Mensch, der seekrank wird und uns allen Spaß an der Überfahrt verderben wird!

Der Kapitän verstand kein Wort Englisch, aber offenbar erriet er aus dem Schmollen des hübschen Mundes, was Miß Lydia sagte, denn er begann sofort eine große Lobeserhebung seines Verwandten, wobei er versicherte, es sei ein Mann sehr comme il faut aus einer Caporali-Familie; er werde den Obersten ganz gewiß nicht belästigen, denn er, der Kapitän, würde ihn in einem Winkel des Schiffes unterbringen, wo man seine Gegenwart gar nicht merke.

Der Oberst und Miß Lydia wunderten sich, daß es in Korsika Familien gäbe, wo man von Vater zu Sohn Korporal wäre; aber da sie meinten, es handle sich um einen Korporal der Infanterie, schlossen sie, es müsse irgendein

armer Teufel sein, den der Kapitän aus Mitleid mitnähme. Wäre es ein Offizier, so würde man gezwungen sein, mit ihm zu reden und zu leben, aber vor einem Korporal braucht man sich nicht zu genieren; das ist eine unbedeutende Person, vorausgesetzt, daß seine Korporalschaft nicht mit aufgepflanztem Bajonett dasteht, um einen hinzuführen, wohin man nicht gern geht.

Wird Ihr Verwandter seekrank? fragte Miß Lydia in trocknem Tone.

Niemals, Mademoiselle; sein Herz ist fest wie Felsen, zu Wasser wie zu Lande.

Dann können Sie ihn mitnehmen, erklärte sie.

Sie können Ihn mitnehmen, wiederholte der Oberst, und sie setzten ihre Promenade fort.

Gegen fünf Uhr abends holte der Kapitän sie ab, um sie an Bord der Goëlette zu bringen. Am Hafen, nahe beim Boot des Kapitäns, fanden sie einen großen jungen Mann, in blauem, bis oben zugeknöpftem Rocke; sein Teint war bräunlich, die Augen schwarz, lebhaft, schön geschlitzt, seine Miene offen und klug. An der Art, wie er seine Schultern zurückzog, und an seinem kleinen gepflegten Schnurrbart erkannte man leicht den Soldaten, denn damals war der Schnurrbart nichts Gewöhnliches, und die Dienstpflicht hatte militärische Haltung und Manieren noch nicht in alle Familien gebracht.

Der junge Mann nahm seine Mütze ab, als er den Obersten sah, und dankte ihm ohne Verlegenheit in passenden Ausdrücken für den Dienst, den er ihm erweise.

Es freut mich, Ihnen nützlich sein zu können, junger Mann, sagte der Oberst, indem er freundlich mit dem Kopfe nickte, und stieg ins Boot.

Euer Engländer macht keine großen Umstände, sagte der junge Mann leise auf italienisch zum Kapitän.

Der legte seinen Zeigefinger unter sein linkes Auge und zog die Winkel seines Mundes herab. Wer die Zeichensprache

versteht, begreift, daß dies sagen sollte: Nimm dich in acht! Der Engländer versteht Italienisch und ist ein wunderlicher Kauz. Der junge Mann lächelte und legte den einen Finger an die Stirn, als wollte er sagen: Die Engländer haben alle einen Sparren! Dann setzte er sich neben den Kapitän und betrachtete mit vieler Aufmerksamkeit, aber durchaus nicht dreist, seine hübsche Reisegefährtin.

Die französischen Soldaten sind stattliche Kerle. Man kann leicht Offiziere aus ihnen machen, sagte der Oberst auf englisch zu seiner Tochter; dann wandte er sich auf französisch zu dem jungen Manne und fragte:

In welchem Regiment haben Sie gedient?

Der Befragte stieß den Vater des Paten seines Vetters leise mit dem Ellbogen an und antwortete, indem er ein ironisches Lächeln unterdrückte, er habe bei den Gardejägern gedient und käme eben vom siebenten leichten Regiment.

Sind Sie bei Waterloo gewesen?

Jawohl, Herr Oberst! Das war meine einzige Kampagne.

Zählt doppelt, sagte der Oberst.

Der junge Korse biß sich auf die Lippen.

Papa, sagte Miß Lydia auf englisch, frage ihn doch, ob die Korsen ihren Bonaparte sehr lieben?

Ehe der Oberst diese Frage ins Französische übersetzt hatte, antwortete der junge Mann in gutem, wenn auch nicht ganz klangreinem Englisch.

Sie wissen, Lady, daß niemand in seinem Vaterlande Prophet ist. Wir Landsleute Napoleons lieben ihn vielleicht weniger als die Franzosen. Was mich anbetrifft, so liebe und bewundere ich ihn, obgleich seine Familie früher mit der meinen verfeindet war.

Sie sprechen Englisch? rief der Oberst aus.

Recht schlecht, wie Sie sehen!

Obgleich sie von seinem natürlichen Wesen ein wenig betroffen war, konnte Miß Lydia nicht umhin, bei dem Gedanken zu lachen, daß ein persönliches Verhältnis zwischen

einem Kaiser und einem Korporal bestanden habe. Es war dies für sie ein Vorgeschmack der korsischen Sonderbarkeiten, und sie nahm sich vor, diesen Zug in ihr Tagebuch zu schreiben.

Sie sind wohl Gefangener in England gewesen? fragte der Oberst.

Nein, Herr Oberst. Ich habe das Englische, als ich noch ganz jung war, in Frankreich von einem Gefangenen Ihrer Nation gelernt. Darauf wandte er sich zu Miß Nevil und sagte: Matei, der Kapitän hat mir gesagt, Sie kämen aus Italien. Sie sprechen wahrscheinlich die reine toskanische Mundart, Lady, und es wird Ihnen, fürchte ich, etwas schwer werden, unser korsisches Kauderwelsch zu verstehen.

Meine Tochter versteht alle italienischen Dialekte, antwortete der Oberst. Sie hat Sprachtalent. Mit mir ist es etwas anders.

Versteht Mylady diese Verse eines unsrer korsischen Gesänge? Ein Schäfer sagt zu einer Schäferin:

S'entrassi'ndru paradisu santu, santu,
E nun truvassi a tia, mi n'esciria.

(Es waren Verse aus einer Serenata von Zicavo; übersetzt etwa:

Käm' ich ins heilige, heilige Paradies
Und fände dich nicht: ach, ich kehrte um!)

Miß Lydia verstand und fand das Zitat kühn und den Blick, der es begleitete, noch kühner. Errötend erwiderte sie:

Capisco.

Haben Sie einen sechsmonatigen Heimatsurlaub? fragte der Oberst.

Nein, Herr Oberst; man hat mich auf Halbsold gesetzt, wahrscheinlich, weil ich bei Waterloo gewesen und ein Landsmann Napoleons bin. Ich kehre nach Hause zurück, leicht im Herzen, leicht im Beutel, wie das Lied sagt. Dabei blickte er zum Himmel empor.

Der Oberst steckte die Hand in die Tasche, und, indem er ein Goldstück umdrehte, suchte er nach einer Wendung, um es auf höfliche Weise in die Hand seines unglücklichen Feindes gleiten zu lassen.

Mich hat man auch auf Halbsold gesetzt, sagte er, nur mit dem Unterschiede, daß Sie sich mit Ihrem Solde nicht einmal Tabak kaufen können. Nehmen Sie, Korporal!

Er suchte das Goldstück in die geschlossene Hand des Leutnants zu drücken, mit der er sich auf den Bord des Bootes stützte.

Der junge Korse errötete, erhob sich, biß sich in die Lippen und wollte offenbar eine zornige Erwiderung sagen, als er plötzlich, seine Miene ändernd, in Lachen ausbrach. Der Oberst, sein Geld in der Hand, war ganz verdutzt.

Herr Oberst, sagte er, wieder ernst werdend, erlauben Sie mir, Ihnen zwei Ratschläge zu geben. Der erste ist, nie einem Korsen Geld anzubieten, denn ich habe Landsleute, die unartig genug wären, es Ihnen an den Kopf zu werfen; und dann, den Leuten keine Titel zu geben, auf die sie keine Ansprüche machen. Sie nennen mich Korporal, und ich bin Leutnant. Freilich der Unterschied ist nicht groß.

Leutnant! rief Sir Thomas aus; aber der Kapitän hat mir gesagt, daß Sie ein Caporale wären wie Ihr Vater und alle Glieder Ihrer Familie.

Bei diesen Worten fiel der junge Mann beinahe um und brach in ein helles Gelächter aus, aber in so kräftiger Weise, daß der Kapitän und seine beiden Matrosen mit einstimmten.

Verzeihung, Herr Oberst, sagte endlich der junge Mann, das Quiproquo ist herrlich. Erst jetzt habe ich es begriffen. In der Tat, meine Familie rühmt sich, Caporali unter ihren Vorfahren zu haben, aber unsre korsischen Korporale haben nie Tressen auf ihren Röcken gehabt. Als im Jahre des Heils Elfhundert einige Familien revoltierten gegen die Signori, die in den Bergen wohnten, da wählten sie sich Führer, die

sie Caporali nannten. Auf unsrer Insel machen wir uns eine Ehre daraus, von dieser Art Tribunen abzustammen.

Verzeihung, Herr Leutnant, rief der Oberst aus. Tausendmal Verzeihung! Da Sie den Grund meines Irrtums kennen, so hoffe ich, daß Sie ihn entschuldigen. Dabei reichte er ihm die Hand.

Das ist die gerechte Strafe für meine kleine Schwäche, sagte der junge Mann, indem er fortwährend lachte und die Hand des Engländers herzlich drückte. Ich bin Ihnen durchaus nicht böse deshalb. Da mein Freund Matei mich so schlecht vorgestellt hat, erlauben Sie mir, daß ich mich Ihnen selber vorstelle, ich heiße Orso della Rebbia, Oberleutnant auf Halbsold, und da Sie, wie ich beim Anblick Ihrer beiden schönen Hunde vermute, zur Jagd nach Korsika gehen, wäre ich sehr erfreut, Ihnen die Honneurs unserer Macchien und Berge machen zu können, wenn ich, fügte er seufzend hinzu, die Wege nicht vergessen habe.

In diesem Augenblick stieß das Boot an die Goëlette. Der Leutnant bot Miß Lydia die Hand und half dann dem Obersten auf Deck. Sir Thomas, der noch immer verlegen darüber war und nicht recht wußte, wie er seine Ungeschicklichkeit gegenüber einem Manne, der einen Stammbaum bis zum Jahre Elfhundert besaß, wieder gutmachen könnte, lud ihn, ohne die Zustimmung seiner Tochter abzuwarten, zum Abendessen ein, indem er seinen Händedruck und seine Entschuldigungen wiederholte. Miß Lydia zog allerdings die Augenbrauen etwas zusammen, aber bei alledem war es ihr doch lieb, erfahren zu haben, was ein Caporale sei. Ihr Gast hatte ihr nicht mißfallen. Sie fing sogar an, etwas Aristokratisches an ihm zu finden; nur sah er für einen Romanhelden zu lustig und offenherzig aus.

Herr Oberleutnant della Rebbia, sagte der Oberst, ihn in englischer Weise begrüßend, ein Glas Madeira in der Hand haltend, ich habe in Spanien viele Ihrer Landsleute gesehen; das waren famose Scharfschützen.

Jawohl, in Spanien sind viele geblieben, sagte der Leutnant in ernstem Tone.

Nie werde ich das Verhalten eines korsischen Bataillons in der Schlacht von Vittoria vergessen, fuhr der Oberst fort. Ich habe Grund, mich dessen zu erinnern... Bei diesen Worten rieb er sich die Brust. Den ganzen Tag über hatten sie aus den Gärten und hinter den Hecken herausgeschossen und uns eine Menge Leute und Gäule weggeputzt. Sowie der Rückzug befohlen war, sammelten sie sich und machten sich schleunigst auf und davon. Wir hofften, in der Ebene Revanche zu nehmen, aber die verdammten Kerle (Verzeihen Sie den Ausdruck, verehrter Oberleutnant!), die tapferen Burschen hatten Karree formiert, und es war nicht möglich durchzubrechen. Im Innern des Karrees — es ist mir, als sähe ich es heute noch vor mir — hielt ein Offizier auf einem schwarzen Pferdchen neben dem Adler und rauchte seine Zigarre, als säße er im Kaffeehause. Gewiß um uns zu höhnen, ertönte hin und wieder Fanfarenklang.

Ich schicke meine beiden ersten Eskadrons gegen sie. Hat sich was! Statt das Karree zu überreiten, brechen meine Dragoner nach der Seite aus, machen kehrt und kommen aufgelöst zurück. Manches Pferd ohne Reiter... und dabei immer die verteufelte Musik. Als sich der Rauch, der das Bataillon einhüllte, gehoben hatte, sah ich den Offizier neben dem Adler wieder; er rauchte noch immer seine Zigarre. Wütend setzte ich mich persönlich an die Spitze einer Attacke. Ihre durch vieles Schießen verrußten Gewehre gingen nicht mehr los, aber die Soldaten standen in sechs Reihen da und hielten ihre Bajonette den Nasen der Pferde entgegen. Eine richtige lebendige Mauer! Ich schrie meinen Dragonern anfeuernde Worte zu und trieb meinen Gaul mit den Sporen vorwärts, als der erwähnte Offizier, indem er endlich seine Zigarre wegwarf, einen der Leute mit der Hand auf mich aufmerksam machte. Ich hörte so etwas wie: Al capello bianco! Ich trug einen weißen Federbusch. Weiter hörte

ich nichts; denn eine Kugel drang mir in die Brust. Es war ein schönes Bataillon, Herr della Rebbia, das erste des achtzehnten leichten Infanterieregiments, alles Korsen, wie man mir berichtet hat.

So war es, Herr Oberst, sagte Orso, dessen Augen bei dieser Erzählung glänzten. Sie stützten den Rückzug und brachten ihren Adler zurück, aber zwei Drittel der tapfern Leute schlummern in der Ebene von Vittoria.

Wissen Sie vielleicht den Namen des Offiziers, der sie führte?

Es war mein Vater. Er war damals Major im achtzehnten Regiment und wurde wegen seiner Haltung an diesem Unglückstage zum Obersten befördert.

Ihr Vater, bei Gott, das war ein Held! Es würde mir Freude machen, ihn wiederzusehen. Ich würde ihn sofort erkennen; des bin ich gewiß. Lebt er noch?

Nein, Herr Oberst, erwiderte der junge Mann, ein wenig blaß werdend.

War er bei Waterloo?

Jawohl, Herr Oberst; aber er hat nicht das Glück gehabt, im Felde zu fallen. Er ist auf Korsika gestorben ... vor zwei Jahren ... Mein Gott, wie schön ist das Meer! Zehn Jahre lang habe ich es nicht gesehen ... Finden Sie nicht, Lady, daß das Mittelmeer viel schöner ist als der Ozean?

Mir ist es zu blau; und den Wellen fehlt die Großartigkeit.

Wenn Sie wilde Schönheit lieben, dann wird Ihnen Korsika gefallen, denke ich.

Meine Tochter hat eine Vorliebe für das Ungewöhnliche, sagte der Oberst. Deshalb gefällt ihr Italien nicht besonders.

Ich kenne von Italien nur Pisa, sagte Orso. Dort war ich eine Zeitlang auf der Schule. An den Campo Santo, an den Dom, an den schiefen Turm kann ich nicht ohne Bewunderung zurückdenken. Besonders an den Campo Santo nicht. Sie erinnern sich jener Statue von Orcagna: Der Tod? Ich

könnte die Gestalt zeichnen, so stark hat sie sich mir in das Gedächtnis eingeprägt.

Miß Lydia befürchtete, der Leutnant werde in seiner Begeisterung kein Ende finden. Gähnend meinte sie:

Das ist sehr hübsch! Verzeih mir, Papa, ich habe Kopfweh. Ich möchte in meine Kabine gehen.

Sie küßte ihren Vater auf die Stirn, grüßte wie eine Fürstin Orso durch eine leichte Kopfbewegung und verschwand. Die beiden Männer plauderten nun von der Jagd und vom Kriege.

Gar bald stellten sie fest, daß sie bei Waterloo im wechselseitigen starken Feuer einander gegenübergestanden hatten. Das verdoppelte ihr gutes Einvernehmen. Lebhaft tauschten sie ihre Meinungen über Napoleon, Wellington und Blücher aus. Dann erzählten sie sich Jagderlebnisse von Damhirschen, Wildschweinen, Muffelschafen. Die Nacht war weit vorgerückt und die letzte Flasche Bordeaux leer, als der Oberst dem jungen Kameraden abermals die Hand drückte und ihm gute Nacht wünschte, wobei er die Hoffnung aussprach, die Bekanntschaft, die sich in so spaßiger Weise gemacht hatte, weiter pflegen zu dürfen. Sie trennten sich, und jeder suchte sein Lager auf.

III

Die Nacht war herrlich; der Mond spielte auf den Fluten; das Schiff, von leichter Brise getrieben, fuhr langsam dahin. Miß Lydia hatte keine Neigung zum Schlaf, und nur die Gegenwart eines Profanen hatte sie gehindert, sich jenen Gefühlen hinzugeben, die bei mondbestrahlter See jedes menschliche Wesen ergreifen, das ein Gränchen Poesie im Herzen hat.

Als sie annahm, daß der junge Leutnant, prosaisch, wie er wohl war, wie ein Dachs schlafe, stand sie auf, nahm einen Pelz, weckte ihre Jungfer und stieg aufs Verdeck. Es war niemand oben, nur ein Matrose am Steuerruder, der eine

Art Klagelied in korsischem Dialekt nach einer wilden, eintönigen Weise sang. Zu ihrem Leidwesen verstand Miß Lydia nicht alles. Mitten unter vielen Gemeinplätzen erregte ein kraftvoller Vers ihre Aufmerksamkeit; aber dann kamen im schönsten Moment ein paar Worte der Volkssprache, deren Sinn ihr entging. Gleichwohl begriff sie, daß es sich um einen Totschlag handelte. Verwünschungen gegen den Mörder, Rachedrohungen, das Lob des Toten, alles ging durcheinander. Einige Verse merkte sie sich; sie mögen hier folgen:

Blitzt nur immer, Bajonette,
Donnert immerzu, Kanonen!
Nimmer ist vor euch erblichen
Je die Stirne dieses Helden,
Der noch auf dem Schlachtfeld lächelt,
Heiter wie die Sommernacht.

War er doch Gesell des Adlers,
War er doch der kühne Falke;
Seinen Freunden süßer Honig,
Seinem Feinde wildes Wettern.
Himmelsnäher als die Sonne,
Milder als der blasse Mond.

Ihn, den seines Landes Feinde
Nie vergeblich je erwartet,
Ihn erschlugen in der Heimat
Hinterrücks die Meuchelmörder,
So wie Vittolo, der feige,
Den Sampiero Corso schlug.

Vor mein Bett, da auf die Mauer
Legt das Ehrenkreuz mir nieder!
Ehrlich hab' ich's mir erworben,
Dieses Kreuz am roten Bande.
Röter, ach, um vieles röter
Ist das Hemd auf meiner Brust.

Hebt für meinen Sohn, den fernen,
Sorglich auf dies Ehrenzeichen.
Und mein blutigrotes Hemde
Löcher zeigt es ihrer zweie.
Sagt ihm: zweimal zweie soll er
Bohren in des Feindes Hemd.

Soll die Rache danach rasten?
Nein! Noch dreierlei begehr' ich:
Erst die Hand, die abgedrückt hat,
Dann das Auge, das gezielet,
Und das Herz, das ausgesonnen ...

Plötzlich hielt der Matrose inne.

Warum fahrt Ihr nicht fort, Freund?

Der Matrose wies mit einer Kopfbewegung auf eine Gestalt hin, die aus der großen Luke der Goëlette emportauchte; es war Orso, der sich am Mondenschein erfreuen wollte.

Setzt Euren Klagegesang doch fort! sagte Miß Lydia. Er macht mir große Freude.

Der Matrose beugte sich zu ihr und flüsterte:

Den Rimbecco gebe ich niemandem.

Was? Den ...?

Der Matrose gab keine Antwort und begann zu pfeifen.

Ich überrasche Sie, wie Sie unser Mittelmeer bewundern, Miß Nevil, sagte Orso, indem er zu ihr trat. Gestehen Sie, daß man den Mond nirgends so sieht!

Ich habe ihn nicht betrachtet. Ich war dabei, das Korsische zu studieren. Der Matrose da hat einen höchst tragischen Klagegesang gerade im schönsten Moment nicht weiter gesungen.

Der Matrose beugte sich nieder, als wolle er den Kompaß genauer betrachten, und zupfte lebhaft am Pelz der Miß Nevil. Es war klar, daß sein Klagelied nicht in Gegenwart des Leutnants Orso gesungen werden durfte.

Was hast du gesungen, Paolo? Einen Vocero? Das Fräulein versteht dich und möchte das Ende hören.

Ich weiß nicht mehr, Orsanton, sagte der Matrose. Und sogleich fing er an, mit heller Stimme ein Lied an die heilige Jungfrau zu singen. Miß Lydia hörte zerstreut zu und drang nicht weiter in den Sänger; sie versprach sich aber, später hinter das Rätsel kommen zu wollen. Doch ihre Zofe, die aus Florenz war und den korsischen Dialekt nicht besser verstand als ihre Herrin, war ebenso neugierig wie sie, und ehe diese ihr mit dem Ellbogen einen Wink hatte geben können, fragte sie: Herr Leutnant, was heißt das? Jemandem das Rimbecco geben?

Rimbecco, erwiderte Orso, heißt einem Korsen die tödlichste Beleidigung antun, ihm vorwerfen, daß er sich nicht gerächt habe. Wer hat Ihnen vom Rimbecco gesprochen?

Gestern in Marseille, fiel Miß Lydia rasch dazwischen, hat der Kapitän der Goëlette sich dieses Ausdrucks bedient.

Und von wem sprach er? fragte Orso lebhaft.

Oh, er erzählte uns eine alte Geschichte zur Zeit von ... Ich glaube, sie bezog sich auf Vannina d'Ornano.

Der Tod Vanninas, vermute ich, Mademoiselle, hat Ihnen unsern Helden, den braven Sampiero, nicht gerade zum Freunde gemacht?

Finden Sie sein Verhalten wirklich heldenhaft?

Seinem Verbrechen dienen die wilden Sitten der Zeit zur Entschuldigung; dann war aber auch Sampiero im Kampf auf Leben und Tod mit Genua begriffen. Wie hätten seine Landsleute Vertrauen auf ihn setzen können, wenn er die nicht bestraft hätte, die mit den Genuesern geheime Unterhandlungen anknüpfte?

Vannina, sagte der Matrose, war ohne Erlaubnis ihres Mannes fortgegangen. Sampiero hat wohlgetan, ihr den Hals umzudrehen.

Aber, meinte Miß Lydia, es geschah, um ihren Mann zu retten. Aus Liebe zu ihm flehte sie bei den Genuesern um seine Begnadigung.

Um seine Begnadigung flehen, hieß ihn erniedrigen! rief Orso aus.

Sie dann mit eigner Hand zu töten! fuhr Miß Nevil fort. Welch ein Ungeheuer mußte das sein!

Sie wissen, daß sie es sich als Gnade erbat, von seiner Hand umzukommen.

Mademoiselle, sehen Sie den Othello auch als ein Ungeheuer an?

Welch ein Unterschied! Der war eifersüchtig; Sampiero nur eitel.

Ist Eifersucht aber nicht auch Eitelkeit? Es ist die Eitelkeit der Liebe, und wollen Sie sie vielleicht aus diesem Grunde entschuldigen.

Miß Lydia warf einen Blick voll Würde auf ihn und fragte, sich an den Matrosen wendend, wann die Goëlette im Hafen ankommen werde.

Übermorgen, erwiderte er, wenn der Wind anhält.

Ich wollte, wir wären schon in Ajaccio, denn dies Schiff fängt an mich zu langweilen, sagte Miß Lydia.

Sie stand auf, ergriff den Arm ihrer Zofe und ging auf Deck hin und her. Orso blieb unbeweglich am Steuer und wußte nicht, ob er mit ihr auf und ab gehen solle, oder ob es besser sei, eine Unterhaltung aufzugeben, die ihr sichtlich lästig war.

Beim Blut der Madonna, ein schönes Weib, sagte der Matrose; wenn die Flöhe meines Betts aussähen wie sie, wahrlich, ich ließe mich gern von ihnen beißen!

Miß Lydia hörte wohl dies naive Lob ihrer Schönheit und empörte sich darüber, denn sie stieg sogleich in ihre Kajüte hinab. Bald darauf zog sich auch Orso zurück. Als er das Deck verlassen hatte, kam die Zofe wieder hinauf und, nachdem sie den Matrosen scharf ins Verhör genommen hatte, brachte sie ihrer Herrin folgende Aufklärung zurück: Der durch Orsos Gegenwart unterbrochene Vocero war beim Tode seines vor zwei Jahren ermordeten Vaters verfaßt. Der Matrose

zweifle nicht, daß Orso nach Korsika käme, um die Rache zu bewerkstelligen (das war sein Ausdruck), überzeugt, binnen kurzem werde es frisches Fleisch im Dorfe Pietranera geben. Dieser volkstümliche Ausdruck bedeute, daß Orso die Absicht habe, zwei oder drei Personen, die man für die Mörder seines Vaters hielt, umzubringen. Diese waren zwar vor Gericht geladen gewesen, waren aber weiß wie Schnee befunden worden, weil sie Richter, Advokaten, Präfekten und Gendarmen am Schnürchen hatten. Auf Korsika hat man keine Gerechtigkeit, fügte der Matrose hinzu, und eine gute Flinte ist mir mehr wert als ein königlicher Richter. Wenn man einen Feind hat, hat man nur die Wahl unter den drei S (schiopetto, stiletto, strada), das heißt: zwischen Flinte, Dolch, Flucht.

Diese interessanten Aufschlüsse veränderten das Benehmen und die Stimmung der Miß Lydia gegen den Leutnant della Rebbia wesentlich. Fortan war er in den Augen der romantischen Engländerin eine romantische Person. Jetzt waren ihr seine sorglose Miene, sein freimütiger Ton und seine gute Laune beachtenswert, denn es war die tiefe Verstellung einer energischen Seele, die äußerlich nichts von den Empfindungen, die sie beherrschen, merken läßt. Orso erschien ihr wie eine Art Fiesco, der seine weitumfassenden Pläne unter dem Schein der Leichtfertigkeit verbirgt; und wenn es auch weniger schön ist, einige Schurken zu töten als sein Vaterland zu befreien, so ist eine gute Rache doch etwas Schönes. Übrigens verlangen die Weiber, daß ein Held kein politischer Mann sei. Nun merkte Miß Nevil erst, daß der junge Leutnant große blaue Augen, weiße Zähne, einen eleganten Wuchs, Erziehung und Manieren hatte. Sie sprach oft mit ihm am folgenden Tage, und seine Unterhaltung fesselte sie. Sie fragte ihn ausführlich über sein Vaterland aus, und er sprach gut darüber. Korsika, das er jung verlassen hatte, um ins Gymnasium und dann in die Militärschule zu gehen, war in einiger Verklärung in seinem Gedächtnis geblieben.

Er wurde lebhaft, wenn er von den Bergen, den Wäldern und den eigentümlichen Sitten seiner Landsleute sprach. Wie man sich vorstellen kann, kam das Wort Vendetta (Blutrache) mehr als einmal in seiner Erzählung vor, denn es ist unmöglich, von den Korsen zu sprechen, ohne ihre zum Sprichwort gewordene Leidenschaft anzugreifen oder zu entschuldigen. Orso setzte Miß Nevil arg in Erstaunen, als er im allgemeinen den unauslöschlichen Haß der Korsen verdammte. Nur bei den Bauern suchte er ihn zu entschuldigen, indem er behauptete, daß die Vendetta das Duell der Armen sei. Das ist so wahr, sagte er, daß man sich nur nach einer förmlichen Herausforderung untereinander ermordet. Hüte dich! Ich hüte mich! das sind hergebrachte Worte unter Feinden, ehe sie einander nachstellen. Es gibt bei uns mehr Morde als anderswo, aber nie liegt diesen Verbrechen etwas Gemeines zum Grunde. Wir haben viele Mörder, aber keinen Dieb.

Wenn er die Worte Rache und Mord aussprach, sah ihn Miß Lydia aufmerksam an, aber sie bemerkte nicht die geringste Bewegung in seinen Zügen. Da sie die Überzeugung bereits hatte, daß er die nötige Seelenkraft besäße, sich allen Augen, natürlich die ihrigen ausgenommen, undurchdringlich zu machen, war sie nicht in Zweifel, daß die Manen des Obersten della Rebbia der geforderten Genugtuung nicht mehr lange entbehrten.

Schon hatte die Goëlette Korsika in Sicht. Der Kapitän nannte die wichtigsten Punkte der Küste, und obgleich sie der Miß Lydia allesamt unbekannt waren, hörte sie doch mit Vergnügen ihre Namen. Es gibt nichts Langweiligeres als eine namenlose Landschaft. Mitunter konnte man durch das Fernrohr des Kapitäns einen Insulaner entdecken, in braunem Rock, der, mit einer Flinte auf dem Rücken, auf einem kleinen Pferde die steilen Abhänge herabritt. Miß Lydia meinte, in jedem einen Banditen zu sehen oder wenigstens einen Sohn, der seinen Vater rächte, aber Orso meinte, es wäre irgendein friedlicher Bewohner des benachbarten Flek-

kens, der seinen Geschäften nachginge, und sagte, daß er seine Flinte mehr aus Eitelkeit, aus Mode, denn aus Not bei sich hätte, geradeso wie ein Dandy mit einem eleganten Spazierstock ausgehe. Obgleich eine Flinte eine weniger edle und poetische Waffe ist als ein Dolch, so fand Miß Lydia doch, daß sie einem Mann besser anstehe, als ein Spazierstock, und sie erinnerte sich, daß die Helden Lord Byrons an der Kugel und nicht durch den klassischen Dolch sterben.

Nach dreitägiger Reise befand man sich vor den Sanguinaires, und das prächtige Rundbild von Ajaccio rollte sich vor unsern Reisenden auf. Man vergleicht es mit Recht mit der Bucht von Neapel, und im Augenblick, wo die Goëlette im Hafen einlief, erinnerte der Brand einer Macchia, der die Punta di Girato mit Rauch bedeckte, an den Vesuv und vermehrte die Ähnlichkeit. Es fehlt nur, daß das Heer eines Attila Neapels Umgebung heimsucht, denn alles ist tot und öde um Ajaccio. Statt jener hübschen Fabriken, die man überall von Castellamare bis zum Kap Miseno sieht, blickt man rings am Golf von Ajaccio nur auf düstere Buschwälder und kahle Berge. Keine Villa, kein Haus. Nur hier und da erheben sich auf den Höhen um die Stadt einige weiße Gebäude auf grünem Hintergrunde; es sind Gedächtniskapellen und Familiengräber. Alles in dieser Landschaft ist von ernster und trübseliger Schönheit.

Der Anblick der Stadt, besonders zu dieser Zeit, vermehrt den durch die Einsamkeit der Umgebung hervorgerufenen Eindruck. Keine Bewegung in den Straßen, wo man nur eine Anzahl von müßigen Gestalten findet, die immer dieselben sind. Keine Frauen, nur einige Bäuerinnen, die ihre Ware verkaufen. Man hört nirgends laut sprechen, lachen und singen wie in den italienischen Städten. Mitunter spielen im Schatten der Bäume auf der Promenade ein Dutzend bewaffnete Bauern Karten oder sehen dem Spiele zu. Sie schreien nicht und streiten nicht; wird das Spiel leidenschaftlich, so hört man Pistolenschüsse, die der Bedrohung stets

vorausgehen. Der Korse ist von Haus aus ernst und schweigsam. Abends erscheinen einige Gestalten, um sich an der Frische zu erlaben; aber die Spaziergänger auf den Promenaden sind fast alle Fremde. Die Insulaner bleiben vor ihrer Tür; jeder offenbar auf der Lauer, wie der Falke auf seinem Nest.

IV

Nachdem sie Napoleons Geburtshaus besucht und sich auf mehr oder weniger erlaubte Art und Weise ein Stückchen von der Tapete in seinem Zimmer angeeignet hatte, ward Miß Lydia schwermütig, wie es jedem Fremden ergeht, der in ein Land gerät, dessen Sitten ungesellig sind und ihn zu vollständiger Vereinsamung verdammen. Sie bedauerte, den Einfall der Reise nach Korsika gehabt zu haben; wäre sie aber gleich wieder abgereist, so hätte sie ihren Ruf als kühne Reisende geschädigt.

Miß Lydia faßte sich also in Geduld und suchte die Zeit so gut wie möglich totzuschlagen. In dieser edlen Absicht legte sie sich Bleistift und Farben zurecht und skizzierte Ansichten des Golfes, malte das Porträt eines sonnenverbrannten Bauern, der Melonen verkaufte wie jedweder Obsthändler des Festlandes, aber einen weißen Bart und ein echtes Spitzbubengesicht hatte. Alles das machte ihr aber keinen Spaß, und so beschloß sie, dem Nachkömmling der Caporali den Kopf zu verdrehen, was nicht schwer war; denn weit entfernt davon, in Eile sein Dorf aufzusuchen, gefiel es Orso offenbar in Ajaccio sehr gut, obgleich er mit niemandem verkehrte. Übrigens hatte sich Miß Lydia eine großartige Aufgabe gestellt, nämlich die, diesen Bären des Gebirges zu zivilisieren und ihn von den düsteren Plänen, die ihn in seine Insel zurückgeführt hatten, abzubringen. Seitdem sie angefangen, ihn zu studieren, sagte sie sich, daß es schade wäre, den jungen Mann in sein Verderben rennen zu lassen, und daß es für sie äußerst glorreich wäre, einen Korsen zu bekehren.

Unsre Reisenden verbrachten den Tag in folgender Weise. Morgens gingen der Oberst und Orso auf die Jagd, Miß Lydia zeichnete oder schrieb an ihre Freundinnen, um auf ihre Briefe den Namen Ajaccio setzen zu können. Gegen sechs Uhr kamen die Herren mit Wild beladen zurück. Man nahm die Hauptmahlzeit ein; nachher sang Miß Lydia, der Oberst nickte ein, und die jungen Leute plauderten bis spät in den Abend.

Irgendeine Förmlichkeit wegen des Passes hatte den Obersten veranlaßt, dem Präfekten einen Besuch zu machen. Dieser, der sich wie fast alle seine Kollegen langweilte, hatte mit Vergnügen die Ankunft eines Engländers, eines reichen Weltmannes und Vaters einer hübschen jungen Dame vernommen; daher hatte er ihn auch sehr höflich empfangen und mit Dienstanerbietungen überhäuft. Einige Tage darauf machte er ihm einen Besuch.

Der Oberst, der eben von Tisch aufgestanden war, lag bequem auf seinem Sofa und war im Begriff einzuschlafen; seine Tochter sang an einem alten verstimmten Klavier.

Orso schlug ihr die Noten um, in Betrachtung der Schultern und des blonden Haars der Virtuosin. Man meldete den Präfekten. Der Gesang hörte auf. Der Oberst erhob sich und stellte den Besucher seiner Tochter vor.

Herrn della Rebbia, sagte er, stelle ich Ihnen nicht vor, denn Sie werden ihn ohne Zweifel kennen.

Ist der Herr der Sohn des Obersten della Rebbia? fragte der Präfekt etwas verlegen.

Jawohl, Herr Präfekt, antwortete Orso.

Ich habe die Ehre gehabt, Ihren Herrn Vater zu kennen.

Die Gemeinplätze der Unterhaltung erschöpften sich sehr bald. Der Oberst mußte unwillkürlich gähnen. In seiner Eigenschaft als Liberaler hatte Orso keine Lust, viel mit einem Büttel der Macht zu reden, und Miß Lydia trug allein die Kosten der weiteren Unterhaltung. Der Präfekt ließ sie nicht stocken und fand lebhaftes Vergnügen daran, mit einer

Dame von Welt, die alle Notabilitäten der europäischen Gesellschaft kannte, über Paris zu reden.

Während er sprach, widmete er Orso unverkennbare Aufmerksamkeit.

Haben Sie Herrn della Rebbia auf dem Festlande kennenlernen? fragte er Miß Lydia.

Sie berichtete ihm mit einiger Verlegenheit, daß sie seine Bekanntschaft auf der Überfahrt nach Korsika gemacht hatte.

Es ist ein junger Mann sehr comme il faut, meinte der Präfekt halblaut. Hat er Ihnen gesagt, fügte er leiser hinzu, in welcher Absicht er nach Korsika zurückkommt?

Miß Lydia nahm ihre majestätische Miene an.

Ich habe ihn nicht darum gefragt, sagte sie. Sie müssen sich an ihn selbst wenden.

Der Präfekt schwieg; aber als er einen Augenblick darauf Orso mit dem Obersten Englisch sprechen hörte, sagte er:

Sie waren lange auf Reisen, wie ich sehe, Herr della Rebbia. Gewiß haben Sie Korsika und seine Gebräuche vergessen.

Freilich; ich habe es sehr jung verlassen.

Gehören Sie noch zur Armee?

Ich bin auf Halbsold gesetzt, Herr Präfekt.

Sie waren zu lange in der französischen Armee, und so sind Sie zweifellos ganz Franzose geworden, nicht?

Er sprach die letzten Worte mit besonderm Nachdruck.

Es heißt den Korsen nicht eben schmeicheln, wenn man sie daran erinnert, daß sie der Großen Nation angehören. Sie wollen ein besonderes Volk sein, und diesen Anspruch rechtfertigen sie hinreichend, so daß man ihnen dies wohl gönnen darf. Orso erwiderte etwas betreten:

Meinen Sie, Herr Präfekt, daß ein Korse, um ein Mann von Ehre zu sein, notwendigerweise in der französischen Armee gedient haben muß?

Keineswegs, sagte der Präfekt. Ich spreche nur von gewissen Gebräuchen dieses Landes, deren einige nicht derart

sind, daß der Verwaltungsbeamte Freude daran hat. Er betonte das Wort Gebräuche und nahm die ernsteste Miene an, deren er fähig war. Bald nachher stand er auf und nahm das Versprechen mit, daß Miß Lydia seine Frau in der Präfektur besuchen werde.

Als er fort war, sagte Miß Lydia: So habe ich denn nach Korsika reisen müssen, um zu erfahren, was ein Präfekt ist. Dieser ist offenbar ziemlich liebenswürdig.

Was mich anbetrifft, erwiderte Orso, so kann ich das nicht sagen. Ich finde ihn wunderlich mit seiner wichtigtuerischen geheimnisvollen Miene.

Der Oberst war eingeschlummert; Miß Lydia warf einen Blick auf Orso, und indem sie sich ihm näherte, sagte sie leise: Ich finde ihn nicht so geheimnisvoll wie Sie; ich glaube ihn durchaus verstanden zu haben.

Sie sind sehr scharfsichtig, Miß Nevil; aber wenn Sie in dem, was er gesagt, Geist gefunden haben, so müssen Sie ihn hineingelegt haben.

Wenn ich nicht irre, zitieren Sie da den Marquis von Mascarille, Herr della Rebbia. Darf ich Ihnen einen Beweis meines Scharfsinns geben? Ich bin eine kleine Zauberin und weiß, was die Leute denken, die ich zweimal gesehen habe.

Mein Gott, Sie erschrecken mich. Wenn Sie meine Gedanken lesen, so weiß ich nicht, ob ich darüber bestürzt oder erfreut sein soll.

Herr della Rebbia, fuhr Miß Lydia fort, indem sie errötete, wir kennen uns erst seit einigen Tagen; doch auf See und in einem barbarischen Lande — ich hoffe, Sie verzeihen mir dies Wort! — wird man schneller befreundet als sonst. Wundern Sie sich also nicht, wenn ich als Freundin von etwas heiklen Dingen mit Ihnen rede, an die sich eine Fremde vielleicht nicht wagen sollte.

Ach, sagen Sie nicht Fremde; das andre Wort gefällt mir besser!

Gut, Herr della Rebbia, ich muß Ihnen also sagen, daß

ich, ohne Ihren Geheimnissen nachgespürt zu haben, doch einen Teil davon kenne, und daß mich einiges davon betrübt. Ich kenne das Unglück, das Ihre Familie betroffen hat. Man hat mir viel vom rachsüchtigen Charakter Ihrer Landsleute erzählt und von der Art und Weise, wie sie sich rächen. Hat nicht darauf der Präfekt angespielt?

Glauben Sie, Miß Lydia?

Und Orso ward bleich wie der Tod.

Nein, Herr della Rebbia, sagte sie, ihn unterbrechend, ich weiß, Sie sind ein Gentleman, der auf seine Ehre hält. Sie haben mir selber gesagt, daß in Ihrem Lande nur die Leute aus dem Volke noch die Vendetta kennten, die Sie eine Art Duell nennen.

Glauben Sie, ich könnte je Mörder werden?

Da ich davon zu Ihnen spreche, Herr Orso, so sehen Sie wohl, daß ich nicht an Ihnen zweifle, und wenn ich die Vendetta erwähnt habe, sagte sie, die Augen niederschlagend, so nahm ich an, daß es Ihnen bei der Rückkehr in Ihr Vaterland und vielleicht im Banne von barbarischen Vorurteilen lieb sein könnte, zu wissen, daß es jemanden gibt, der Ihren Mut schätzen würde, wenn Sie sich davon frei machten ... Doch lassen Sie uns nicht weiter von diesen abscheulichen Dingen sprechen! Sie machen mir Kopfschmerzen, und übrigens ist es sehr spät. Nicht wahr, Sie sind mir nicht böse? Guten Abend, auf englisch! Und sie streckte ihm die Hand entgegen.

Mademoiselle, sagte er, wissen Sie wohl, daß es Augenblicke gibt, wo die Urtriebe dieses Landes in mir wieder wach werden? Mitunter, wenn ich an meinen armen Vater denke, dann überkommen mich unselige Gedanken. Ihnen verdanke ich es, auf immer davon befreit zu sein. Dank! Dank!

Er wollte fortfahren, aber Miß Lydia ließ einen Teelöffel fallen, und das Geräusch weckte den Obersten auf.

Herr della Rebbia, morgen fünf Uhr Jagd. Seien Sie pünktlich!

Jawohl, Herr Oberst.

V

Am folgenden Morgen, etwas vor Tagesanbruch, kam Miß Nevil, von einem Spaziergang heimkehrend, mit ihrer Zofe wieder ins Wirtshaus, als eine schwarzgekleidete junge Dame auf einem kleinen, aber kräftigen Pferde in die Stadt einzog. Es folgte ihr eine Art Bauer, gleichfalls zu Pferd, der ein braunes, an den Ellbogen durchlöchertes Wams anhatte, mit einer Flinte in der Hand, deren Kolben in einer am Sattelknopf hängenden Ledertasche steckte; kurz, er war komplett gekleidet wie ein Räuberhauptmann auf der Bühne oder wie ein Korse auf Reisen.

Die Schönheit des jungen voranreitenden Weibes zog zuvörderst die Aufmerksamkeit der Miß Nevil auf sich. Sie war wohl zwanzig Jahre alt. Sie war groß, weiß, die Augen dunkelblau, der Mund rosig, die Zähne glänzend wie Perlen. In ihrem Ausdruck las man zugleich Stolz, Unruhe und Trauer. Auf dem Kopfe trug sie jenen schwarzseidenen Schleier, den man Mezzaro nennt, den die Genuesen in Korsika eingeführt haben, und der den Frauen so gut steht. Lange kastanienbraune Haarflechten bildeten eine Art Turban um ihren Kopf. Ihr ganzer Anzug war sauber, aber sehr einfach.

Miß Nevil hatte alle Zeit, sie zu betrachten, denn die Dame mit dem Mezzaro war auf der Straße halten geblieben, um, wie man an ihren Augen sah, sehr wißbegierig, jemanden zu fragen. Nach erhaltener Antwort gab sie mit ihrer Gerte dem Pferd einen Schlag; dies setzte sich in Trab und hielt erst vor dem Wirtshaus an. Nachdem sie einige Worte mit dem Wirte gewechselt hatte, sprang sie behend ab und setzte sich auf eine Bank, während ihr Diener die Pferde in den Stall führte. Miß Nevil in ihrem Pariser Kostüm ging vor der Fremden vorbei, ohne daß diese die Augen aufschlug.

Eine Viertelstunde nachher, als sie ihr Fenster öffnete, sah sie die Dame mit dem Mezzaro noch in derselben Haltung

an derselben Stelle. Bald erschienen der Oberst und Orso, die von der Jagd zurückkehrten. Da sprach der Wirt einige Worte mit der Dame in Trauer und wies auf den jungen della Rebbia hin. Sie errötete, stand lebhaft auf, ging einige Schritte vor und blieb dann unbeweglich und wie bestürzt stehen. Orso, der nahe bei ihr stand, betrachtete sie mit Neugier.

Sind Sie, sagte sie mit bewegter Stimme, Orso Antonio della Rebbia? Ich bin Kolomba.

Kolomba! rief Orso aus.

Indem er sie umschlang, küßte er sie zärtlich, was dem Obersten und seiner Tochter etwas wunderlich vorkam, denn in England küßt man sich nicht auf der Straße.

Lieber Bruder, sagte Kolomba, du wirst mir verzeihen, wenn ich ohne deinen Befehl gekommen bin, aber ich habe durch unsre Freunde erfahren, daß du angekommen bist, und es ist für mich ein großer Trost, dich zu sehen.

Orso küßte sie noch einmal; dann, indem er sich wieder zum Obersten wandte, sagte er:

Das ist meine Schwester! Ich hätte sie nicht wiedererkannt, wenn sie sich nicht genannt hätte . . .

Kolomba — Oberst Sir Thomas Nevil . . . Herr Oberst, Sie müssen schon entschuldigen; nun kann ich heute nicht die Ehre haben, bei Ihnen zu Tisch zu sein . . . Meine Schwester . . .

Donnerwetter, wo wollen Sie denn essen! Sie wissen doch, daß es in dieser verfluchten Schenke nur einen Mittagstisch gibt, und der ist für uns. Mademoiselle wird meiner Tochter große Freude machen, wenn sie sich uns gesellen möchte.

Kolomba sah ihren Bruder an, der sich nicht lange bitten ließ, und beide traten ins größte Zimmer des Wirtshauses, das dem Obersten als Empfangs- und Speisezimmer diente. Fräulein Kolomba, der Miß Nevil vorgestellt, machte ihr eine tiefe Verbeugung, sagte aber kein Wort. Man sah, daß

sie sehr schüchtern war und sich vielleicht zum erstenmal in ihrem Leben Fremden aus der vornehmen Welt gegenüber befand. Indes lag in ihrem Wesen nichts, was die Dörflerin verriet. Bei ihr deckte die Fremdartigkeit das linkische Wesen. Dadurch gerade gefiel sie der Miß Nevil, und da im Gasthof kein andres Zimmer zur Verfügung war, denn der Oberst und seine Tochter hatten alles in Beschlag genommen, trieb Miß Lydia die Höflichkeit oder die Neugier so weit, daß sie der Mademoiselle della Rebbia anbot, sich ein Bett bei ihr im Zimmer aufschlagen zu lassen.

Kolomba stotterte einige Worte des Dankes und folgte der Zofe, um an ihrer Toilette die Auffrischung vorzunehmen, die eine Reise im Staub und in der Sonne nötig gemacht hatte.

Indem sie wieder ins Zimmer trat, blieb sie vor den Flinten des Obersten stehen, die die Jäger in einem Winkel aufgestellt hatten.

Was für schöne Waffen! sagte sie. Gehören sie dir, lieber Bruder?

Nein, es sind englische Waffen; sie gehören dem Herrn Oberst; sie sind ebenso gut wie schön.

Ich wollte, du hättest eine ähnliche Waffe, sagte Kolomba.

Eine unter diesen dreien gehört Herrn della Rebbia! rief der Oberst aus. Er weiß sie vorzüglich zu gebrauchen. Heute bei vierzehn Schuß vierzehn Stück!

Sogleich entstand ein Wettkampf des Edelmutes, in dem Orso besiegt wurde, und zwar zur großen Befriedigung seiner Schwester, wie man an der kindlichen Freude sehen konnte, die plötzlich sich auf ihrem Gesichte malte, das eben noch so ernst gewesen war.

Wählen Sie, mein Lieber! sagte der Oberst.

Orso schlug es ab.

Dann soll Ihre Mademoiselle Schwester für Sie wählen!

Das ließ sich Kolomba nicht zweimal sagen; sie nahm die am wenigsten mit Zierat versehene Doppelflinte, aber es war ein vortrefflicher Manton von großem Kaliber.

Die muß doch gut treffen! sagte sie.

Ihr Bruder verlor sich in Danksagungen, als das Mittagsmahl eben zur rechten Zeit aufgetragen ward, um ihn aus der Verlegenheit zu ziehen.

Miß Lydia war entzückt, zu sehen, daß Kolomba, die einige Schwierigkeiten gemacht, sich mit zu Tisch zu setzen, und nur dem bittenden Blick ihres Bruders nachgegeben hatte, als gute Katholikin sich bekreuzte, ehe sie aß.

Gut, sagte sie zu sich, das ist primitiv; und sie nahm sich vor, weitere Beobachtungen an dieser jungen Vertreterin der alten korsischen Sitten zu machen. Was Orso anbetrifft, so war ihm dabei nicht ganz geheuer, denn er fürchtete, seine Schwester würde etwas tun oder sagen, was zu sehr nach ihrem Dorfe schmeckte. Aber Kolomba hatte ihn unaufhörlich im Auge und regelte alle ihre Bewegungen nach den seinigen. Mitunter sah sie ihn mit einem sonderbar traurigen Blicke an, und dann, wenn ihre Augen seine trafen, wandte er sie zuerst weg, als wolle er einer Frage entgehen, die sie innerlich an ihn richtete, und die er nur zu wohl verstand. Man sprach Französisch, denn dem Obersten war das Italienische zu unbequem. Kolomba verstand Französisch und sprach die wenigen Worte, die sie mit ihren Gastgebern wechselte, nicht übel aus.

Nach Tisch fragte der Oberst, der den Zwang, der offenbar zwischen Schwester und Bruder herrschte, bemerkt hatte, Orso, ob er nicht allein mit seiner Schwester zu reden habe, und erbot sich, in diesem Falle ins Nebenzimmer zu gehen. Aber Orso beeilte sich zu danken und meinte, sie würden in Pietranera Zeit genug haben, miteinander zu plaudern. Es war dies das Dorf, wo er sich aufzuhalten gedachte.

Der Oberst nahm dann seinen gewohnten Platz auf dem Sofa ein, und Miß Nevil, nachdem sie mehrere vergebliche Versuche gemacht hatte, Kolomba zum Reden zu bringen, bat Orso, ihr einen Gesang aus Dante vorzulesen, ihrem Lieblingsdichter. Orso wählte jenen Gesang aus der Hölle,

in dem die Episode von der Francesca da Rimini steht, und gab sich alle Mühe, die erhabenen Verse vorzutragen, die so schön die Gefahr schildern, zu Zweien ein Buch der Liebe zu lesen. Während er las, rückte Kolomba dem Tische näher, erhob das bis dahin gesenkte Haupt, und ihre Augäpfel glänzten von ungewöhnlichem Feuer. Sie errötete und erblaßte wechselweise und vermochte kaum auf ihrem Stuhl sitzenzubleiben.

Als der Gesang zu Ende gelesen war, rief sie aus: Wie ist das schön! Wer hat das gemacht, lieber Bruder?

Orso war etwas verlegen, und Miß Lydia antwortete lächelnd, es wäre ein florentinischer Dichter, der vor mehreren Jahrhunderten gestorben sei.

Du sollst den Dante lesen, sagte Orso, wenn wir in Pietranera sein werden.

Mein Gott, wie schön das ist! wiederholte Kolomba. Sie sagte zwei oder drei Terzinen her, die sie behalten hatte, erst leise und dann lebhaft werdend, mit mehr Ausdruck, als ihr Bruder beim Lesen gehabt hatte. Miß Lydia war erstaunt.

Sie lieben die Poesie gewiß sehr, sagte sie. Wie beneide ich Sie um das Glück, den Dante wie ein neues Buch zu lesen!

Sie sehen, Miß Nevil, welche Macht Dantes Verse haben, um eine kleine Wilde, die nur ihr Pater weiß, so in Aufregung zu bringen ... Und doch ist es nicht so. Ich weiß, Kolomba ist Dichterin. Als sie noch Kind war, machte sie eifrig Verse, und mein Vater schrieb mir, daß sie die größte Voceratrice Pietraneras und der Umgegend wäre.

Kolomba warf einen bittenden Blick auf ihren Bruder. Miß Nevil hatte von den korsischen Stegreifdichterinnen reden hören und hatte den lebhaften Wunsch, eine solche kennenzulernen. Daher bat sie Kolomba, ihr eine Probe ihrer Kunst zu geben.

Orso suchte dies zu hintertreiben, denn es war ihm unangenehm, sich der dichterischen Fähigkeiten seiner Schwester

so gut erinnert zu haben. Obgleich er beteuerte, es gäbe nichts Faderes als einen korsischen Vocero, und behauptete, korsische Verse nach denen Dantes vorzutragen, hieße sein Vaterland verraten, reizte er dadurch die Neugier der Miß Nevil nur noch mehr, und so sah er sich gezwungen, endlich seiner Schwester zu sagen:

Also gut, Kolomba, trage ein Stegreifgedicht vor; aber mach' es kurz!

Kolomba seufzte leise, sah eine Minute lang aufmerksam auf die Decke des Tisches und dann auf das Gebälk der Decke; darauf legte sie die Hand vor die Augen, ähnlich jenen Vögeln, die sich beruhigen wollen und glauben, nicht gesehen zu werden, wenn sie selber nichts sehen, und sang, vielmehr sprach mit unsicherer Stimme folgenden Vocero:

Das junge Mädchen und der Tauber.

Hinter dem Gebirg im Tale,
Fast entrückt dem Sonnenstrahle,
Steht ein dunkles düstres Haus.
Unkraut wuchert auf der Schwelle,
Nachts wird drin kein Fenster helle,
Mittags kreist kein Rauch heraus.

Einmal nur vom Fenster droben
Wird der Vorhang weggeschoben,
Mittags, wenn die Sonne scheint.
Dort am Rocken sitzt die Waise,
Singt ein Klaglied leise, leise;
Keiner naht, der mit ihr weint.

Einst an einem Frühlingstage
Flog ein Tauber aufs Gehage,
Wo er lauschend sitzenblieb.
Armes Kind, klagst nicht alleine!
Ach, ein Sperber dort im Haine
Mordete mein süßes Lieb.

Sag', wo ich den Mörder finde!
Flög er höher als die Winde,
Nieder holt ihn mein Gewehr.
Tauber, hör', ich hätte gerne,
Daß mein Bruder in der Ferne
Sendet einen Gruß mir her.

Wohin soll ich Kunde bringen,
Sag'! Auf meinen raschen Schwingen
Eil ich über Land und Meer.
Werde deinen Bruder finden,
Werd ihm deine Sehnsucht künden,
Weilt er weit weg noch so sehr.

Das ist ein wohlerzogener Tauber, rief Orso aus, indem er seine Schwester mit einer Rührung umarmte, die mit seinem scherzenden Ton im Widerspruch stand.

Ihr Lied ist allerliebst! sagte Miß Lydia. Sie müssen es mir in mein Album schreiben. Ich will es ins Englische übersetzen und komponieren lassen.

Der brave Oberst, der kein Wort verstanden hatte, gesellte seine Komplimente zu denen seiner Tochter und fügte hinzu:

War die Taube, von der Sie reden, unter denen, die wir heute, auf dem Rost gebraten, verzehrt haben?

Miß Nevil brachte ihr Album herbei und war nicht wenig erstaunt, zu sehen, wie die Stegreifdichterin ihr Lied niederschrieb, indem sie dabei das Papier auf merkwürdige Weise schonte. Statt die Verse untereinander zu setzen, schrieb sie sie in einer einzigen langen Zeile quer über den ganzen Bogen. Auch hinsichtlich der etwas kapriziösen Rechtschreibung wäre manches zu sagen. Miß Nevil lächelte, und Orsos brüderliche Eitelkeit lag auf der Folter.

Die Stunde zum Zubettgehen war gekommen. Die beiden jungen Mädchen zogen sich in ihre Kammer zurück. Während Miß Lydia Halsband, Ohrringe und Armbänder beiseitelegte, beobachtete sie ihre Gefährtin, die unter ihrem Kleid

etwas Längliches hervorzog; es sah wie ein Fischbein aus und doch anders. Kolomba steckte es sorgfältig und fast heimlich unter ihren Mezzaro, der auf dem Tische lag, kniete dann nieder und betete zwei Minuten. Darauf war sie in ihrem Bett. Von Natur neugierig und langsam wie alle Engländerinnen beim Auskleiden, näherte sich Miß Lydia dem Tisch, und indem sie so tat, als suche sie eine Nadel, hob sie den Mezzaro empor und bemerkte einen ziemlich langen Dolch, der in eigentümlicher Weise mit Perlmutter und Silber ausgelegt war. Die Arbeit war bemerkenswert; es war eine alte, für einen Liebhaber wertvolle Waffe.

Ist es hier Brauch, sagte Miß Nevil lächelnd, daß die jungen Damen solch zierliche Instrumente im Korsett tragen?

Das ist nötig, antwortete Kolomba lächelnd. Es gibt hier so viele böse Menschen.

Und Sie hätten wirklich den Mut, damit einen Stoß zu verabreichen? Dabei machte Miß Nevil, den Dolch in der Hand, eine Bewegung, wie man auf der Bühne stößt, von oben nach unten.

Im Notfalle gewiß! erwiderte Kolomba mit ihrer sanften, klangvollen Stimme. Wenn es gälte, mich oder meine Freunde zu verteidigen... Aber so dürfen sie ihn nicht halten! Sie würden sich selber verletzen, wenn die Person, die Sie treffen wollen, zurückwiche.

Sehen Sie: so, von unten auf! So ist es tödlich, wie man sagt... Glücklich, wer solche Waffen nicht nötig hat!

Sie seufzte, warf ihr Haupt aufs Kopfkissen und schloß die Augen. Man konnte keinen schöneren, edleren, jungfräulicheren Kopf sehen. Pheidias, als er seine Athene meißelte, hätte sich kein besseres Modell wünschen können.

VI

Nach der Vorschrift Homers habe ich mich gleich in medias res geworfen. Jetzt, wo alles schläft, die schöne Kolomba, der Oberst und seine Tochter, nehme ich den Moment wahr,

um den Leser über einige Dinge zu unterrichten, die er wissen muß, ehe er weiter in dieser wahrheitsgetreuen Geschichte vordringt. Er weiß schon, daß der Oberst della Rebbia, Orsos Vater, ermordet worden ist; man wird aber in Korsika nicht wie in Frankreich vom erstbesten entlaufenen Zuchthäusler ermordet, der kein besseres Mittel weiß, einem das Silberzeug zu stehlen. Man wird von seinen Feinden ermordet. Aber der Grund, weshalb man Feinde hat, ist oft schwer zu sagen. Viele Familien hassen sich aus alter Gewohnheit, und die Tradition über die ursprüngliche Veranlassung zu ihrem Hasse verliert sich oft ganz und gar.

Die Familie, in die der Oberst della Rebbia gehörte, haßte mehrere andre Familien, insbesondre die der Barricini. Einige sagten, daß im sechzehnten Jahrhundert ein della Rebbia eine Barricini verführt habe und dafür von einem Verwandten des Mädchens ermordet worden sei. Andre erzählten die Geschichte anders, indem sie behaupteten, eine della Rebbia sei verführt und ein Barricini ermordet worden. Soviel steht fest: zwischen den beiden Häusern gab es Blut, um mich eines in Korsika hergebrachten Ausdrucks zu bedienen. Bei alledem, gegen den Brauch, hatte dieser eine Totschlag keinen anderen hervorgerufen; die della Rebbias und die Barricinis waren nämlich von der genuesischen Regierung gleichmäßig verfolgt worden, und da die Söhne außer Landes waren, waren beide Familien mehrere Generationen hindurch ihrer energischen Vertreter beraubt gewesen. Gegen Ende des Jahrhunderts hatte ein della Rebbia, Offizier in neapolitanischen Diensten, in einem Spielhause einen Streit mit einigen Militärpersonen, die ihn unter anderm einen korsischen Ziegenhirten nannten. Er zog seinen Degen; aber einer gegen drei hätte er schlimmen Stand gehabt, wenn nicht ein Fremder, der am selben Orte spielte, ausgerufen hätte: Ich bin auch Korse! und ihm zu Hilfe gekommen wäre. Dieser Fremde war ein Barricini, der aber seinen Landsmann nicht kannte. Als man sich auseinander-

setzte, gab es viele Höflichkeitsbezeigungen und Freundschaftsbeteuerungen; denn auf dem Festlande schließen sich die Korsen leicht einander an. Auf der Insel ist es gerade das Gegenteil; das sah man bald bei dieser Gelegenheit. Barricini und della Rebbia waren, solange sie in Italien weilten, vertraute Freunde; aber nach Korsika zurückgekehrt, sahen sie sich nur noch selten, obgleich sie beide dasselbe Dorf bewohnten, und als sie starben, sagte man, sie hätten seit fünf oder sechs Jahren nicht miteinander gesprochen. Ihre Söhne lebten eben beide en étiquette, wie man auf der Insel sagt. Der eine, Ghilfuccio, der Vater Orsos, war Offizier; der andere, Giudice Barricini, Advokat. Da sie beide Häupter ihrer Familie und durch ihren Beruf getrennt waren, hatten sie kaum Gelegenheit, sich zu sehen und zu sprechen. Indes eines Tages, um 1809, sagte Giudice, als er in einer Zeitung las, daß der Hauptmann Ghilfuccio einen Orden erhalten hatte, vor Zeugen, das wundere ihn nicht, da der General *** jene Familie begünstige. Diese Äußerung ward dem Ghilfuccio in Wien, wo er damals weilte, hinterbracht. Der sagte seinerseits zu einem Landsmanne, der im Begriff stand, nach Korsika zurückzukehren, er werde den Giudice sehr reich geworden finden, denn er hätte mehr Geld mit seinen verlorenen als mit seinen gewonnenen Prozessen verdient. Man hat nie recht gewußt, ob er damit zu verstehen geben wollte, daß der Advokat seine Klienten schädige, oder ob er sich damit begnügt hatte, die triviale Wahrheit auszusprechen, daß ein schlechter Prozeß einem Juristen mehr einzubringen pflegt als ein guter. Wie dem auch sei, der Advokat Barricini erfuhr das Epigramm, und er hat es nie vergessen.

Im Jahre 1812 gelüstete es ihn, Amtmann seines Bezirks zu werden; er hatte alle Aussicht dazu. Da kam ein Brief des Generals *** an den Präfekten, der einen Verwandten von Frau Ghilfuccio in Vorschlag brachte. Der Präfekt beeilte sich, dem Wunsch des Generals zu willfahren; und Barricini war sich klar, daß er seine Niederlage den Ränken Ghilfuccios

zu verdanken hatte. Nach dem Sturze des Kaisers im Jahre 1814 wurde der Schützling des Generals als Bonapartist denunziert, und an seine Stelle kam ein Barricini. Der wieder ward in den Hundert Tagen abgesetzt, nahm aber, nachdem der Sturm vorüber, das Siegel der Mairie und die Zivilstandsregister feierlich von neuem in Besitz.

Von diesem Augenblick an glänzte sein Stern heller denn je. Der Oberst della Rebbia, der pensioniert war und sich nach Pietranera zurückgezogen hatte, mußte einen stillen Kampf unablässiger Schikanen gegen sich bestehen. Bald wurde er vorgeladen, um für den Schaden aufzukommen, den sein Pferd an den Hecken des Herrn Amtmannes verursacht hatte; bald ließ dieser, unter dem Vorwand, der Estrich der Kirche sei auszubessern, eine zerbrochene Steinplatte wegnehmen, die das Wappen der Rebbias trug und das Grab eines Mitgliedes der Familie bedeckte. Wenn die Ziegen die jungen Pflanzungen des Obersten abfraßen, fanden die Besitzer der Tiere Schutz bei der Behörde, und nacheinander wurden der Krämer, der die Posthalterei von Pietranera hatte, und der Feldhüter, ein alter invalider Soldat, beide Schützlinge della Rebbias, abgesetzt und durch Kreaturen des Amtmannes ersetzt.

Die Frau des Obersten starb mit dem Wunsche, in einem kleinen Gehölz, in dem sie gern spazieren gegangen war, begraben zu werden. Sogleich erklärte der Amtmann, sie müsse auf dem Friedhof der Gemeinde begraben werden, da er keine Anweisung habe, eine abgesonderte Grabstätte zu gestatten. Der Oberst war wütend und erklärte, bis diese Anweisung käme, sollte seine Frau an dem von ihr gewählten Ort in einer Grube bestattet werden, und ließ daselbst eine solche graben. Seinerseits ließ der Amtmann eine auf dem Friedhofe graben und beorderte die Gendarmerie, damit, wie er sagte, die Vorschrift eingehalten werde. Am Tage des Begräbnisses standen die Parteien einander gegenüber, und man hätte einen Augenblick fürchten können, daß ein Kampf

um den Besitz der sterblichen Reste der Madame della Rebbia entstehe. Etwa vierzig wohlbewaffnete Bauern, die von den Verwandten der Verstorbenen herbeigerufen waren, zwangen den Pfarrer, der aus der Kirche trat, den Weg nach dem Holze einzuschlagen; andrerseits trat der Amtmann mit seinen beiden Söhnen, seinem ganzen Anhang und den Gendarmen hervor, um sich dem zu widersetzen. Als er erschien und den Zug aufforderte, umzukehren, wurde er mit Geschrei und Drohungen empfangen. Der Vorteil der Übermacht war auf seiten seiner Gegner, und diese waren offenbar zum Kampf entschlossen. Bei seinem Anblick wurden mehrere Flinten geladen; man sagte sogar, daß ein Schäfer auf ihn angeschlagen habe, aber der Oberst schlug ihm die Flinte aus der Hand und befahl, es solle niemand ohne seinen Befehl schießen.

Der Amtmann fürchtete von Natur die Schießerei und zog sich, die Schlacht vermeidend, mit seiner Eskorte zurück. Darauf setzte sich der Leichenzug in Bewegung und nahm den längsten Weg, um vor der Mairie vorüberzukommen. Im Vorbeimarsch ließ sich ein Idiot einfallen, auszurufen: Es lebe der Kaiser! Zwei oder drei Stimmen wiederholten den Ruf, und die Rebbianer, die immer aufgeregter wurden, schlugen vor, einen Ochsen, der dem Amtmanne gehörte und ihnen zufällig den Weg versperrte, zu töten. Zum Glück verhinderte der Oberst diese Gewalttat.

Man kann sich denken, daß ein Protokoll aufgenommen wurde, und daß der Amtmann in schwungvollem Stil einen Rapport aufsetzte, in dem er berichtete, wie die göttlichen und menschlichen Gesetze mit Füßen getreten worden seien, die Hoheit seiner Person, des Amtmannes, sowie die des Pfarrers mißachtet und beschimpft worden wäre. Der Oberst della Rebbia habe sich an die Spitze einer bonapartistischen Verschwörung gesetzt, um die Thronfolge zu verändern, und die Bürger dazu aufgereizt, daß sie sich gegeneinander bewaffneten. Das sei nach Artikel 86 und 91 des Strafgesetzbuches als Verbrechen anzusehen.

Die Übertreibung dieser Anklage schadete ihrer Wirkung. Der Oberst schrieb dem Präfekten und dem Staatsanwalt; ein Verwandter seiner Frau war mit dem Deputierten der Insel befreundet; ein andrer war Vetter des Präsidenten des Königlichen Gerichtshofes. Dank ihren Bemühungen hatte die ganze Sache keine Folgen. Madame della Rebbia blieb im Gehölz, und lediglich der Idiot wurde zu vierzehn Tagen Gefängnis verurteilt.

Der Advokat Barricini war mit diesem Ausgang wenig zufrieden und richtete seinen Angriff nun nach einer andern Seite. Er kramte ein altes Dokument aus, worauf er es unternahm, dem Obersten einen Bach streitig zu machen, der eine Mühle in Bewegung setzte. Daraus folgte ein Prozeß, der lange dauerte. Nach Verlauf eines Jahres war der Gerichtshof im Begriff, sein Urteil zu fällen, und wahrscheinlich zugunsten des Obersten, als Herr Barricini dem Staatsanwalt einen Brief vorlegte, der von einem gewissen Agostini, einem berüchtigten Banditen, unterschrieben war und ihn, den Amtmann, mit Mord und Brand bedrohte, wenn er nicht von seinen Ansprüchen abstände. Man weiß, daß in Korsika eine solche Protektion von seiten der Banditen etwas sehr Beliebtes ist, und daß sie sich oft in Privatstreitigkeiten einmischen, um sich ihren Freunden verbindlich zu machen. Der Amtmann benutzte den Brief, als ein neuer Zwischenfall die Sache noch verwickelter machte. Der Bandit Agostini schrieb an den Staatsanwalt und beklagte sich, daß man seine Handschrift nachgemacht und falsches Licht auf seinen Charakter geworfen hätte, indem man ihn darstelle als einen Mann, der mit seinem Einfluß Schacher treibe. Entdecke ich den Fälscher, so schloß er seinen Brief, dann werde ich ihn exemplarisch bestrafen. Es war klar, daß Agostini den Drohbrief an den Amtmann nicht geschrieben hatte. Die della Rebbias klagten die Barricinis dessen an und umgekehrt. Von beiden Seiten gab es Drohungen, und die Gerechtigkeit wußte nicht, wo sie die Schuldigen finden sollte.

Um diese Zeit wurde der Oberst Ghilfuccio ermordet. Folgendes sind die Tatsachen, wie sie vor Gericht festgestellt worden sind.

Am 2. August 18**, als der Tag sich schon neigte, hörte Frau Madalena Pietri, die Korn nach Pietranera brachte, zwei Flintenschüsse kurz nacheinander, die, wie es ihr schien, in einem Hohlwege fielen, der zum Dorfe führte, ungefähr hundertundfünfzig Schritte von dem Orte, wo sie sich befand. Fast im selben Moment sah sie einen Mann auf dem Pfade zwischen den Weinbergen in gebückter Haltung, der davonlief und sich dem Dorfe zuwandte. Er blieb einen Augenblick stehen und sah sich um; aber die Entfernung verhinderte die Frau, sich seine Züge zu merken; außerdem hatte er ein Weinblatt im Munde, das fast das ganze Gesicht verdeckte. Er machte einem Genossen mit der Hand ein Zeichen, das die Zeugin nicht verstand, und verschwand dann in den Weinbergen.

Frau Pietri warf ihre Last auf die Erde, stieg den Fußpfad hinauf und fand den Oberst della Rebbia in seinem Blute, von zwei Schüssen durchbohrt, aber noch atmend. Neben ihm lag seine geladene und gespannte Flinte, als hätte er sich in Verteidigungszustand gegen eine Person gesetzt, die ihn von vorn angriff, während eine andre von hinten auf ihn schoß. Er röchelte und kämpfte mit dem Tode, konnte aber kein Wort vorbringen, was die Ärzte durch die Art seiner Wunden erklärten, die durch die Lunge gingen. Er erstickte im Blute, das langsam wie roter Gischt dahinfloß. Vergebens hob die Frau ihn auf und richtete einige Fragen an ihn. Sie sah, daß er sprechen wollte, aber sich nicht verständlich machen konnte. Da sie bemerkt hatte, daß er mit der Hand in seine Tasche zu greifen suchte, zog sie ein kleines Merkbuch daraus hervor, das sie ihm offen hinhielt.

Der Verwundete nahm den Bleistift der Brieftasche und versuchte zu schreiben. In der Tat, die Zeugin sah ihn mit Mühe mehrere Buchstaben niederschreiben, aber da sie

nicht lesen konnte, vermochte sie die Niederschrift nicht zu deuten.

Erschöpft durch die Anstrengung überließ der Oberst das Merkbuch Frau Pietri, indem er ihr die Hand drückte und sie eigentümlich ansah, als wollte er sagen (es sind dies die eigenen Worte der Zeugin): Das ist wichtig; es ist der Name meines Mörders.

Frau Pietri stieg ins Dorf hinauf, als sie dem Amtmann Barricini mir seinem Sohne Vincentello begegnete. Es war fast schon Nacht. Sie erzählte, was sie gesehen hatte. Der Amtmann eilte in die Mairie, um seine Schärpe umzulegen, seinen Schreiber und die Gendarmerie zu rufen. Allein mit dem jungen Vincentello zurückgeblieben, schlug Madalena Pietri ihm vor, er möge dem Obersten Hilfe bringen, da er vielleicht noch am Leben wäre; aber Vincentello antwortete, daß, wenn er sich einem Manne näherte, der der Todfeind seiner Familie sei, man nicht ermangeln werde, ihn anzuklagen, er habe ihn getötet. Bald darauf kam der Amtmann, fand den Obersten tot, ließ den Leichnam aufnehmen und setzte das Protokoll auf.

Trotz seiner Verwirrung, die in jenem Augenblick natürlich war, hatte Barricini sich beeilt, das Merkbuch des Obersten zu versiegeln und alle Nachforschungen, die in seiner Macht standen, anzustellen, aber keine führte zu einer wichtigen Entdeckung. Als der Untersuchungsrichter kam, öffnete man das Merkbuch und las auf einem mit Blut befleckten Blatte einige Buchstaben, die mit zitternder Hand geschrieben, aber leserlich waren.

Er hatte darauf geschrieben: Agosti ... und der Richter zweifelte nicht, daß der Oberst Agostini als seinen Mörder damit hatte bezeichnen wollen. Indes, Kolomba della Rebbia, die durch den Richter vorgeladen war, verlangte, das Merkbuch zu durchforschen. Nachdem sie eine Weile darin geblättert hatte, streckte sie die Hand gegen den Amtmann aus und sagte:

Das ist der Mörder!

Dann erzählte sie mit einer Schärfe und Klarheit, die bei der Schmerzerregung, in der sie sich befand, erstaunen mußte, daß ihr Vater einige Tage vorher einen Brief von seinem Sohne empfangen und ihn verbrannt habe, daß er aber, bevor er es getan, Orsos Anschrift mit Bleistift in sein Merkbuch geschrieben habe, da er seine Garnison verändert hatte. Diese Adresse fand sich nun nicht mehr im Merkbuch, und Kolomba folgerte daraus, daß der Amtmann das Blatt, worauf sie geschrieben stand, herausgerissen habe; dies Blatt aber sei dasselbe gewesen, auf welchem der Name des Mörders gestanden; diesem Namen hatte der Amtmann, nach Angabe Kolombas, den Agostinis untergeschoben.

Der Richter bemerkte in der Tat, daß ein Blatt des Bogens fehlte, auf welchem der Name geschrieben stand; aber zu gleicher Zeit bemerkte er, daß auch aus den andern Lagen Blätter herausgerissen waren, und Zeugen erklärten, daß der Oberst die Gewohnheit gehabt habe, Blätter herauszureißen, wenn er eine Zigarre anzünden wollte; es war also wahrscheinlich, daß er irrtümlich das Blatt mit der Adresse, die er sich aufgezeichnet hatte, verbrannt habe.

Dann stellte man noch fest, daß der Amtmann, nachdem er das Merkbuch von der Frau Pietri erhalten, wegen eingetretener Dunkelheit nicht habe lesen können. Es wurde bewiesen, daß er, ehe er in die Mairie getreten, nicht einen Augenblick sich aufgehalten habe, daß der Wachtmeister der Gendarmerie ihn begleitet und gesehen habe, wie er seine Lampe angezündet, das Büchlein eingewickelt und versiegelt habe. Als der Wachtmeister seine Aussage gemacht, warf sich Kolomba außer sich ihm zu Füßen und beschwor ihn bei allem, was ihm heilig, zu erklären, ob er nicht den Amtmann einen Augenblick allein gelassen. Der Wachtmeister, augenscheinlich bewegt durch die große Erregung des jungen Mädchens, gestand, daß er im Nebenzimmer ein großes Stück Papier geholt habe, daß er aber keine Minute fortgeblieben

sei und daß der Amtmann immer mit ihm gesprochen habe, während er in einem Tischkasten nach dem Papier gesucht habe. Außerdem bekräftigte er, daß bei seiner Rückkehr das blutige Merkbuch noch am nämlichen Platz gelegen habe.

Herr Barricini machte mit der größten Ruhe seine Aussagen. Er entschuldige, wie er erklärte, die Ausfälle der Mademoiselle della Rebbia, und er sei bereit, sich zu einer Rechtfertigung zu verstehen. Er bewies, daß er den ganzen Abend im Dorfe geblieben, daß im Augenblicke des Verbrechens sein Sohn Vincentello bei ihm in der Mairie gewesen, endlich, daß sein Sohn Orlanduccio das Fieber gehabt und am selbigen Tage nicht aus seinem Bette gekommen wäre. Er legte alle Flinten des Hauses vor, und bewies, daß keine kürzlich Feuer gegeben hatte. Er fügte hinzu, daß er auf der Stelle die Wichtigkeit des Merkbuches begriffen, es versiegelt und in die Hände seines Adjunkten gelegt habe, weil er vorausgesehen, daß er wegen seiner Feindschaft mit dem Obersten in Verdacht geraten werde. Dann erinnerte er daran, daß Agostini denjenigen, der in seinem Namen einen Brief geschrieben, mit dem Tode bedroht habe, und gab zu verstehen, daß der Elende, der den Obersten wahrscheinlich deswegen in Verdacht habe, ihn ermordet haben könne. In den Sitten der Banditen sei eine solche Rache aus einem derartigen Motiv nicht ohne Beispiel.

Fünf Tage nach dem Tode des Obersten della Rebbia wurde Agostini, der von einer Streifschar Jäger überfallen war, nach verzweifeltem Kampfe getötet. Man fand an seiner Leiche einen Brief Kolombas, die ihn beschwor, zu erklären, ob er schuldig oder nicht an dem Morde, den man ihm zuschrieb, sei. Da der Bandit keine Antwort gegeben hatte, so schloß man allgemein daraus, daß er nicht den Mut gehabt habe, einem Mädchen zu sagen, er habe ihren Vater ermordet.

Die Personen jedoch, die Agostinis Charakter kannten, meinten insgeheim, wenn er den Obersten getötet habe, würde er sich dessen gerühmt haben. Ein andrer Bandit, na-

mens Brandolaccio, übersandte Kolomba eine Erklärung, in der er bei seiner Ehre die Unschuld seines Kameraden bezeugte; aber der einzige Beweis, den er vorbrachte, war, daß Agostini ihm nie gesagt hatte, er habe den Obersten wegen des Briefes in Verdacht.

Aus dem allen folgte, daß die Barricinis nicht beunruhigt wurden. Der Untersuchungsrichter überhäufte den Amtmann mit Lob, und dieser setzte seinem Verhalten dadurch die Krone auf, daß er von seinen Ansprüchen auf den Bach, um dessentwillen er mit dem Obersten della Rebbia in Prozeß war, absah.

Kolomba trug nach dem Gebrauch des Landes vor der Leiche ihres Vaters in Gegenwart der versammelten Freunde aus dem Stegreif einen Vocero vor. Sie goß ihren ganzen Ingrimm gegen die Barricinis darein und klagte sie förmlich des Mordes an, indem sie zugleich mit der Rache ihres Bruders drohte. Dies war das volkstümlich gewordene Lied, das der Matrose Miß Lydia vorgesungen hatte. Orso vernahm den Tod seines Vaters im nördlichen Frankreich; er bat um Urlaub, konnte ihn aber nicht erlangen. Anfangs hatte er nach einem Briefe seiner Schwester die Barricinis für schuldig gehalten, aber nachdem man ihm eine Abschrift der Prozeßakten gesandt, war er überzeugt, daß der Bandit Agostini der einzige Schuldige sei, zumal ein Brief des Untersuchungsrichters die nämliche Meinung aussprach. Aller drei Monate schrieb ihm Kolomba, um ihm ihre Verdachtsgründe, die sie für Beweise hielt, zu wiederholen. Diese Anklagen setzten sein korsisches Blut unwillkürlich in Wallung, und er war oft nicht weit davon entfernt, die Vorurteile seiner Schwester zu teilen. Indes in jedem Briefe wiederholte er ihr, daß ihre Besorgnisse keinen Grund hätten und keinen Glauben verdienten. Er verbot ihr sogar, aber vergebens, ihm weiter davon zu reden. So gingen zwei Jahre hin, nach deren Verlauf er auf Halbsold gesetzt ward. Da dachte er daran, sein Vaterland wiederzusehen, nicht, um sich an Leuten zu rächen, die er für

unschuldig hielt, sondern um seine Schwester zu verheiraten und sein kleines Anwesen zu verkaufen, wenn sein Ertrag groß genug wäre, um ihm zu gestatten, auf dem Festlande zu leben.

VII

Sei es, daß Kolombas Ankunft Orso mächtig an sein väterliches Dach erinnert hatte, sei es, daß er sich in Gegenwart gebildeter Freunde der wilden Manieren und der Tracht seiner Schwester schämte, er verkündete am nächsten Morgen seinen Plan, Ajaccio zu verlassen und nach Pietranera heimzukehren. Indes nahm er dem Obersten das Versprechen ab, wenn er sich nach Bastia begäbe, in seinem bescheidenen Landsitz Aufenthalt zu nehmen, und stellte ihm dafür die Jagd auf Hirsche, Fasanen, Eber und andres Wild in Aussicht.

Am Tage vor seiner Abreise schlug Orso vor, statt auf die Jagd zu gehen, einen Spaziergang am Gestade zu machen. Er bot Miß Lydia den Arm, und so konnte er in aller Freiheit mit ihr plaudern, denn Kolomba war in der Stadt geblieben, um ihre Einkäufe zu machen, und der Oberst verließ sie aller Augenblicke, um auf Möwen und Raben zu schießen, zum großen Erstaunen der Vorübergehenden, die nicht begriffen, wie man sein Pulver an solches Wild verschwenden konnte.

Sie schlugen den Weg ein, der nach der Griechischen Kapelle führt, von wo man die schönste Aussicht auf die Bucht hat; aber sie achteten nicht darauf.

Miß Lydia, sagte Orso nach einem langen Stillschweigen, das ungemütlich zu werden anfing, seien Sie offen, was denken Sie von meiner Schwester?

Sie gefällt mir gut, erwiderte Miß Nevil; besser als Sie, fügte sie lächelnd hinzu, denn sie ist eine wirkliche Korsin. Sie aber sind ein viel zu zivilisierter Wilder.

Zu zivilisiert? Wer weiß? Seitdem ich den Fuß auf diese Insel gesetzt habe, dünkt es mich mitunter, daß ich, ich mag

wollen oder nicht, wieder Wilder werde. Tausend furchtbare Gedanken steigen in mir auf und quälen mich. Ich fühle das Bedürfnis, mich ein wenig mit Ihnen auszusprechen, ehe ich mich in meine Einöde begebe.

Sie müssen Mut haben, Herr della Rebbia! Sehen Sie die Resignation Ihrer Schwester; sie gibt Ihnen ein Beispiel.

Ach, täuschen Sie sich nicht! Glauben Sie nicht an ihre Resignation. Sie hat mir noch kein Wort darüber gesagt, aber in jedem ihrer Blicke habe ich gelesen, was sie von mir verlangt.

Was verlangt sie am Ende von Ihnen?

Oh, nichts. Ich soll nur versuchen, ob die Flinte Ihres Herrn Vaters sich ebensogut gegen Menschen als gegen Rebhühner gebrauchen läßt.

Welch eine Idee! Das können Sie voraussetzen, während Sie eben gestehen, daß sie Ihnen noch nichts gesagt hat? Das ist entsetzlich von Ihnen!

Dächte sie nicht an die Rache, so hätte sie mir gleich von unserm Vater gesprochen. Das hat sie aber nicht getan. Sie hätte die Namen derer ausgesprochen, die sie meiner Überzeugung nach zu Unrecht für seine Mörder ansieht. Aber kein Wort hat sie davon gesagt. Wir Korsen sind nämlich ein verschlagenes Volk. Meine Schwester fühlt, daß sie mich noch nicht ganz in der Gewalt hat, und sie will mich nicht erschrecken, solange ich ihr noch entschlüpfen kann. Wenn sie mich erst an den Rand des Abgrundes geführt hat, wenn mir der Kopf schwindelt, dann wird sie mich hinabstoßen.

Darauf teilte Orso der Miß Lydia einige Einzelheiten über den Tod seines Vaters mit und legte ihr die einzelnen Beweise vor, die zusammenstimmten, um Agostini als den Mörder seines Vaters ansehen zu lassen.

Nichts, sagte er, hat Kolomba überzeugen können. Ich habe es aus ihrem letzten Brief ersehen. Sie hat den Barricinis den Tod geschworen, und ..., Miß Nevil, sehen Sie, welches Vertrauen ich in Sie setze: vielleicht wären diese

Leute nicht mehr am Leben, wenn sie nicht durch ein Vorurteil, das ihre Wildenerziehung entschuldigt, überzeugt wäre, daß die Ausführung der Rache mir, dem Familienhaupt, zukommt, und daß meine Ehre dabei verpfändet ist.

Herr della Rebbia, warf Miß Nevil ein, es kann nicht anders sein: Sie verleumden Ihre Schwester!

Nein, Miß Nevil, Sie haben es selber gesagt, sie ist Korsin; sie denkt wie alle andern. Wissen Sie, warum ich gestern so traurig war?

Ich weiß es nicht. Aber seit einiger Zeit haben Sie Anwandlungen düstrer Laune. In den ersten Tagen unsrer Bekanntschaft waren Sie viel liebenswürdiger.

Im Gegenteil, gestern war ich heiterer, glücklicher denn je. Sie waren ja so gut, so nachsichtig gegen meine Schwester ... Wir, der Oberst und ich, kamen zu Schiff zurück. Wissen Sie, was einer der Matrosen in seinem verteufelten Kauderwelsch gesagt hat?

Ihr habt viel Wild geschossen, Orsantonio, aber Ihr werdet es erleben, daß Orlanduccio Barricini ein größerer Jäger ist als Ihr.

So? Aber was ist an diesen Worten so schrecklich? Machen Sie so große Ansprüche darauf, ein gewandter Jäger zu sein?

Merken Sie nicht, daß der Bösewicht damit sagen wollte, ich hätte nicht den Mut, Orlanduccio zu töten?

Wissen Sie, Herr della Rebbia, daß Sie mir bange machen? Offenbar erzeugt die Luft Ihrer Insel nicht allein das Fieber, sondern auch Verrücktheit. Zum Glück werden wir sie bald verlassen.

Nicht eher, als bis Sie nach Pietranera gekommen sind! Sie haben es meiner Schwester versprochen.

Sagen Sie, wenn wir dies Versprechen nicht hielten, dann müßten wir wohl auf irgendeine Rache gefaßt sein?

Wissen Sie, was neulich uns Ihr Vater von jenen Indianern erzählte, die den Gouverneuren der Insel drohen, sich totzuhungern, wenn man ihre Gesuche nicht genehmige?

Sie wollen sich tothungern? Das glaube ich nicht. Sie würden einen Tag nichts essen, und dann würde Ihnen Fräulein Kolomba einen so leckeren Bruccio bringen, daß Sie Ihrem Plan entsagten.

(Ein Bruccio, aus Käse und Rahm gebacken, ist das Lieblingsessen der Korsikaner.)

Sie sind grausam in Ihren Scherzen, Miß Nevil. Sie sollten mich schonen. Sehen Sie, ich bin hier allein. Ich hatte nur Sie, um mich am Verrücktwerden zu hindern, wie Sie sagen. Sie waren mein Schutzengel, und jetzt . . .

Und jetzt, sagte Miß Lydia in ernstem Ton, haben Sie, um Ihre so leicht zu erschütternde Vernunft zu stützen, Ihre Mannes- und Soldatenehre und . . . . (sie wandte sich ab, um eine Blume zu pflücken) . . . . wenn das etwas über Sie vermag, das Andenken an Ihren Schutzengel.

Ach, Lady, wenn ich glauben könnte, daß Sie wirklich Anteil . . .

Hören Sie, Herr della Rebbia, unterbrach ihn Miß Nevil etwas bewegt, da Sie ein Kind sind, werde ich Sie wie ein Kind behandeln. Als ich ein kleines Mädchen war, gab mir meine Mutter ein schönes Halsband, nach dem ich eifrig verlangte, aber sie sagte dabei: Sooft du dies Halsband anlegst, erinnere dich daran, daß du noch nicht Französisch kannst! Das Halsband verlor dadurch für mich ein wenig an Wert; es war wie ein Gewissensbiß geworden, aber ich trug es und lernte das Französische. Sehen Sie diesen Ring! Es ist ein Skarabäe, in einer ägyptischen Pyramide gefunden. Es sind Hieroglyphen darauf. Dies wunderliche Zeichen da, das Sie vielleicht für eine Weinflasche deuten, will besagen: Das menschliche Leben. In meinem Vaterlande gibt es Leute, die solche Symbole tiefsinnig finden. Das andre Zeichen da, das ist ein Schild mit einem Arm, der eine Lanze hält; es bedeutet: Kampf, Schlacht. Die Vereinigung der beiden Symbole bildet somit einen Wahlspruch, der mir gefällt: Das Leben ist ein Kampf. Bilden Sie sich aber nicht ein,

daß ich Hieroglyphendeuterin sei. Ein Ägyptologe hat mir diese erklärt. Ich schenke Ihnen meinen Skarabäe. Nehmen Sie ihn! Wenn Sie schlimme korsische Gedanken haben, sehen Sie sich den Talisman an und sagen Sie zu sich selber: Aus dem Kampfe mit den bösen Leidenschaften muß man als Sieger hervorgehen! — Nun aber genug der Predigt!

Ich werde an Sie denken, Miß Nevil, und werde mir sagen ...

Sagen Sie sich, daß Sie eine Freundin haben, die trostlos wäre, Sie am Galgen zu sehen. Es würde übrigens auch Ihren Vorfahren, den Herren Korporalen, nicht zur Ehre gereichen.

Mit diesen Worten ließ sie lachend Orsos Arm fahren und sagte, ihrem Vater entgegenlaufend:

Papa, laß doch die häßlichen alten Vögel und komm mit uns, in der Grotte Napoleons zu schwärmen!

VIII

Es ist immer etwas Feierliches bei einer Abreise, selbst wenn man sich auf kurze Zeit verläßt. Orso wollte am frühen Morgen reisen und hatte am Abend vorher von Miß Lydia Abschied genommen, denn er glaubte nicht, daß sie ihm zuliebe eine Ausnahme von ihrer Gewohnheit, spät aufzustehen, machen werde. Der Abschied war ernst und schwer gewesen. Seit ihrer Unterhaltung am Seegestade fürchtete Miß Lydia, Orso eine zu lebhafte Anteilnahme gezeigt zu haben; Orso hingegen hatte ihre Spöttereien, besonders ihren leichten Ton, auf dem Herzen. Einige Augenblicke lang glaubte er, in dem Betragen der jungen Engländerin Zeichen einer entstehenden Neigung entdeckt zu haben; aber jetzt, durch ihre Scherze verstimmt, sagte er sich, daß er in ihren Augen bloß ein flüchtiger Bekannter wäre, der bald vergessen sein würde. Groß war also sein Erstaunen, als er mit dem Obersten beim Kaffee saß und er Miß Lydia, von seiner Schwester begleitet, eintreten sah. Sie war um fünf Uhr

aufgestanden, und für eine Engländerin, besonders für Miß Nevil, war diese Anstrengung groß genug, um ihn etwas eitel zu machen.

Es tut mir leid, sagte Orso, daß Sie so früh gestört worden sind. Wahrscheinlich hat meine Schwester Sie trotz meiner Warnung geweckt. Sie sind gewiß sehr böse auf uns und wünschen mich vielleicht schon jetzt an den Galgen.

Nein, sagte Miß Lydia leise und auf italienisch, augenscheinlich, damit ihr Vater es nicht höre. Aber Sie haben mir gestern wegen meiner unschuldigen Scherze gegrollt, und ich wollte nicht, daß Sie ein übles Andenken an Ihre ergebene Dienerin mitnehmen. Was seid Ihr Korsen für entsetzliche Leute. Leben Sie wohl! Also auf baldiges Wiedersehen, hoffe ich!

Und sie streckte ihm die Hand entgegen.

Orso wußte nur mit einem Seufzer zu antworten.

Kolomba näherte sich ihm, führte ihn in die Brüstung eines Fensters, und indem sie ihm etwas zeigte, was sie unter ihrem Mezzaro verborgen hielt, sprach sie einige Augenblicke leise mit ihm.

Meine Schwester, sagte Orso hierauf zu Miß Nevil, will Ihnen ein wunderliches Geschenk machen, Mademoiselle. Wir Korsen haben eben nicht viel andres zu verschenken als unsere Zuneigung; die aber löscht die Zeit nicht aus. Meine Schwester sagt mir, daß Sie diesen Dolch mit Interesse angesehen haben. Es ist ein altes Familienerbstück. Wahrscheinlich hing er einst am Gürtel eines jener Caporali, denen ich die Ehre Ihrer Bekanntschaft verdanke. Kolomba hält ihn für so wertvoll, daß sie mich um die Erlaubnis gebeten hat, Ihnen den Dolch zu überreichen. Ich aber weiß nicht, ob ich dies darf, denn ich fürchte, Sie machen sich über mich lustig.

Dieser Dolch ist wunderschön, sagte Miß Lydia, aber es ist eine Familienwaffe, und ich darf ihn nicht annehmen.

Es ist nicht der Dolch meines Vaters, rief Kolomba lebhaft aus. Der König Theodor hat ihn einem Großvater

meiner Mutter geschenkt. Wenn Mademoiselle ihn annehmen möchte, wird sie uns große Freude machen.

Miß Lydia, fügte Orso hinzu, verschmähen Sie nicht den Dolch eines Königs!

Für einen Liebhaber sind die Reliquien des Königs Theodor wertvoller als die eines mächtigen Monarchen. Die Versuchung war groß, und Miß Lydia sah bereits im Geiste das Aufsehen, das die Waffe erregen werde, wenn sie auf einem ihrer lackierten Tische in ihrem Boudoir am St. James-Platz läge.

Aber, sagte sie, indem sie den Dolch mit dem Zaudern jemandes, der annehmen will, in die Hand nahm, zu Kolomba gewendet: Ich wage nicht, Sie so unbewaffnet davonziehen zu lassen.

Mein Bruder ist bei mir, sagte Kolomba mit stolzem Ton, und wir haben das vorzügliche Gewehr, das Ihr Herr Vater uns geschenkt hat. Orso, du hast es doch mit einer Kugel geladen?

Miß Nevil behielt den Dolch, und Kolomba, um die Gefahr zu beschwören, die es mit sich bringt, wenn man schneidende oder stechende Waffen seinen Freunden schenkt, verlangte einen Sou als Kaufpreis.

Endlich mußte geschieden sein. Orso drückte noch einmal die Hand der Miß Nevil. Kolomba umarmte sie und bot dann ihre Rosenlippen dem Obersten dar, der über diese korsische Höflichkeit höchst verwundert war. Vom Saalfenster aus sah Lydia die Geschwister aufsitzen. Kolombas Augen glänzten von einer boshaften Freude, die sie darin noch nicht bemerkt hatte. Dies junge starke Weib, fanatisch in seiner barbarischen Auffassung der Ehre, Stolz auf der Stirn und die Lippen von sardonischem Lächeln umspielt, im Begriff, den bewaffneten jungen Mann zu einer unheimlichen Unternehmung wegzuführen, riefen Orsos Befürchtungen in ihr wieder wach. Es war ihr, als zöge ihn sein Dämon ins Verderben. Orso, schon im Sattel, bemerkte sie, als er den Blick in die Höhe

richtete. Sei es, daß er ihren Gedanken erraten hatte, sei es, daß er ihr ein letztes Lebewohl sagen wollte: er nahm den ägyptischen Ring, der an einer Schnur über seiner Brust hing, und hielt ihn an seine Lippen. Miß Lydia verließ errötend das Fenster, kehrte aber gleich wieder dahin zurück und sah die Fremden auf ihren Ponys dem Gebirge im Galopp zueilen. Eine halbe Stunde nachher zeigte ihr der Oberst mit seinem Fernrohr, wie sie längs der Küste des Golfs hinritten; sie bemerkte, wie Orso häufig den Kopf nach der Stadt zurückwendete. Er verschwand darauf hinter den Sümpfen, in denen heutigentags eine Baumpflanzung angelegt ist. Als sich Miß Lydia in ihrem Spiegel betrachtete, fand sie, sie sähe blaß aus. Was mag der junge Mann von mir denken, fragte sie sich, und ich, was denke ich von ihm, und warum denke ich an ihn? Eine Reisebekanntschaft ... Was will ich eigentlich hier auf Korsika? Oh, ich liebe ihn nicht. Nein, nein; übrigens ist das unmöglich ... Ich die Schwägerin einer Voceratrice, die einen Dolch trägt?

Auf einmal bemerkte sie, daß sie den Dolch des Königs Theodor in der Hand hielt, und warf ihn auf ihre Toilette. Kolomba in London auf einem Balle! Mein Gott, ein Wundertier! Vielleicht würde sie Furore machen. Er liebt mich; das weiß ich gewiß. Er ist ein Romanheld, dessen abenteuerlichen Lebensweg ich kreuze. Aber hatte er wirklich die Absicht, seinen Vater nach korsischer Sitte zu rächen? Er ist ein Mittelding zwischen einem Byronschen Helden und einem Dandy. Ich habe einen bloßen Dandy aus ihm gemacht, noch dazu einen Dandy ... in korsischem Kostüm.

Sie warf sich auf ihr Bett, indem sie sich sagte: Dieser Herr della Rebbia war nichts für mich; er ist mir nichts, und nie wird er mir etwas sein ...

IX

Währenddessen ritt Orso mit seiner Schwester weiter. Der flotte Gang ihrer Pferde hinderte sie anfangs, miteinander

zu reden; aber als die steile Steigung sie zwang, im Schritt zu reiten, tauschten sie einige Worte über die Freunde aus, die sie eben verlassen hatten.

Kolomba sprach mit Begeisterung von der Schönheit der Miß Nevil, von ihrem blonden Haar und von ihrer Grazie. Dann fragte sie, ob der Oberst so reich wäre, wie es schiene, ob Miß Lydia die einzige Tochter wäre.

Das muß eine gute Partie sein, sagte sie. Ihr Vater hat, wie es scheint, viel Freundschaft für dich. Da Orso nicht antwortete, fuhr sie fort: Unsre Familie ist früher reich gewesen; sie ist noch eine der angesehensten des Landes. Alle diese Signori sind Bastarde. Adel lebt nur noch in den Familien der Caporali, und du weißt, Orso, daß du der Nachkomme eines der ersten Caporale der Insel bist. Du weißt, daß wir von jenseits der Berge sind und daß die Bürgerkriege uns gezwungen haben, diesseits zu wohnen. An deiner Stelle würde ich nicht zögern, den Vater um Miß Nevils Hand zu bitten. (Orso zuckte die Achseln.) Mit ihrer Mitgift würde ich den Wald von Falsetta kaufen und die unter unsrem Gute liegenden Weinberge; ich würde ein schönes Haus aus Hausteinen erbauen und ein neues Stockwerk dem alten Turm aufsetzen, wo Sambucuccio dereinst so viele Mauren getötet hat, zur Zeit des Grafen Heinrich, des bel Missere.

Kolomba, du bist eine Närrin, sagte Orso.

Du bist ein Mann, Orsanton, und du weißt ohne Zweifel besser als ein Weib, was du zu tun hast. Ich möchte wissen, was dieser Engländer gegen eine Verbindung mit uns könnte einzuwenden haben. Gibt es Caporali in England?

Nach ziemlich langem Ritte, bei dem die Geschwister in dieser Weise miteinander plauderten, kamen sie in ein kleines Dorf, nicht weit von Bocognano, wo sie haltmachten, um zu essen und die Nacht bei einem Freunde ihrer Familie zu bleiben. Sie wurden mit jener korsischen Gastfreiheit empfangen, die nur der zu schätzen weiß, der sie erfahren hat. Am folgenden Morgen begleitete sie ihr Wirt, der ein Pate

der Madame della Rebbia gewesen war, eine Wegstunde weit von seiner Wohnung.

Seht Ihr dieses Gehölz und die Macchia dort? fragte er beim Abschied. Ein Mann, der ein Unglück angestiftet hätte, könnte daselbst zehn Jahre im Frieden leben, ohne daß Gendarmen oder Jäger ihn da fänden. Dies Gehölz stößt an den Wald von Vizzavona, und wenn man Freunde in Bocognano oder der Umgegend hat, fehlt es einem an nichts. Ihr habt da eine gute Flinte; die muß weit tragen. Beim Blute der Madonna, ein anständiges Kaliber! Damit kann man etwas Besseres ins Jenseits befördern als bloß Wildschweine.

Orso erwiderte kaltblütig, sein Gewehr sei ein englisches und trüge weit. Man umarmte sich, und jeder ging seines Weges.

Unsre Reisenden waren nur noch in geringer Entfernung von Pietranera, als sie beim Eingang in eine Schlucht, die man passieren mußte, sieben bis acht mit Flinten bewaffnete Männer entdeckten. Die einen saßen auf Steinen, die andern lagen auf dem Rasen; einige aber standen und hielten offenbar Wache. Sie ritten ziemlich nahe an diesen Leuten vorbei. Kolomba musterte sie einen Augenblick durch ihr Fernrohr, das sie aus einer der großen Ledersatteltaschen zog, die alle Korsen auf die Reise mitzunehmen pflegen.

Das sind unsre Leute, rief sie in freudigem Tone aus. Pieruccio hat seinen Auftrag gut ausgeführt.

Was für Leute? fragte Orso.

Unsre Schäfer, erwiderte sie. Vorgestern abend habe ich Pieruccio abgeschickt, damit er diese braven Leute zu deiner Begleitung auf der Heimkehr versammle. Es paßt sich nicht, daß du ohne Gefolge in Pietranera einreitest. Übrigens mußt du wissen, daß die Barricini zu allem fähig sind.

Kolomba, sagte Orso mit ernstem Tone, ich habe dich schon oft gebeten, du solltest mir nicht mehr von den Barricini reden, auch nicht von deinem unbegründeten Verdacht. Ich werde mich nicht so lächerlich machen, mit dieser Schar von

Tagedieben in meine Heimat einzuziehen, und bin sehr unzufrieden damit, daß du sie versammelt hast, ohne mich vorher darum zu fragen.

Mein Bruder, du hast dein Land vergessen. Ich muß dich behüten, wenn deine Unbesonnenheit dich in Gefahr bringt. Ich habe getan, was ich habe tun müssen.

In diesem Augenblick eilten die Schäfer, da sie sie bemerkt hatten, zu ihren Pferden und galoppierten den Geschwistern entgegen.

Evviva, Orsanton! rief ein kräftiger Greis mit weißem Barte, der trotz der Hitze in einen Kapuzenmantel aus korsischem Tuch gehüllt war. Der ist das wahre Ebenbild seines Vaters, nur größer und stärker. Und was für ein schönes Gewehr! Von dieser Waffe wird man reden, Orsanton.

Evviva, Orsanton! wiederholten die Schäfer im Chor. Wir wußten wohl, daß er endlich wiederkommen werde.

Ach, Orsanton, sagte ein großer Bursch mit ziegelrotem Gesicht, welche Freude würde Euer Vater haben, wenn er Euch hier empfangen könnte. Der Verehrte hätte es erlebt, wenn er mir hätte glauben wollen. Der Tapfere! Er hat mir nicht geglaubt. Jetzt weiß er, daß ich recht hatte.

Gut, rief der Greis. Giudice wird beim Warten nichts verlieren.

Evviva, Orsanton!

Ein Dutzend Flintenschüsse begleiteten diesen Ausruf.

Orso, sehr übler Laune unter diesen Leuten, die alle auf einmal sprachen und sich um ihn drängten, um ihm die Hand zu geben, konnte eine Zeitlang nicht zu Worte kommen. Dann nahm er aber die Miene an, die er vor der Front seiner Kompanie aufsetzte, wenn er einen Verweis erteilte oder in eine Wachtstube trat.

Meine Freunde, sagte er, ich danke euch für die Liebe, die ihr mir erweist und die ihr meinem Vater bewahrt habt, aber ich meine, daß mir niemand Ratschläge zu geben hat; ich weiß schon selber, was ich zu tun habe.

Er hat recht! Er hat recht! riefen die Schäfer. Ihr wißt, daß Ihr auf uns rechnen könnt.

Ja, ich rechne darauf, aber augenblicklich habe ich niemanden nötig, und keine Gefahr bedroht mein Haus. Macht nur kehrt und geht zu euren Ziegen. Ich kenne den Weg nach Pietranera; ich bedarf keiner Führer.

Fürchtet nichts, Orsanton! sagte der Greis. Die werden es heute nicht wagen, sich zu zeigen. Die Maus kriecht in ihr Loch, wenn der Kater kommt.

Selber Kater, alter Graubart! sagte Orso. Wie ist dein Name?

Wie, Ihr kennt mich nicht, Orsanton, mich, der ich Euch so oft auf meinem bissigen Maulesel habe reiten lassen? Ihr kennt nicht Polo Griffo, den braven Mann, der mit Leib und Seele den della Rebbias angehört? Sagt nur ein Wort, und diese alte Muskete, alt wie ihr Herr, wird nicht schweigen! Darauf könnt Ihr rechnen, Orsanton.

Gut, gut! Aber bei allen Teufeln, geht doch und laßt uns endlich unsern Weg fortsetzen!

Endlich entfernten sich die Schäfer und ritten in scharfem Trabe dem Dorfe zu; aber von Zeit zu Zeit blieben sie auf den Hochpunkten des Weges stehen, um zu erkunden, ob nicht irgendwo ein verborgener Hinterhalt wäre. So hielten sie sich immer in der Nähe Orsos und seiner Schwester, um im Notfall Hilfe zu bringen; und der alte Griffo sagte zu seinen Gefährten:

Ich begreife, ich begreife, er sagt nicht, was er tun will, aber er tuts. Er ist das wahre Ebenbild seines Vaters. Gut, sage nur, daß du gegen niemanden etwas im Schilde führst. Du hast der heiligen Nega ein Gelübde getan. Bravo! Ich gebe keinen Pfifferling für die Haut des Amtmanns.

Indem diese Gruppe von Vorreitern ihn so begleitete, zog der Abkömmling der della Rebbia in sein Dorf ein und betrat den Sitz der Caporali, seiner Vorfahren. Die Rebbianer, seit langem eines Führers beraubt, waren ihm in

Masse entgegengegangen, und die Dorfbewohner, die zur neutralen Partei gehörten, standen alle an der Türschwelle, um ihn vorbeikommen zu sehen. Die Barricinianer lauerten hinter ihren Fensterläden und spähten durch die Spalten.

Der Marktflecken von Pietranera ist ganz unregelmäßig gebaut, wie alle Dörfer Korsikas. Die Häuser, ohne jeden Plan angelegt, bedecken eine kleine Hochebene. In der Mitte des Ortes erhebt sich eine große grüne Eiche, und daneben sieht man einen Trog aus Granit, in den eine hölzerne Röhre das Wasser einer benachbarten Quelle gießt. Dies gemeinnützliche Werk war von den della Rebbias und Barricinis auf gemeinsame Kosten hergestellt; aber man würde sich sehr täuschen, wenn man darin einen Beweis für die frühere Einigkeit der beiden Familien finden wollte. Es ist dies im Gegenteil ein Erzeugnis ihrer Eifersucht. Als früher einmal der Oberst della Rebbia dem Gemeinderat eine kleine Summe geschickt hatte, um zur Errichtung eines Brunnens beizutragen, beeilte sich der Advokat Barricini, eine ähnliche Gabe zu bieten, und diesem Wetteifer der Großmut verdankte Pietranera seine Wasserleitung. Um die Eiche und den Brunnen herum breitet sich ein freier Raum aus, den man den Platz nennt; auf ihm versammeln sich abends die Müßiggänger. Mitunter spielt man dort Karten, und einmal im Jahre, im Karneval, tanzt man da. An den beiden äußersten Enden des Platzes erheben sich Gebäude, die, höher als breit, in Granit und Schiefer gebaut sind. Es sind dies die feindlichen Türme der della Rebbia und Barricini. Ihre Bauart ist die gleiche, die Höhe die nämliche; man sieht daraus, daß die Eifersucht der beiden Familien sich auf derselben Höhe hielt wie ihre Vermögensumstände.

Vielleicht ist es angebracht, hier auseinanderzusetzen, was man unter einem Turm versteht. Es ist dies ein viereckiges Gebäude von etwa vierzig Fuß Höhe, das man in andern Ländern einfach einen Taubenschlag nennen würde. Die enge Tür erhebt sich acht Fuß über dem Boden, und man steigt

auf einer Treppe zu ihr. Über der Tür findet sich ein Fenster mit einer Art Balkon und darunter eine sogenannte Pechnase, durch die man Steine schleudern und unberufenen Eindringlingen den Schädel einschlagen kann. Zwischen dem Fenster und der Tür sieht man zwei grob gemeißelte Wappen. Das eine zeigte früher das Genueser Kreuz, aber es ist jetzt zerborsten und nur noch für Altertumsforscher erkennbar. Auf dem andern Schilde ist das Wappen der Familie, die den Turm besitzt. Fügt man hinzu, daß sich Spuren von eingeschlagenen Kugeln an den Wappenschildern und an der Einrahmung der Fenster zeigen, so hat man eine Vorstellung von der Gestalt eines mittelalterlichen Herrensitzes in Korsika. Erwähnt sei, daß die Wohnungsgebäude an den Turm stoßen und zumeist eine innere Verbindung mit ihm haben.

Der Turm und das Haus der della Rebbia nehmen die Nordseite des Platzes von Pietranera ein, der Turm und das Haus der Barricini die Südseite. Vom nördlichen Turm bis zum Brunnen geht die Promenade der della Rebbia; die der Barricini liegt gegenüber.

Seit dem Begräbnis der Frau des Obersten hatte man nie einen Angehörigen der einen Familie auf der Promenade der andern gesehen; es beruhte dies auf einem schweigenden Einverständnis. Um einen Umweg zu vermeiden, wollte Orso vor dem Hause des Amtmanns vorbeireiten, als seine Schwester ihn aufforderte, eine Seitenstraße einzuschlagen, damit er nicht quer über den Platz zu reiten brauche.

Warum soll ich mir's unbequem machen? Ist der Platz nicht für alle? Und somit spornte er sein Pferd.

Tapferes Herz! sagte Kolomba leise zu sich selber. Vater, du wirst gerächt werden!

Als sie auf dem Platze ankamen, stellte sich Kolomba zwischen das Haus der Barricini und ihren Bruder und heftete das Auge auf die Fenster ihrer Feinde. Sie bemerkte, daß sie seit kurzem verrammelt und mit Archere versehen waren. Archere nennt man schmale Schießscharten zwischen

dicken Holzklötzen, mit denen man den unteren Teil der Fenster zustopft. Fürchtet man einen Angriff, so pflegt man sich auf diese Weise zu verbarrikadieren und kann hinter den Klötzen auf die Angreifer schießen.

Die Feiglinge! sagte Kolomba. Sieh, Bruder, schon fangen sie an, auf der Hut zu sein! Sie haben sich verrammelt; aber sie müssen eines Tages heraus.

Orsos Erscheinen auf der Südseite des Platzes rief in Pietranera große Bewegung hervor und wurde als Kühnheit, ja, als herausfordernde Vermessenheit angesehen. Für die Neutralen, die sich abends unter der Eiche versammelten, war es Veranlassung zu endlosen Erörterungen.

Es ist ein wahres Glück, meinte man, daß die jungen Barricini noch nicht zurück sind, denn die sind nicht so geduldig wie der Advokat und hätten ihren Feind nicht über ihr Gebiet kommen lassen, ohne seinen Trotz zu bestrafen.

Gedenke dessen, was ich dir sagen will, Nachbar! fügte ein Greis hinzu, der das Orakel des Ortes war. Ich habe heute Kolombas Gesicht beobachtet. Sie hat etwas im Kopf. Ich wittre Pulver in der Luft. In kurzem wird es wohlfeiles Fleisch in Pietranera geben.

X

Orso, früh von seinem Vater getrennt, hatte ihn kaum recht kennenlernen können. Er hatte Pietranera mit fünfzehn Jahren verlassen, um in Pisa zu studieren, und war in die Kriegsschule eingetreten, während Ghilfuccio dem Kaiserlichen Adler durch Europa folgte. Auf dem Festlande hatte Orso ihn nur selten gesehen, und nur einmal, im Jahre 1815, gehörte er dem Regimente an, das sein Vater kommandierte, aber dieser, unbeugsam in der Disziplin, behandelte seinen Sohn wie alle andern jungen Leutnants, das heißt, mit großer Strenge. Die Erinnerung, die Orso an ihn hatte, war somit zwiefältig. Einmal stand des Vaters Bild vor ihm, wie er ihm in Pietranera seinen Degen an=

vertraute, ihn seine Flinte abschießen ließ, wenn er von der Jagd zurückkam, oder ihn als kleinen Burschen am Familientisch niedersitzen ließ. Und dann stand der Oberst della Rebbia vor Orsos Seele, wie er ihn wegen irgendeines leichtsinnigen Streiches bestrafte und ihn immer nur Leutnant della Rebbia nannte. — Leutnant della Rebbia, Sie stehen nicht an Ihrem reglementmäßigen Platze. Drei Tage Stubenarrest! — Ihre Schützen sind zu weit vorgeprellt. Fünf Tage Stubenarrest. — Sie haben jetzt um zwölf Uhr fünf Minuten noch Ihre Interimsmütze auf. Acht Tage Stubenarrest! — Nur einmal, bei Quatrebas, hatte er zu ihm gesagt: Ausgezeichnet, Orso, aber vorsichtig! — Übrigens rief Pietranera ihm nicht gerade diese Erinnerungen zurück. Der Anblick der traulichen Plätze seiner Kindheit, der Hausrat, dessen sich seine Mutter bediente, die er so zärtlich geliebt hatte, erweckten in seiner Seele eine Menge süßer und trauriger Gefühle; die dunkle Zukunft, die seiner wartete, die vage Unruhe, die seine Schwester ihm einflößte, und vor allem der Gedanke, daß Miß Nevil in sein Haus kommen werde, das ihm jetzt so klein, so armselig erschien, so wenig passend für eine an Luxus gewöhnte Frau, die Geringschätzung, die sie vielleicht dafür haben werde, alle diese Gedanken wirbelten ihm wild durch den Kopf und versetzten ihn in mutlose Stimmung.

Er setzte sich zum Abendessen nieder in jenem Sessel von geschwärztem Eichenholz, auf dem sein Vater beim Familienmahle den Vorsitz geführt hatte, und lächelte, als Kolomba zögerte, sich zu ihm zu setzen. Er wußte ihr übrigens wegen ihres Schweigens Dank, auch dafür, daß sie sich bald zurückzog, denn er war zu bewegt, um ihren voraussichtlichen Angriffen Widerstand zu leisten, und wünschte vor allem Zeit und Ruhe zu haben, um sich zurechtzufinden. Das Haupt auf die Hand gestützt, saß er lange unbeweglich da und ließ die Erlebnisse der letzten vierzehn Tage an sich vorübergehen. Er sah mit Schrecken, was man von ihm in seinem Verhalten gegen die Barricini erwartete. Schon bemerkte er, daß die

Meinung Pietraneras für ihn die Meinung der Welt zu werden begann. Er mußte sich rächen, wenn er nicht für einen Feigling gelten wollte. Aber an wem sollte er sich rächen? Er konnte die Barricini nicht für schuldig am Morde halten. Sie waren freilich Feinde seiner Familie; aber es gehörten doch die unsinnigen Vorurteile seiner Landsleute dazu, um ihnen einen Mord zuzuschreiben. Mitunter betrachtete er den Talisman der Miß Nevil und wiederholte sich leise den Wahlspruch: Das Leben ein Kampf. Dann sprach er mit festem Tone: Ich werde als Sieger daraus hervorgehen.

Mit diesem guten Gedanken erhob er sich und stieg, die Lampe nehmend, in seine Kammer, als man an die Haustür klopfte. Es war nicht die Stunde, Besuch zu empfangen. Gleich darauf erschien Kolomba, von einer Magd begleitet.

Es ist nichts, sagte sie, an die Tür eilend. Ehe sie aber öffnete, fragte sie: Wer da?, und eine sanfte Stimme antwortete: Ich bin's.

Sogleich ward der Riegel weggeschoben, und Kolomba kam ins Eßzimmer zurück, von einem zehnjährigen Mädchen begleitet; es war barfüßig, mit Lumpen bedeckt, hatte auf dem Kopf ein schlichtes Tuch, unter dem die Haare schwarz wie Rabenflügel hervorquollen. Die Kleine war mager, blaß und sonnenverbrannt, aber in ihrem Auge strahlte das Feuer der Intelligenz. Als sie Orso sah, blieb sie schüchtern stehen und machte ihm einen bäurischen Knix; dann flüsterte sie mit Kolomba und übergab ihr einen kurz vorher geschossenen Fasanen.

Dank, Chili! sagte Kolomba. Dank deinem Oheim; es geht ihm doch gut?

Sehr gut, Mademoiselle, zu dienen. Ich habe nicht eher kommen können, denn er hatte sich verspätet. Ich habe drei Stunden in der Macchia auf ihn gewartet.

Hast du zu Abend gegessen?

Nein; dazu hatte ich keine Zeit.

Man wird dir zu essen geben. Hat dein Oheim noch Brot?

Wenig; aber ihm fehlt es vor allem an Pulver. Jetzt ist die Kastanienzeit gekommen, und nun braucht er nur noch Pulver.

Ich will dir für ihn ein Brot und Pulver geben. Sage ihm, er müsse es schonen, denn es wäre teuer.

Kolomba, fragte Orso auf französisch, wem gibst du da ein Almosen?

Einem armen Banditen aus dem Dorfe, antwortete sie in derselben Sprache. Dies ist seine kleine Nichte.

Könntest du deine Gaben nicht besser verwenden? Warum schickst du Pulver einem Spitzbuben, der es zu Verbrechen verwendet? Hätte man hier nicht eine so beklagenswerte Schwäche gegen die Banditen, dann wären sie schon längst aus Korsika verschwunden.

Es sind nicht die Schlechtesten, die im freien Felde leben.

Gib ihnen Brot, wenn du willst; das darf man niemandem abschlagen, aber ich will nicht, daß man ihnen Munition gebe.

Lieber Bruder, sprach Kolomba in ernstem Ton, du bist hier Herr, und alles in diesem Hause gehört dir, aber ich sage dir, ich gebe ihr lieber meinen Mezzaro, damit sie ihn verkaufe, als daß ich einem Banditen Pulver abschlage. Statt ihm Pulver abzuschlagen, sollte man ihn lieber gleich den Gendarmen ausliefern. Was hat er für andern Schutz gegen sie als seine Patronen?

Währenddem verzehrte das kleine Mädchen gierig ein Stück Brot und blickte wechselweise Kolomba und ihren Bruder an, wobei es in ihren Augen das, was sie sprachen, zu lesen suchte.

Was hat denn dein Bandit ausgefressen? Welches Verbrechen trieb ihn in die Macchia?

Brandolaccio hat kein Verbrechen begangen, rief Kolomba aus. Er hat Giovanni Opizzo getötet, weil er, während er im Heere diente, seinen Vater getötet hat.

Orso nahm die Lampe und stieg, ohne zu antworten, in

seine Kammer. Dann gab Kolomba dem Kinde Pulver und Mundvorrat und begleitete es bis an die Tür, indem sie ihm wiederholte:

Sage deinem Oheim, er solle gut über Orso wachen!

XI

Es dauerte lange, bis Orso einschlief, und deshalb wachte er spät auf, wenigstens für einen Korsen. Kaum war er aufgestanden, als ihm das Haus seiner Feinde und die Archere, die sie darin angebracht hatten, in die Augen fiel. Er fragte nach seiner Schwester.

Sie ist in der Küche und gießt Kugeln, erwiderte ihm die Magd Saveria.

So konnte er keinen Schritt tun, ohne auf Kriegsvorbereitungen zu stoßen.

Er fand Kolomba auf einem Schemel sitzend beim Bleischmelzen; um sie herum lagen die soeben gegossenen Kugeln.

Beim Teufel, was machst du da? fragte ihr Bruder.

Du hast keine Kugeln für die Flinte des Obersten, erwiderte sie. Ich habe eine Gußform gefunden, und du wirst heute vierundzwanzig Stück bekommen, lieber Bruder.

Die brauche ich nicht, Gott sei Dank.

Man muß auf der Hut sein, Orsanton! Du hast dein Land vergessen und die Leute hier um dich.

Wenn ich es vergessen hätte, würdest du mich bald daran erinnern. Sage mir, ist vor einigen Tagen nicht ein großer Koffer angekommen?

Ja, lieber Bruder. Soll ich ihn in deine Kammer bringen?

Du? Du hast nicht die Kraft, ihn zu heben. Ist denn kein Mann dafür da?

Ich bin nicht so schwach, wie du glaubst, erwiderte Kolomba, indem sie ihre Ärmel emporschob und einen weißen runden Arm entblößte, der schön gebaut war, aber ungewöhnliche Kraft verriet. Komm, Saveria, sagte sie zur Magd hilf mir!

Schon hob sie allein den schweren Koffer, als Orso sich beeilte, ihr zu helfen.

In diesem Koffer, liebe Kolomba, sagte er, ist etwas für dich. Du mußt mich entschuldigen, wenn ich dir ein ärmliches Geschenk mache, aber die Börse eines Leutnants auf Halbsold ist nicht sehr gespickt.

So redend, öffnete er den Koffer und zog einige Kleider, einen Schal und andre schöne Dinge für weibliche Wesen heraus.

Was für schöne Sachen! rief Kolomba. Ich will sie gleich einschließen, damit sie nicht verderben. Ich werde sie für meine Hochzeit aufbewahren, sagte sie mit traurigem Lächeln, denn jetzt bin ich in Trauer. Damit küßte sie die Hand ihres Bruders.

Es ist Übertreibung, liebe Schwester, so lange Trauer zu tragen.

Ich habe es geschworen, sagte Kolomba mit festem Tone, ich werde die Trauer nicht eher ablegen ... Dazu warf sie einen Blick durchs Fenster nach dem Hause der Barricini.

Nicht eher als am Tage deiner Hochzeit! sagte Orso, indem er sie hinderte, den Satz zu Ende zu bringen.

Ich werde mich nur mit einem Manne verheiraten, der drei Dinge getan hat ...

Dabei betrachtete sie noch immer mit düsterer Miene das feindliche Haus.

Hübsch wie du bist, Kolomba, bin ich erstaunt, daß du noch nicht verheiratet bist. Komm, erzähle mir, wer dir den Hof gemacht hat. Die Serenaden, die man dir bringen wird, möchte ich hören. Sie müssen schön sein, um einer großen Voceratrice wie dir zu gefallen.

Wer wird eine arme Waise heiraten? Übrigens wird der Mann, der mich die Trauerkleider ablegen läßt, die Weiber drüben die Trauer anlegen lassen.

Das grenzt an Tollheit, sagte Orso zu sich, antwortete aber nichts, um eine weitere Erörterung zu vermeiden.

Lieber Bruder, sagte Kolomba in schmeichelndem Tone, ich habe auch etwas für dich. Die Kleider, die du da anhast, sind für dies Land zu schön. Dein hübscher Rock wäre in zwei Tagen in Stücke zerrissen, wenn du ihn in der Macchia trügst. Du mußt ihn so lange schonen, bis Miß Nevil kommt.

Dann öffnete sie einen Schrank und zog einen vollständigen Jagdanzug heraus.

Ich habe für dich diese Samtjacke gemacht, und dies ist eine Mütze, wie sie unsre Dandys tragen. Ich habe sie für dich schon vor langer Zeit gestickt. Willst du es anprobieren?

Sie ließ ihn ein weites Wams von grünem Samt anziehen, das hinten eine große Tasche hatte, und setzte ihm eine spitze schwarze Samtmütze auf, die mit Schmelzperlen und Seide von gleicher Farbe gestickt war und eine Art Troddel hatte.

Hier ist die Carchera unsers Vaters, sagte sie. Sein Dolch steckt in der Tasche deines Wamses. Ich will dir seine Pistole holen.

Ich sehe ja aus wie ein Räuber aus einem Pariser Vorstadttheater, sagte Orso, indem er sich im Spiegel besah, den ihm Saveria vorhielt.

Sie sehen sehr schmuck aus, sagte die alte Magd, und der schönste Pinsuto (Zipfelmützenträger) von Bocognano oder Bastelica kann sich neben Euch verstecken.

Orso frühstückte in seinem neuen Kostüm und berichtete während des Mahles seiner Schwester, daß sein Koffer eine Anzahl von Büchern enthielt und daß es seine Absicht wäre, noch andere aus Frankreich und Italien kommen zu lassen, damit sie sich damit beschäftigen könne. Sodann sagte er:

Kolomba, es ist eine wahre Schande, daß eine Erwachsene wie du noch nichts von Dingen weiß, die auf dem Festland die kleinen Kinder kennen.

Du hast recht, lieber Bruder, erwiderte Kolomba. Ich weiß wohl, was mir fehlt, und ich möchte recht viel lernen, am liebsten unter deiner Anweisung.

Einige Tage verflossen, ohne daß Kolomba den Namen der Barricini aussprach; sie sorgte aufmerksam für ihren Bruder und sprach oft mit ihm von Miß Nevil. Orso gab ihr französische und italienische Werke zu lesen und war erstaunt über die Richtigkeit ihrer Bemerkungen, zugleich aber auch über ihre Unwissenheit in den gewöhnlichsten Dingen.

Eines Morgens nach dem Frühstück ging Kolomba auf einen Augenblick hinaus, und statt mit einem Buche und Papier, erschien sie mit ihrem Mezzaro auf dem Kopf. Ihre Miene war noch ernster als sonst.

Lieber Bruder, sagte sie, ich möchte dich bitten, mit mir auszugehen.

Wohin soll ich dich begleiten? antwortete er, ihr den Arm bietend.

Ich brauche deinen Arm nicht, lieber Bruder, aber nimm dein Gewehr und deine Patronentasche. Ein Mann darf nie ohne Waffen ausgehen.

Meinetwegen. Man muß sich nach der Mode richten. Wohin gehen wir?

Ohne zu antworten, schlang Kolomba ihren Mezzaro ums Haupt, rief den Hund und ging mit ihrem Bruder hinaus. Indem sie sich mit eiligen Schritten vom Dorf entfernte, schlug sie einen Hohlweg ein, der sich die Weinberge hinaufschlängelte. Sie hatte den Hund vorausgeschickt, dem sie ein Zeichen gab, das er offenbar kannte, denn sogleich fing er an, im Zickzack zu laufen, bald hier-, bald dorthin, immer etwa fünfzig Schritte von seiner Herrin; mitunter blieb er mitten auf dem Wege stehn, um sie anzusehen, indem er mit dem Schweife wedelte. Kurz, er erfüllte seine Pflicht als Aufspürer vortrefflich.

Wenn Muschetto bellt, sagte Kolomba, dann spanne den Hahn deines Gewehrs, lieber Bruder, und bleibe unbeweglich stehn!

Eine halbe Wegstunde vom Dorfe machte Kolomba nach manchem Umweg an einem Punkte, wo der Weg einen

Winkel bildete, plötzlich halt. Dort erhob sich, etwa drei Fuß hoch, eine kleine Pyramide aus Laub, das teils noch grün, teils schon verdorrt war, um ein hölzernes Kreuz, dessen schwarzbemalte Spitze hervorstach. In mehreren Kantonen Korsikas, besonders in den Bergen, zwingt ein uralter Gebrauch, der wahrscheinlich mit heidnischem Aberglauben in Beziehung steht, die Vorübergehenden, einen Stein oder einen Zweig auf den Ort zu werfen, wo jemand eines gewaltsamen Todes gestorben ist. Während langer Jahre, solange wie die Erinnerung an sein tragisches Ende im Gedächtnis der Menschen bleibt, häuft sich diese sonderbare Opfergabe täglich höher. Man nennt einen solchen Haufen den Mucchio dieses oder jenes.

Kolomba blieb vor dem Blätterhaufen stehen und warf einen Zweig dazu.

Orso, sagte sie, hier ist unser Vater gestorben. Laß uns für seine Seele beten, Bruder! Sie kniete nieder; Orso tat desgleichen.

In diesem Augenblick tönte feierliches Geläute vom Dorfe herüber, denn während der Nacht war ein Mensch gestorben. Orso brach in Tränen aus.

Nach einigen Minuten erhob sich Kolomba mit trocknem Auge, aber aufgeregter Miene. Sie machte schnell mit ihrem Daumen ein Kreuzeszeichen, das ihren Landsleuten geläufig ist und das gewöhnlich ihren feierlichen Eid begleitet. Indem sie dann ihren Bruder mit sich fortzog, schlug sie den Weg nach dem Dorfe wieder ein.

Schweigsam traten sie ins Haus. Orso stieg in seine Kammer. Einen Augenblick darauf folgte ihm Kolomba dahin, ein kleines Kästchen in der Hand, aus dem sie ein mit Blutstropfen beflecktes Hemd nahm.

Das ist das Hemd deines Vaters, Orso . . .

Sie warf es ihm auf die Knie.

Das ist das Blei, das ihn getroffen hat! Und sie legte auf das Hemd zwei mit Rost bedeckte Kugeln.

Orso, liebster Bruder! rief sie aus, stürzte sich in seine Arme und umschlang ihn leidenschaftlich.

Orso, du wirst ihn rächen!

Sie umarmte ihn mit einer Art Wut, küßte die Kugeln und das Hemd und trat aus dem Zimmer, indem sie Orso wie erstarrt auf seinem Sessel ließ.

Er vermochte es lange nicht über sich, die entsetzlichen Reliquien beiseitezulegen, zwang sich aber zuletzt dazu, legte sie in den Kasten, ging auf die andre Seite der Kammer, warf sich aufs Bett und drängte den der Wand zugewendeten Kopf ins Kissen, als wolle er sich dem Anblick eines Gespenstes entziehen. Die letzten Worte seiner Schwester hallten unablässig in seinem Ohr wieder, und es war ihm, als höre er einen unheilvollen, unvermeidlichen Orakelspruch, der von ihm Blut, unschuldiges Blut verlangte.

Lange blieb er in derselben Lage, ohne sein Gesicht abzuwenden. Endlich schloß er den Kasten zu und eilte aus dem Haus ins Feld, wo er ziellos umherirrte.

Nach und nach wurde er ruhiger. Die frische Luft erquickte ihn, und er dachte mit kälterem Blut über seine Lage nach und über die Mittel, sich ihr zu entziehen. Weit entfernt, die Barricini für die Urheber des Mordes zu halten, beschuldigte er sie gleichwohl, den Brief des Banditen Agostini untergeschoben zu haben, und dieser Brief, so glaubte er wenigstens, hatte den Tod seines Vaters verursacht. Sie als Handschriftfälscher verfolgen, wäre sinnlos gewesen. Mitunter, wenn das Vorurteil oder der Erbtrieb seines Volkes über ihn kam und ihm an der Biegung eines Fußpfades die Möglichkeit leichter Rache verhieß, wies er sie mit Abscheu zurück, indem er an seine Kameraden im Regiment, an die Pariser Salons und besonders an Miß Nevil dachte. Dann erinnerte er sich der Vorwürfe seiner Schwester; und was noch korsisch in seinem Blute war, rechtfertigte diese Vorwürfe und verschärfte sie. Eine einzige Hoffnung blieb ihm in diesem Kampf zwischen seinem Gewissen und seinen Vorurteilen;

es war die, unter irgendeinem Vorwande mit einem der Söhne des Advokaten einen Streit anzufangen und sich mit ihm in ein Duell einzulassen. Wenn er ihn mit einer Kugel oder einem Degenstoß tötete, so waren seine französischen und korsischen Ideen in Übereinstimmung gebracht. Als er sich mit diesem Gedanken vertraut gemacht hatte, fühlte er sich frei von großer Last, und andre Betrachtungen kamen hinzu, um seine fieberhafte Aufregung zu beruhigen. Cicero, in Verzweiflung über den Tod seiner Tochter Tullia, vergaß seinen Schmerz, indem er an alle schönen Dinge dachte, die er ihr nachrufen könne. Orso della Rebbia erfrischte sich sein Blut, indem er überlegte, wie er Miß Nevil ein Bild von seinem Seelenzustande machen könne, ein Bild, das nicht verfehle, dies schöne Wesen lebhaft für ihn einzunehmen.

Er näherte sich dem Dorfe wieder, von dem er sich unbemerkt ziemlich weit entfernt hatte, als er ein kleines Mädchen singen hörte, das sich auf einem Fußpfad am Saum der Macchia wahrscheinlich unbelauscht glaubte. Es war eine eintönige Weise, eine Totenklage.

Die Kleine sang:

Hebt für meinen Sohn, den fernen,
Sorglich auf dies Ehrenzeichen
Und mein blutigrotes Hemde . . .

Was singst du da? sagte Orso zornig, indem er herantrat.

Seid Ihr es, Orso? rief das Kind erschrocken aus. Es ist ein Lied von Fräulein Kolomba . . .

Ich verbiete dir, es zu singen! sagte Orso in furchtbarem Tone.

Die Kleine, sich rechts und links hinwendend, suchte zu fliehen, und es wäre ihr gelungen, hätte sie nicht der Wunsch zurückgehalten, ein großes Paket mitzunehmen, das man auf dem Rasen zu ihren Füßen liegen sah.

Orso schämte sich seiner Heftigkeit.

Was trägst du da, Kleine? fragte er sie so sanft wie möglich.

Da Chilina mit der Antwort zögerte, hob er die Leinwand, die das Paket bedeckte, in die Höhe, und sah, daß es Brot und andre Mundvorräte enthielt. Wohin bringst du das Brot? fragte er.

Ihr wißt es doch, Herr Orsanton. Zu meinem Oheim.

Ist dein Oheim nicht Bandit?

Zu dienen, Herr Orsanton.

Wenn die Gendarmen dich finden, werden sie dich fragen, wohin du gehst.

Ich werde ihnen sagen, daß ich den Leuten, die in der Macchia Holz hauen, das Essen bringe.

Und wenn du einen ausgehungerten Jäger fändest, der auf deine Kosten essen und dir deinen Vorrat nehmen wollte?

Das wagt keiner. Ich würde sagen, es wäre für meinen Oheim.

Gewiß, das ist kein Mann, sich sein Essen nehmen zu lassen. Liebt er dich, dein Oheim?

Sehr, Orsanton. Seitdem mein Vater tot ist, sorgt er für unsre Familie, für meine Mutter, für mich und meine kleine Schwester. Ehe meine Mutter krank war, empfahl er sie den Reichen, damit man ihr Arbeit gebe. Der Amtmann gibt mir alle Jahre ein Kleid, und der Herr Pfarrer lehrt mich den Katechismus, seitdem mein Oheim mit ihnen gesprochen hat. Aber vor allem Ihre Schwester meint es gut mit uns.

In diesem Augenblick sprang ein Hund über den Fußpfad. Das kleine Mädchen, den Finger an den Mund legend, pfiff, und sogleich kam der Hund herbei, umwedelte sie und drang dann rasch ins Gebüsch. Sogleich erhoben sich zwei wohlbewaffnete Männer hinter einem Strauch in der Entfernung einiger Schritte von Orso. Man hätte glauben mögen, sie wären wie Schlangen durch die Myrtenbüsche herangeschlichen.

Oh, Orsanton, seid willkommen, sagte der ältere der beiden Männer. Wie, Ihr kennt mich nicht?

Nein, sagte Orso, ihn scharf ansehend.

Es ist doch wunderlich, wie ein Bart und eine spitze Mütze

einen Menschen verändern. Nun, Herr Leutnant, schaut mich einmal ordentlich an! Habt Ihr Euern alten Kameraden von Waterloo vergessen? Erinnert Ihr Euch des Brando Savelli nicht mehr, der am Unglückstage Euch zur Seite manche Patrone abgebissen hat?

Du? rief Orso. Und 1816 bist du desertiert!

So ist's, Herr Leutnant! Beim Teufel, der Dienst war langweilig geworden, und dann hatte ich hier eine Rechnung zu begleichen. Haha! Chili, du bist ein braves Mädchen. Bediene uns schnell! Wir sind hungrig. Ihr habt keinen Begriff, Herr Leutnant, welchen Appetit man in einer Macchia hat. Wer schickt uns das? Fräulein Kolomba oder der Amtmann?

Die Müllerin hat mir dies für dich und die Decke für Mama gegeben.

Was will sie von mir?

Sie sagt, daß die Leute aus Lukka, die sie zur Feldarbeit in Dienst genommen hat, jetzt fünfunddreißig Sous verlangen wegen des Fiebers, das unterhalb Pietranera herrscht.

Die Faulenzer! Ich werde sehen. Ohne viel Worte: Herr Leutnant, wollt Ihr mein Mittagessen mit mir teilen? Wir haben schlechtere Mahlzeiten gehabt, dazumal, als unser großer Landsmann noch nicht abgedankt war.

Danke! Man hat mich auch abgedankt.

Ja, ich habe es gehört, aber ich wette, Ihr seid nicht betrübt darüber. Ihr habt hier auch noch eine Rechnung zu begleichen.

Auf, Pfarrer, zu Tisch! sagte der Bandit zu seinem Kameraden. Herr Orso, ich stelle Euch den Herrn Pfarrer vor, das heißt, ich weiß nicht recht, ob er Pfarrer ist, aber er ist gelehrt wie einer.

Ein armer Student der Theologie, mein Herr, sagte der Bandit, den man verhindert hat, seinem Beruf zu folgen. Wer weiß, ich hätte vielleicht Papst werden können.

Was hat die Kirche des Lichtes Eurer Weisheit beraubt? fragte Orso.

Eine kleine Rechnung, die ich zu begleichen hatte, wie Freund Brandolaccio. Eine Schwester von mir hatte eine Torheit begangen, während ich in Pisa alte Schmöker fraß. Ich mußte nach Hause zurück, um sie zu verheiraten. Aber der voreilige Bräutigam stirbt drei Tage vor meiner Ankunft. Ich wende mich also, was Ihr auch getan hättet, an den Bruder des Gestorbenen. Man sagt mir, er sei verheiratet. Was war da zu machen?

In der Tat, das war eine schwierige Sache; und was habt Ihr gemacht?

Es gibt Fälle, in denen man zum Feuerstein greifen muß.

Das heißt?

Ich jagte ihm eine Kugel in den Kopf, erklärte der Bandit kaltblütig.

Orso machte eine Bewegung des Abscheus. Aber die Neugier und vielleicht auch der Wunsch, den Augenblick, wo er heim mußte, zu verzögern, hielten ihn auf seinem Platze fest und ließen ihn die Unterhaltung mit den beiden Leuten fortsetzen, von denen jeder wenigstens einen Mord auf der Seele hatte.

Während sein Kamerad sprach, legte ihm Brandolaccio Brot und Fleisch vor. Er bediente sich selber und gab dann seinem Hunde etwas ab, den er Orso unter dem Namen Brusco vorstellte. Er habe eine wunderbare Nase, Jäger zu wittern, in jeder Verkleidung. Sodann schnitt er ein Stück rohen Schinken und Brot ab, das er seiner Nichte gab.

Welch herrliches Leben, das Banditenleben! sagte der Student der Theologie, nachdem er einige Mundvoll gegessen hatte. Ihr werdet es vielleicht dereinst selber erfahren, Herr della Rebbia, und Ihr werdet sehen, wie angenehm es ist, keinen andern Herrn als seine Laune anzuerkennen.

Bis dahin hatte sich der Bandit auf italienisch ausgedrückt; jetzt fuhr er französisch fort:

Korsika ist kein vergnügliches Land für einen jungen Mann, aber für einen Banditen, welch ein Unterschied! Die Weiber

sind in uns vernarrt. So wie Ihr mich da seht, habe ich drei Liebsten in drei verschiedenen Bezirken. Ich bin überall zu Hause, und eine darunter ist die Frau eines Gendarmen.

Ihr kennt viele Sprachen? fragte Orso in ernstem Tone.

Wenn ich Französisch spreche, so hat dies seinen Grund: maxima debetur pueris reverentia. Brandolaccio und ich, wir wollen, daß die Kleine auf rechten Wegen wandle.

Wenn sie fünfzehn wird, sagte der Oheim Chilinas, will ich sie verheiraten; ich habe schon eine Partie im Auge.

Wirst du für sie werben? sagte Orso.

Gewiß. Glaubt mir, wenn ich zu einem reichen Manne des Landes sage: Ich, Brando Savelli, hätte es gern, daß Euer Sohn Michelina Savelli heirate, so wird er sich nicht lange besinnen.

Das wollte ich ihm auch geraten haben, meinte der andre Bandit. Der Kamerad hat eine etwas wuchtige Hand.

Wäre ich ein Gauner, fuhr Brandolaccio fort, ein gemeiner Kerl, dann brauchte ich nur meinen Sack zu öffnen, und es würde Fünffrankstücke hineinregnen!

In deinem Sack, sagte Orso, steckt wohl etwas, was sie herbeizieht?

Nichts; wenn ich aber einem Reichen schriebe, wie schon einige getan haben: Ich brauche hundert Franken, dann würde er sich beeilen, sie mir zu schicken. Aber, Herr Leutnant, ich bin ein Mann von Ehre.

Wißt Ihr, Herr della Rebbia, sagte der Bandit, den sein Kamerad Pfarrer nannte, wißt Ihr, daß in diesem Lande einfacher Sitten es Elende gibt, die die Achtung, die wir durch unsre Pässe (hierbei zeigte er seine Flinte) einflößen, benutzen, um Wechsel auszuschreiben, wobei sie unsre Handschrift nachmachen? Vor einem halben Jahre wandle ich in der Gegend von Orezza umher, als ein Bauer auf mich zukommt und, indem er die Mütze abnimmt, zu mir sagt: Gewährt mir Zeit, ich habe nur fünfundfünfzig Franken zu-

sammenbringen können. Es ist alles, was ich habe. — Erstaunt frage ich: Was heißt das, du Lümmel? — Fünfundsechzig, ja, aber hundert, das ist mir unmöglich. — Was, du Narr, ich soll hundert Franken von dir verlangt haben? Ich kenne dich gar nicht. — Da übergab er mir einen Brief oder vielmehr einen schmutzigen Wisch, auf dem man ihn aufforderte, an einem bestimmten Ort hundert Franken niederzulegen, wenn er nicht sein Haus verbrannt und seine Kühe gestohlen sehen wolle, durch Giocanto Castriconi; so heiße ich. Denken Sie sich, man hatte die Unverschämtheit gehabt, meine Handschrift nachzumachen. Was mich am meisten ärgerte, war, daß der Brief in gemeinem Dialekt geschrieben war. Ich orthographische Fehler machen? Ich, der ich auf der Universität alle Preise bekommen habe? — Ich fange also damit an, dem Schafskopf eine Ohrfeige zu verabreichen, daß er sich rundum dreht. Warte, sage ich, hältst du mich für einen Dieb, du Spitzbube? und dabei gebe ich ihm einen Stoß mit dem Fuße — Ihr wißt, wohin — und füge, dadurch erleichtert, hinzu: Wann wirst du dies Geld an den bezeichneten Ort bringen? — Heute noch. — Gut, bringe es hin! — Der Platz am Fuß einer Pinie war genau angegeben. Er bringt das Geld hin, gräbt es ein und kommt wieder zu mir. Ich hatte mich in der Nähe in den Hinterhalt gelegt und wartete sechs volle Stunden. Herr della Rebbia, ich wäre da drei Tage lang geblieben, wenn es nötig gewesen wäre. Endlich erscheint einer aus Bastia, ein verruchter Wucherer. Er beugt sich, um das Geld in Empfang zu nehmen; ich gebe Feuer und hatte so gut gezielt, daß sein Kopf auf die Taler fiel, die er ausgrub. — Jetzt, du Esel, sage ich zum Bauern, nimm dein Geld zurück, und laß es dir nicht wieder einfallen, Giocanto Castriconi wegen einer Gemeinheit zu verdächtigen! Der arme Teufel sammelt verblüfft seine fünfzig, sechzig Franken und wischt sie nicht einmal ab; er bedankt sich, und ich reiche ihm zum Abschied noch einen festen Tritt. Er läuft heute noch.

Pfarrer, sagte Brandolaccio, ich beneide dich um diesen Schuß. Du hast wohl tüchtig gelacht?

Ich hatte den Bastianer an der Schläfe getroffen, und das erinnerte mich an die Verse Virgils:

Liquefacto tempora plumbo
Diffidit, ac multa porrectum extendit arena.

(... spaltet ihm die Schläfe mit schmelzendem Blei auseinander. Und lang in den Sand hin streckt er sich ...)

Liquefacto! Glaubt Ihr, Herr Orso, daß eine Bleikugel durch die Geschwindigkeit, mit der sie durch die Luft fliegt, schmilzt? Ihr habt Ballistik studiert; könnt Ihr mir sagen, ob es richtig oder falsch ist?

Orso zog es vor, die physikalische Frage zu erörtern, anstatt mit dem Lizentiaten über die Moral seiner Tat zu diskutieren. Brandolaccio, dem diese wissenschaftliche Unterhaltung wenig behagte, unterbrach sie, um darauf aufmerksam zu machen, daß die Sonne dem Untergang nahe war.

Da Ihr nicht mit uns speisen wollt, Orsanton, sagte er, so rate ich Euch, Fräulein Kolomba nicht länger warten zu lassen. Es taugt auch nicht, nach Sonnenuntergang noch unterwegs zu sein. Warum seid Ihr ohne Flinte ausgegangen? Es gibt schlimme Leute hier in der Gegend. Hütet Euch! Heute habt Ihr nichts zu fürchten; die Barricini holen den Präfekten ein. Er weilt einen Tag in Pietranera, ehe er in Corte einen Grundstein legt, wie man das nennt; es ist eine Dummheit. Er schläft heute bei den Barricini; aber morgen sind sie frei. Der Vincentello ist ein schlimmer Bursche, und Orlanduccio ist nicht viel besser. Sorgt dafür, daß Ihr einzeln mit ihnen zusammentrefft; heute mit dem einen, morgen mit dem andern. Ich sage Euch, seid auf der Hut!

Danke! sagte Orso. Wir haben nichts miteinander zu schaffen. Wenn sie nicht zu mir kommen, ich habe ihnen nichts zu sagen.

Der Bandit schnalzte ungläubig mit der Zunge, aber er antwortete nichts. Orso stand auf, um zu gehen.

Da fällt mir ein, sagte Brandolaccio, ich habe Euch nicht für Euer Pulver gedankt. Es ist mir sehr zustatten gekommen. Jetzt fehlt mir nichts. Doch! Es fehlen mir noch Schuhe; aber ich werde mir ein Paar aus Schafsfell machen.

Orso ließ zwei Fünffrankstücke in die Hand des Banditen gleiten.

Kolomba hat dir das Pulver geschickt. Hier hast du etwas, um dir Schuhe zu kaufen.

Keine Dummheiten, Herr Leutnant! rief Brandolaccio, indem er ihm die zwei Geldstücke zurückgab. Haltet Ihr mich für einen Bettler? Ich nehme das Brot und das Pulver, aber ich will nichts andres.

Alte Soldaten, denke ich, dürften einander schon helfen. Lebt wohl!

Ehe er fortging, steckte er unbemerkt das Geld in den Sack des Banditen.

Lebt wohl, Orsantonio! sagte der Theologe. Wir treffen uns vielleicht einen dieser Tage in der Macchia wieder, und da können wir unsre Virgilstudien fortsetzen.

Orso hatte seine ehrenwerten Landsleute seit einer Viertelstunde verlassen, als er einen Mann eilig hinter sich herlaufen hörte. Es war Brandolaccio.

Das ist unerhört, Herr Leutnant, unerhört! rief er außer Atem. Da sind Eure zehn Franken! Von einem andern hätte ich den Spaß nicht so hingenommen. Meine Komplimente an Fräulein Kolomba. Ihr habt mich ganz außer Atem gebracht. Lebt wohl!

XII

Orso traf Kolomba etwas unruhig wegen seiner langen Abwesenheit; aber als sie ihn wiedersah, hatte sie aufs neue ihre gewöhnliche Miene trauernder Heiterkeit angenommen. Während des Abendessens sprachen sie nur von gleichgültigen

Dingen, und Orso, ermutigt durch die ruhige Art seiner Schwester, erzählte ihr sein Zusammentreffen mit den Banditen und wagte sogar einige Scherze über die fromme und moralische Erziehung, die die kleine Chilina durch die Sorge ihres Oheims und seines ehrenwerten Genossen, des Herrn Castriconi, erhielt.

Brandolaccio ist ein Ehrenmann, sagte Kolomba; aber was Castriconi anbetrifft, so habe ich gehört, daß er ein Mensch ohne Grundsätze ist.

Ich glaube, daß sie beide einander nichts nachgeben. Beide liegen mit der Gesellschaft im offnen Krieg. Ein erstes Verbrechen führt sie zu immer neuen Verbrechen, und doch sind sie vielleicht nicht so schuldig wie viele Leute, die nicht in der Macchia wohnen.

Ein Freudenstrahl glänzte auf der Stirn seiner Schwester.

Ja, fuhr Orso fort, diese Elenden haben ihre eigene Ehre. Ein grausames Vorurteil, keine niedrige Habgier hat sie in das Leben geworfen, das sie führen.

Es folgte ein Augenblick Stillschweigens.

Lieber Bruder, sagte sie dann, indem sie ihm Kaffee einschenkte, du weißt vielleicht, daß Carlo Battista Pietri in der vergangenen Nacht gestorben ist. Am Sumpffieber.

Wer ist dieser Pietri?

Ein Mann aus unserm Ort. Er war mit der Madalena verheiratet, die das Merkbuch unsers sterbenden Vaters in Empfang genommen hat. Seine Witwe hat mich gebeten, bei der Totenwache zugegen zu sein und etwas zu singen. Du mußt auch mitkommen. Es sind unsre Nachbarn, und wir dürfen ihnen den kleinen Dienst nicht abschlagen.

Zum Teufel mit der Totenwache, Kolomba! Ich liebe es nicht, daß meine Schwester sich aller Welt zum Schauspiel darbietet.

Orso, sagte Kolomba, jeder ehrt seine Toten auf seine Weise. Der Vocero ist uns von unsern Vorfahren überkommen, und wir müssen den uralten Brauch ehren. Madalena

hat nicht die Gabe, und die alte Fiordispina, die beste Voceratrice des Landes, ist krank. Es muß also sein!

Glaubst du, daß Carlo Battista nicht seinen Weg in die andre Welt findet, wenn man an seiner Bahre keine schlechten Verse singt? Gehe zur Totenwache, wenn du willst! Ich werde mit dir gehen, wenn es nötig ist; aber singe nicht aus dem Stegreif! In deinem Alter ist das unpassend. Ich bitte dich, Schwester, tue es nicht!

Lieber Bruder, ich habe es versprochen. Das ist hier so Sitte, und ich bin die einzige, die es kann.

Alberne Sitte!

Ich leide beim Singen. Es ruft mir all unser Unglück zurück. Morgen werde ich krank davon sein; aber es ist nötig. Erlaube mir es, lieber Bruder! Erinnere dich nur, daß du mich in Ajaccio aufgefordert hast, es zu tun, um jenes englische Fräulein zu unterhalten, das sich über unsre alten Gebräuche lustig machte. Soll ich es jetzt nicht für arme Leute tun, die mir Dank wissen werden, und denen es helfen wird, ihren Kummer zu ertragen?

Nun, tu was du willst! Ich wette, du hast den Vocero schon gedichtet, und es soll nicht umsonst geschehen sein.

Nein, Bruder, so etwas kann ich zum voraus nicht dichten. Ich stelle mich vor den Toten hin und denke an die, die zurückbleiben. Tränen stürzen mir ins Auge, und dann singe ich, was mir in den Sinn kommt.

Alles das war mit einer solchen Einfachheit gesagt, daß man nicht die geringste Dichtereitelkeit bei ihr voraussetzen konnte. Orso ließ sich erweichen und ging mit der Schwester zum Hause Pietris.

Der Tote lag mit enthülltem Gesicht im größten Zimmer des Hauses auf einem Tische. Türen und Fenster standen offen, und mehrere Kerzen brannten auf dem Tisch. Zu Häupten des Toten stand seine Witwe, und hinter ihr nahmen eine Menge Frauen eine ganze Seite des Zimmers ein; an der andern standen die Männer barhaupt, das Auge auf die

Leiche gerichtet, in tiefem Schweigen. Jeder neue Besucher küßte den Toten, machte seiner Witwe und seinem Sohne eine Verbeugung und stellte sich dann in den Kreis.

Von Zeit zu Zeit unterbrach einer der Anwesenden das feierliche Schweigen, um an den Gestorbenen einige Worte zu richten.

Warum hast du dein gutes Weib verlassen? sagte eine Gevatterin. Sorgte sie nicht für dich? Was fehlte dir? Warum hast du nicht gewartet? Deine Schwiegertochter hätte dir einen Enkel geschenkt.

Ein großer junger Mann, Pietris Sohn, drückte die Hand seines Vaters und sagte: Warum bist du nicht eines gewaltsamen Todes gestorben? Dann würden wir dich zu rächen haben.

Das waren die ersten Worte, die Orso hörte, als er eintrat. Bei seinem Anblick öffnete sich der Kreis, und leises Gemurmel verkündete die Neugier der Versammlung, die durch die Gegenwart der Voceratrice geweckt ward. Kolomba umarmte die Witwe, faßte ihre Hand und stand einige Minuten sich sammelnd mit niedergeschlagenen Augen da. Dann warf sie ihren Mezzaro zurück, sah den Toten fest an und begann, ihr Antlitz, bleich wie das des Toten, über ihn geneigt, in folgender Weise:

Ruhe denn, Carlo Battista,
Ruh' in unsers Heilands Gnade!
Fort aus diesem Jammertale
Schweb' empor zu lichter Höhe,
Wo dich weder Sommerschwüle
Noch der Frost des Winters quält!

Lege deine scharfe Sichel,
Deiner Hacke Bürde nieder!
Nach dem langen Tagewerke
Ist dir ew'ge Rast beschieden,
Und ein jeder deiner Tage
Wird fortan zum Feiertag.

Ausgedorrt vom Wüstenwinde,
Sank die Eiche krachend nieder;
Und schon wähnt' ich sie erstorben.
Aber als ich wiederkehrte,
Sieh, da sproß aus ihrer Wurzel
Schon ein junges Reis hervor.

Sei getrost, o Madalena,
Denn es herrscht dein Sohn im Hause!
Jener Sproß gedieh zum Baume.
Unterm Schutz der starken Äste
Magst du wohlgeborgen schlummern:
Träume vom gefallnen Stamm!

Hier fing Madalena laut zu schluchzen an, und zwei oder drei Männer, die bei Gelegenheit ebenso kaltblütig auf Christen wie auf Rebhühner geschossen hätten, wischten sich dicke Tränen von ihrer braunen Wange.

Kolomba fuhr in obiger Weise eine Zeitlang fort, indem sie sich bald an den Toten, bald an seine Familie wandte, bald mit einer im Vocero gewöhnlichen Wendung den Toten selber sprechen und seinen Freunden Trost oder Rat spenden ließ.

Während sie so improvisierte, gewann ihr Gesicht einen erhabenen Ausdruck; ihre Gesichtsfarbe wurde ein durchsichtiges Rosenrot, bei dem der Glanz ihrer Zähne und das Feuer ihrer sich erweiternden Augäpfel nur noch heller leuchtete. Es war die Pythia auf ihrem Dreifuß. Außer einigen erstickten Seufzern hörte man keinen Laut in der Menge, die sich um sie drängte. Obgleich weniger empfänglich für diese wilde Poesie, fühlte sich Orso bald von der allgemeinen Erregung mit fortgerissen. Verborgen in einem dunklen Winkel des Saals weinte er, wie der Sohn Pietris weinte.

Plötzlich ließ sich eine leichte Bewegung im Zuhörerkreise vernehmen. Er öffnete sich, und mehrere Fremde traten ein.

An der Rücksicht, die man ihnen bewies, an dem Eifer, mit dem man ihnen Platz machte, war erkennbar, daß es vornehme Leute waren, deren Besuch das Haus in hohem Grade ehrte. Indes aus Rücksicht auf den Vocero richtete niemand das Wort an sie. Der, der zuerst eintrat, war etwa vierzig Jahre alt. Sein schwarzer Rock, sein rotes Band im Knopfloch, die Amtsmiene voll Selbstbewußtsein, alles das ließ sogleich den Präfekten erraten. Hinter ihm kam ein gebeugter Greis mit schwarzgalligem Teint, der seinen schüchternen, unruhigen Blick nur schlecht hinter seiner Brille verbarg. Er hatte einen Rock an, der für ihn zu weit war, und der, obgleich nagelneu, augenscheinlich mehrere Jahre vorher gemacht war. Immer dem Präfekten zur Seite, machte es den Eindruck, als wolle er sich unter seinem Schatten verbergen.

Hinter ihm traten zwei hochgewachsene junge Männer ein mit sonnenverbranntem Gesicht und Backen, die von einem dicken Bart umschattet waren. Das Auge stolz und anmaßend, verrieten sie unverschämte Neugier. Orso hatte alle Zeit gehabt, die Physiognomien der Leute seines Dorfes zu vergessen, aber der Anblick des Greises mit grüner Brille erweckte in seinem Geiste alte Erinnerungen. Sein Erscheinen im Gefolge des Präfekten ließ ihn sogleich erkennen. Es war der Advokat Barricini, der Amtmann von Pietranera, der mit seinen beiden Söhnen gekommen war, um dem Präfekten das Schauspiel eines Vocero zu bieten. Es wäre schwer zu bestimmen, was in diesem Augenblick in Orsos Seele vorging; aber die Gegenwart des Feindes seines Vaters erweckte ihm eine Art Schrecken und Abscheu, und mehr als je fühlte er sich dem Verdachte zugänglich, den er lange bekämpft hatte.

Kolombas unbewegliches Antlitz bekam beim Anblicke des Mannes, dem sie tödlichen Haß geschworen hatte, einen unheimlichen Ausdruck. Sie erblaßte, ihre Stimme ward rauh, der Vers erlosch auf ihren Lippen; aber bald begann sie von neuem ihren Vocero und fuhr mit steigender Heftigkeit fort:

Wenn vor seinem leeren Neste
Stumm der edle Sperber trauert,
Flattern Stare her in Scharen
Und verhöhnen seinen Schmerz . . .
Doch er rafft sich auf, der Sperber,
Schwebt empor auf weiten Flügeln.
Ebenso, Carlo Battista,
Mögen dich die Freunde lassen.
Tränen sind genug geflossen;
Sagt das letzte Lebewohl!
Auch die Waise darf nicht weinen.
Warum sollte sie denn jammern?
Hochbetagt bist du entschlafen,
Sanft im Kreise deiner Lieben,
Wohlbereit, vor Gott zu treten.
Eins nur, eins beklagt die Waise:
Daß den Vater feige Mörder
Aus dem Hinterhalt erschossen.
Doch sein Blut vom roten Rasen
Hat die Waise aufgefangen,
Und dies Blut, das edle reine,
Goß sie über Pietranera:
Tödlich Gift mag es verbreiten!
Eher soll der Fluch nicht weichen
Von den Hütten dieses Ortes,
Bis mit schuld'gem Blut des reinen
Blutes letzte Spur gelöscht.

Bei den Schlußworten sank Kolomba auf einen Stuhl. Sie zog ihren Mezzaro übers Gesicht, und man hörte sie schluchzen.

Weinend drängten sich die Frauen um die Voceratrice.

Hier hörte man ein ersticktes Gelächter. Es waren die vor kurzem angekommenen jungen Herren, die ohne Zweifel die Metapher zu kühn fanden.

Mehrere Männer warfen wütende Blicke auf den Amtmann und seine Söhne; einige Greise murrten gegen den Skandal, den sie durch ihre Gegenwart hervorgerufen hatten. Der Sohn des Gestorbenen drängte sich durch die Menge und schickte sich an, den Amtmann zu bitten, er möge den Platz so schnell wie möglich räumen; aber dieser hatte auf die Aufforderung nicht gewartet. Er schritt zur Tür, und seine beiden Söhne waren schon auf der Straße. Der Präfekt richtete einige Worte der Beileidsbezeigung an den jungen Pietri und folgte ihnen sogleich. Orso näherte sich seiner Schwester, faßte sie beim Arm und zog sie aus dem Saal.

Begleitet sie! rief der junge Pietri einigen seiner Freunde zu. Sorgt dafür, daß ihnen nichts zustößt! Zwei oder drei junge Leute steckten rasch ihren Dolch in den linken Ärmel ihres Wamses und begleiteten Orso und seine Schwester bis an die Tür ihres Hauses.

XIII

Schluchzend und erschöpft, war Kolomba nicht imstande, ein einziges Wort hervorzubringen. Ihr Haupt an die Schulter ihres Bruders lehnend, drückte sie seine Hand in die ihrige. Obgleich er ihr wegen ihres Vortrags schlechten Dank wußte, war Orso doch zu beunruhigt, um ihr Vorwürfe zu machen. Er erwartete schweigend das Ende des Nervenschocks, dem sie verfallen war, als man an die Tür klopfte und Saveria ganz außer sich hereintrat und sagte: Der Herr Präfekt!

Bei diesem Namen erhob sich Kolomba, sich ihrer Schwäche schämend, stand aufrecht und sich auf einen Stuhl stützend, der unter ihrem Drucke zitterte.

Der Präfekt begann mit einigen banalen Entschuldigungen über die unpassende Stunde seines Besuches, beklagte Fräulein Kolomba, sprach von der Gefahr starker Gemütsbewegung, beklagte die Sitte der Totenklage, die durch eine begabte Voceratrice nur noch peinlicher für die Zuhörer gemacht werde, und ließ gewandt einen leichten Tadel über

die Tendenz der letzten Improvisation entschlüpfen. Dann veränderte er seinen Ton und sagte:

Herr della Rebbia, ich bin mit vielen Komplimenten für Sie von Ihren englischen Freunden beauftragt. Miß Nevil läßt Ihrer Schwester die freundschaftlichsten Grüße sagen. Ich habe Ihnen einen Brief von ihr zu übergeben. Leider habe ich ihn nicht bei mir.

Ein Brief von Miß Nevil? rief Orso aus.

Sie sollen ihn in fünf Minuten haben. Ihr Vater ist leidend gewesen. Wir haben einen Augenblick gefürchtet, er bekäme eines unsrer schrecklichen Fieber. Zum Glück ist er jetzt außer Gefahr, und Sie werden es selber sehen, denn in kurzem wird er hier sein, glaube ich.

Miß Nevil muß sehr beunruhigt gewesen sein?

Glücklicherweise hat sie die Gefahr erst erkannt, als sie schon vorüber war. Herr della Rebbia, Miß Nevil hat mir viel von Ihnen und Ihrer Fräulein Schwester erzählt.

Orso verbeugte sich.

Sie hat viel Freundschaft für Sie beide. Unter einem anmutigen Äußeren, unter einer gewissen Leichtlebigkeit verbirgt sie viel Verstand.

Sie ist eine entzückende junge Dame, sagte Orso.

Fast auf ihre Anregung komme ich hierher. Niemand kennt besser als ich eine fatale Geschichte, an die ich lieber nicht gezwungen sein möchte Sie zu erinnern. Da Herr Barricini noch Amtmann von Pietranera ist und ich Präfekt dieses Departements bin, brauche ich Ihnen die Wichtigkeit nicht auseinanderzusetzen, die für mich ein gewisser Verdacht hat, den, wenn ich recht unterrichtet bin, gewisse Personen bei Ihnen angeregt haben, und den Sie, ich weiß es, mit dem Unwillen, den man von Ihrer Stellung und Ihrem Charakter erwarten konnte, zurückgewiesen haben.

Kolomba, sagte Orso, auf seinem Stuhle hin- und herrückend, du bist sehr müde, du solltest zu Bett gehen.

Kolomba machte ein verneinendes Zeichen mit dem Kopfe;

sie hatte ihre gewohnte Ruhe wiedergewonnen und heftete ihre brennenden Augen auf den Präfekten.

Herr Barricini, fuhr der Präfekt fort, wünscht sehr, daß diese Art Feindschaft, das heißt dies unsichere Verhältnis, in dem Sie zueinander stehen, aufhören möge ... Was mich anbetrifft, so würde es mich sehr freuen, wenn Sie mit ihm Beziehungen anknüpften, wie sie zwischen Leuten, die einander achten müssen, bestehen.

Herr Präfekt, antwortete Orso mit bewegter Stimme, ich habe niemals den Advokaten Barricini angeklagt, meinen Vater ermordet zu haben, aber er hat eine Handlung begangen, die mich immer abhalten wird, irgendeine Beziehung zu ihm zu haben. Er hat einen Drohbrief im Namen eines Banditen als von meinem Vater kommend angesehen oder ihm wenigstens in verhüllten Worten zugeschrieben. Dieser Brief ist wahrscheinlich die mittelbare Veranlassung zu seinem Tode gewesen.

Der Präfekt schwieg einen Augenblick; sodann sagte er: Daß Ihr Herr Vater es geglaubt hat, als er, hingerissen von der Lebhaftigkeit seines Charakters, gegen Herrn Barricini Prozeß führte, ist verzeihlich, aber auf Ihrer Seite ist eine irrige Meinung nicht erlaubt. Bedenken Sie doch, daß er gar kein Interesse hatte, anzunehmen, daß dieser Brief ... Ich spreche Ihnen nicht von seinem Charakter. Sie kennen ihn nicht; Sie sind gegen ihn eingenommen ... aber Sie werden doch nicht annehmen, daß ein rechtskundiger Mann...

Herr Präfekt, sagte Orso aufstehend, bedenken Sie doch: wenn Sie mir sagen, daß dieser Brief nicht von Barricini ist, so schreiben Sie ihn meinem Vater zu. Seine Ehre, mein Herr, ist die meinige.

Niemand, fuhr der Präfekt fort, ist mehr von der Ehre des Obersten della Rebbia überzeugt als ich ... zumal ... der Verfasser des Briefes jetzt bekannt ist ...

Wer war es? rief Kolomba, auf den Präfekten zutretend.

Ein Elender, der mehrerer Verbrechen schuldig ist, und

zwar solcher Verbrechen, wie Ihr Korsen sie nicht verzeiht, — ein Dieb, ein gewisser Tomaso Bianchi, der jetzt im Gefängnisse von Bastia sitzt, hat ausgesagt, daß er der Urheber jenes unheilvollen Briefes sei.

Ich kenne den Mann nicht, sagte Orso. Was wäre der Zweck dabei gewesen?

Es ist ein Mann aus unsrer Gegend, Bruder eines früheren Müllers von uns. Es ist ein Bösewicht und ein Lügner, nicht würdig, daß man ihm glaube, sagte Kolomba.

Der Präfekt fuhr fort:

Sie werden bald das Interesse begreifen, das er an der Sache hatte. Der Müller, von dem Ihre Fräulein Schwester spricht – ich glaube, er hieß Theodor –, hatte eine Mühle vom Obersten gemietet, die an dem Bache lag, dessen Besitz Herr Barricini Ihrem Vater streitig machte. Der Oberst, großmütig wie er war, zog fast keinen Nutzen aus der Mühle. Tomaso hat nun geglaubt, daß, wenn Herr Barricini den Bach bekäme, er ihm eine beträchtliche Miete bezahlen müßte, denn man weiß, daß Barricini das Geld sehr liebt. Kurz, um seinem Bruder verbindlich zu sein, hat Tomaso den falschen Brief des Banditen geschrieben. Das ist die ganze Geschichte. Sie wissen, daß die Familienbande in Korsika sehr mächtig sind und mitunter zum Verbrechen führen. Nehmen Sie gefälligst Einsicht von diesem Briefe, den der Staatsanwalt mir schreibt; er wird das, was ich Ihnen eben gesagt habe, bestätigen.

Orso durchlief den Brief, der im einzelnen die Geständnisse Tomasos bestätigte, und Kolomba las über der Schulter ihres Bruders mit.

Als sie geendigt hatte, rief sie aus:

Orlanduccio Barricini ist vor einem Monat nach Bastia gereist, als man erfahren hat, daß mein Bruder wiederkäme. Er wird den Tomaso gesehen und ihm diese Lüge abgekauft haben.

Mademoiselle, sagte der Präfekt ungeduldig werdend, Sie

erklären alles durch gehässige Voraussetzungen. Ist das ein Mittel, die Wahrheit zu entdecken? Sie, Herr della Rebbia, Sie sind bei kaltem Blute. Sagen Sie mir, was denken Sie jetzt? Glauben Sie, daß einer, der nur eine ziemlich leichte Strafe zu erwarten hat, sich leichten Herzens mit einer Fälschung belasten wird, um sich jemandem zu verpflichten, den er nicht kennt?

Orso las den Brief des Staatsanwalts noch einmal, indem er jedes Wort mit äußerster Aufmerksamkeit erwog, denn seit er den Advokaten Barricini gesehen hatte, fühlte er, daß er schwerer zu überzeugen sein werde als einige Tage vorher. Endlich sah er sich doch gezwungen, zu gestehen, daß die Erklärung ihm genügend erschiene. Aber Kolomba rief mit Nachdruck aus:

Tomaso ist ein Schurke. Er wird nicht verurteilt werden, oder er wird aus dem Gefängnis entkommen. Dessen bin ich gewiß.

Der Präfekt zuckte mit den Achseln.

Ich habe Ihnen, Herr della Rebbia, sagte er, die Aufschlüsse, die ich erhalten habe, mitgeteilt. Ich ziehe mich zurück und überlasse Sie Ihren Betrachtungen. Ich werde warten, bis Ihre Einsicht Sie aufgeklärt hat, und ich hoffe, sie wird stärker sein — als die Vermutungen Ihrer Fräulein Schwester.

Nachdem er einige Worte zur Entschuldigung Kolombas vorgebracht, wiederholte Orso, daß er jetzt den Tomaso für allein schuldig halte.

Der Präfekt war aufgestanden, um hinauszugehen. Wenn es nicht so spät wäre, sagte er, so würde ich Sie bitten, mit mir zu kommen und den Brief von Miß Nevil in Empfang zu nehmen ... Bei selbiger Gelegenheit könnten Sie dem Herrn Barricini sagen, was Sie mir sagen, und alles wäre zu Ende.

Nie wird Orso della Rebbia ins Haus eines Barricini treten, rief Kolomba ungestüm aus.

Mademoiselle ist der Tintinajo (Leithammel) der Familie, wie es scheint, sagte der Präfekt mit spöttischer Miene.

Herr Präfekt, sagte Kolomba in festem Tone, man täuscht Sie. Sie kennen den Advokaten nicht. Es ist der durchtriebenste Mensch, den es gibt. Ich beschwöre Sie, lassen Sie meinen Bruder keine Handlung begehen, die ihn mit Schmach bedecken würde.

Kolomba, sagte Orso, die Leidenschaft macht dich irre.

Orso, Orso, bei dem Kästchen, das ich dir übergeben habe, beschwöre ich dich, höre mich an! Zwischen uns und den Barricini ist Blut! Gehe nicht zu ihnen!

Schwester!

Nein, lieber Bruder, gehe nicht! Oder ich verlasse dies Haus und werde dich nie wiedersehen. Orso, habe Mitleid mit mir!

Und sie fiel ihm zu Füßen.

Es tut mir leid, sagte der Präfekt, Fräulein della Rebbia so wenig vernünftig zu sehen. Sie werden sie, hoffe ich, überzeugen.

Er öffnete die Tür und blieb stehen, in der Hoffnung, Orso werde ihm folgen.

Ich kann sie jetzt nicht verlassen, sagte er. Morgen, wenn ...

Ich reise früh ab, sagte der Präfekt.

Warte wenigstens bis morgen! flehte Kolomba, die Hände faltend. Laß mich die Papiere meines Vaters noch einmal durchsehen. Das kannst du mir nicht abschlagen.

Gut! Du sollst sie heute abend sehen, dann aber sollst du mich nicht mehr mit diesem zügellosen Hasse quälen ... Verzeihung, Herr Präfekt! Ich fühle mich selbst unwohl. Es ist besser morgen.

Die Nacht bringt Rat, sagte der Präfekt, indem er sich zurückzog. Ich hoffe, morgen hat Ihre Unentschlossenheit aufgehört.

Saveria, rief Kolomba, nimm die Laterne und begleite den Herrn Präfekten! Er wird dir einen Brief für meinen Bruder mitgeben.

Sie fügte einige Worte hinzu, die diese allein hörte.

Kolomba, sagte Orso, als der Präfekt fort war, du hast mir viel Kummer gemacht. Willst du dich dem Augenschein verschließen?

Du hast mir nur bis morgen Frist gegeben. Die Zeit ist kurz, aber ich hoffe noch ...

Dann nahm sie einen Schlüsselbund und eilte in ein Zimmer des Oberstocks. Da hörte man, wie sie Schubkästen aufriß und in einem Schreibpult herumsuchte, in das der Oberst della Rebbia seine wichtigsten Papiere einzuschließen pflegte.

XIV

Saveria ließ lange auf sich warten, und Orsos Ungeduld war aufs höchste gestiegen, als Saveria endlich erschien, begleitet von der kleinen Chilina, die sich die Augen rieb, denn sie war aus dem ersten Schlaf geweckt worden.

Kind, was willst du hier zu dieser Stunde?

Mademoiselle verlangt nach mir.

Was, Teufel, will sie mit der? dachte Orso. Aber er beeilte sich, den Brief der Miß Lydia zu öffnen, und während er las, stieg Chilina zu seiner Schwester hinauf.

Mein Vater, so schrieb Miß Lydia, ist etwas leidend gewesen; übrigens ist er auch so faul im Schreiben, daß ich gezwungen bin, ihm als Sekretär zu dienen. Neulich, wie Sie wissen, hat er sich an der Seeküste nasse Füße geholt, statt mit uns die Landschaft zu bewundern, und das genügt, um sich auf Ihrer scharmanten Insel das Fieber zu holen. Ich sehe im Geiste, was Sie für ein Gesicht machen. Sie suchen gewiß Ihren Dolch, aber ich hoffe, Sie haben keinen mehr. Also, mein Vater hat etwas Fieber und ich habe etwas Schrecken gehabt. Der Präfekt, den ich nach wie vor sehr liebenswürdig finde, hat uns einen gleichfalls sehr liebenswürdigen Arzt verschafft, der uns in zwei Tagen aus der Not geholfen hat. Das Fieber ist nicht wiedergekommen,

und mein Vater will wieder auf die Jagd, aber ich verbiete es ihm noch.

Wie haben Sie Ihr Bergschloß gefunden? Steht Ihr Nordturm noch an derselben Stelle? Sind Gespenster darin? Ich frage danach, weil mein Vater sich erinnert, daß Sie ihm Damhirsche, Wildschweine und wilde Schafe versprochen haben. Auf unsrer Reise nach Bastia haben wir die Absicht, Ihre Gastfreundschaft in Anspruch zu nehmen, und ich hoffe, daß das Schloß della Rebbia, das Sie als so alt und verfallen schildern, nicht über unsern Köpfen zusammenstürzen wird. Obgleich der Präfekt so liebenswürdig ist, daß es einem bei ihm nie an Unterhaltungsstoff fehlt — by the by, ich schmeichle mir doch, ihm den Kopf verdreht zu haben —, haben wir auch von Eurer Hoheit gesprochen. Die Leute des Gerichtes von Bastia haben ihm gewisse Enthüllungen über einen Spitzbuben, den sie unter Schloß und Riegel haben, mitgeteilt, die derart sind, daß Sie Ihren Verdacht beseitigen müssen. Ihre Feindschaft, die mich mitunter beunruhigte, muß von nun an aufhören. Sie haben gar keinen Begriff davon, wie mich das freut. Als Sie mit der schönen Vocera-trice, das Gewehr in der Hand, düsteren Blickes davonzogen, sind Sie mir korsischer denn je vorgekommen, sogar zu korsisch. Basta! Ich schreibe Ihnen so weitläufig, weil ich mich langweile. Der Präfekt reist ab, leider. Wir werden Ihnen eine Botschaft senden, wenn wir uns nach Ihren Bergen hin in Bewegung setzen; und ich werde an Fräulein Kolomba schreiben, sie um einen Bruccio zu bitten, mein Leibgericht. Sagen Sie ihr tausend Grüße! Ich benutze ihren Dolch viel; ich schneide damit die Blätter eines Romans auf, den ich mitgebracht habe; aber der furchtbare Stahl ärgert sich über den unwürdigen Gebrauch, den ich davon mache, und zerreißt mein Buch aufs kläglichste. Leben Sie wohl, Herr della Rebbia! Mein Vater sendet Ihnen his best love. Hören Sie auf den Präfekten! Er ist ein Mann, der einen guten Rat zu geben vermag, und er macht, ich glaube Ihret-

wegen, einen Umweg. Er will in Bastia einen Grundstein legen; das muß, denke ich mir, eine erhebende Feier sein, und es tut mir leid, daß ich nicht dabei sein kann. Ein Herr in Gala, der eine Maurerkelle hält — und eine Rede vollführt! Die Zeremonie wird mit einem tausendmaligen: Es lebe der König! schließen.

Sie werden sehr eitel werden, daß ich für Sie vier Seiten vollgeschrieben habe, aber, Herr della Rebbia, ich wiederhole es Ihnen, ich langweile mich, und aus diesem Grunde erlaube ich Ihnen, mir einen langen Brief zu schreiben. Da fällt mir ein: ich finde es sonderbar, daß Sie mir Ihre glückliche Ankunft in Pietranera-Castle noch nicht gemeldet haben.

Lydia.

Nachschrift. Ich bitte Sie, auf den Präfekten zu hören und das zu tun, was er Ihnen raten wird. Wir sind übereingekommen, daß dies das richtige ist, und mir wird es Freude machen.

Orso las drei- oder viermal diesen Brief, indem er innerlich die Lektüre mit einem Kommentar begleitete. Dann schrieb er eine lange Antwort, die er einem Manne aus dem Dorfe, der noch in der Nacht nach Ajaccio abging, übergeben ließ. Er dachte schon nicht mehr daran, mit seiner Schwester über die Feindseligkeiten der Barricini zu reden; der Brief Lydias ließ ihm alles in rosigem Lichte erscheinen. Er hatte weder Verdacht noch Haß.

Nachdem er einige Zeit vergebens auf die Wiederkehr seiner Schwester gewartet hatte, legte er sich schlafen, leichteren Herzens als seit langem.

Während sie Chilina mit geheimem Auftrage weggeschickt hatte, brachte Kolomba den größeren Teil der Nacht damit hin, in alten Papieren herumzustöbern.

Etwas vor Tagesanbruch wurden kleine Kieselsteine an ihr Fenster geworfen. Auf dies Zeichen stieg sie zum Garten hinab, öffnete eine verborgene Tür und ließ zwei Männer von schlimmem Aussehen ins Haus treten. Ihre erste Sorge war, sie in die Küche zu führen und ihnen zu essen zu geben

XV

Gegen sechs Uhr morgens klopfte ein Diener des Präfekten an Orsos Haus. Von Kolomba empfangen, sagte er ihr, der Präfekt wolle abreisen und erwarte ihren Bruder. Ohne zu zaudern, antwortete Kolomba, ihr Bruder sei auf der Treppe gefallen und habe sich den Fuß verstaucht. Da er somit nicht imstande sei, einen Schritt zu tun, bäte er den Herrn Präfekten, ihn zu entschuldigen; er werde sich freuen, wenn er bei ihm vorkommen wolle. Bald darauf erschien Orso und fragte seine Schwester, ob der Präfekt ihn nicht habe rufen lassen.

Er bittet dich, ihn hier zu erwarten, sagte sie mit der größten Sicherheit.

Eine halbe Stunde verfloß, ohne daß man die geringste Bewegung im Hause Barricini bemerkte. Orso fragte indes Kolomba, ob sie eine Entdeckung gemacht habe; sie erwiderte, sie würde sich vor dem Präfekten erklären. Sie stellte sich sehr ruhig, aber Farbe und Augen verkündeten ihre fieberhafte Aufregung.

Endlich sah man die Tür des Hauses Barricini sich öffnen; der Präfekt im Reiseanzug trat zuerst heraus, begleitet vom Amtmanne und seinen beiden Söhnen.

Wie groß war das Erstaunen der Bewohner von Pietranera, als sie, seit Sonnenaufgang lauernd, um der Abreise des ersten Beamten des Departements beizuwohnen, ihn mit den drei Barricinis über den Platz in gerader Richtung auf das Haus della Rebbia zugehen und dort eintreten sahen.

Sie machen Frieden! meinten die Politiker des Dorfes.

Ich habe es dir wohl gesagt, fügte ein Greis hinzu. Orsanton hat zu lange auf dem Festlande gelebt, als daß er wie ein Held handelte.

Also seht doch! antwortete ein Rebbianer. Bemerkt Ihr, daß die Barricinis zu ihm gehen? Sie bitten um Gnade.

Der Präfekt hat sie alle herumgekriegt, erwiderte der Greis.

Heutzutage hat man keinen Mut mehr, und die jungen Leute kümmern sich so wenig um das Blut ihrer Väter, als wenn sie alle Bastarde wären.

Der Präfekt war nicht wenig erstaunt, Orso aufrecht stehend zu finden. Mit zwei Worten beschuldigte sich Kolomba der Lüge und bat dafür um Verzeihung.

Wenn Sie anderswo gewohnt hätten, Herr Präfekt, sagte sie, hätte mein Bruder Ihnen schon gestern seine Aufwartung gemacht.

Orso erschöpfte sich in Entschuldigungen und beteuerte, daß er von dieser törichten List, die ihm sehr unangenehm sei, nichts gewußt habe.

Der Präfekt und der alte Barricini schienen der Aufrichtigkeit seines Bedauerns Glauben zu schenken; sie sahen ja, wie er seiner Schwester Vorwürfe machte. Aber die Söhne des Amtmannes waren nicht zufriedengestellt.

Man macht sich über uns lustig, sagte Orlanduccio laut genug, um gehört zu werden.

Wenn meine Schwester mir solche Streiche spielte, sagte Vincentello, würde ich ihr ein für allemal meine Meinung sagen.

Diese Worte und der Ton, in dem sie gesprochen wurden, mißfielen Orso und störten seine gutwillige Stimmung. Er wechselte mit den jungen Barricinis Blicke, in denen sich kein Wohlwollen zeigte. Indes setzten sich alle mit Ausnahme Kolombas, die nahe bei der Küchentür aufrecht stehenblieb.

Der Präfekt nahm das Wort, und nach einigen Gemeinplätzen über die Vorurteile des Landes wies er darauf hin, daß die allerschlimmsten Feindschaften oft nur auf einem Mißverständnis beruhten. Sodann wendete er sich zum Amtmanne und sagte ihm, Herr della Rebbia habe nie geglaubt, daß die Familie Barricini mittelbar und unmittelbar mit dem beklagenswerten Ereignis verknüpft sei, das ihn seines Vaters beraubt habe, daß er in der Tat einige Zweifel hege hinsichtlich eines Punktes im Prozesse, der zwischen der

beiden Familien bestanden habe, daß er aber, aufgeklärt durch die neulichen Enthüllungen, nunmehr vollständig befriedigt sei und von dem Wunsche beseelt, mit Herrn Barricini und seinen Söhnen in gute freundschaftliche und nachbarliche Beziehungen zu treten. Orso verbeugte sich etwas steif. Herr Barricini brachte einige Worte vor, die niemand verstand; seine Söhne betrachteten die Balken der Zimmerdecke.

Der Präfekt fuhr zu reden fort und war im Begriff, das Gegenstück zu dem, was er dem Herrn Barricini gesagt hatte, dem Orso zu sagen, als Kolomba unter ihrem Halstuch einige Papiere hervorzog und sich zwischen die beiden Parteien stellte.

Mit lebhaftem Vergnügen, sagte sie, würde ich den Krieg zwischen unseren beiden Familien enden sehen; aber damit die Versöhnung aufrichtig sei, muß man sich erklären und nichts im Zweifel lassen ... Herr Amtmann, die Aussage des Tomaso Bianchi war mir aus guten Gründen verdächtig, da sie von einem so verrufenen Menschen kam. Ich habe gesagt, Ihr Sohn könnte diesen Menschen vielleicht im Gefängnis von Bastia gesehen haben.

Das ist falsch, erwiderte Orlanduccio. Ich habe ihn nicht gesehen.

Kolomba warf ihm einen verächtlichen Blick zu und fuhr mit scheinbarer Ruhe fort:

Sie haben das Interesse, das Tomaso haben konnte, Herrn Barricini im Namen eines gefährlichen Banditen zu bedrohen, aus dem Wunsche erklärt, er wolle seinem Bruder Theodor die Mühle, die mein Vater ihm zu niedrigem Preis überließ, bewahren?

Das ist klar, sagte der Präfekt.

Einem Lumpen von der Sorte dieses Bianchi ist alles zuzutrauen, sagte Orso, der sich durch die Haltung seiner Schwester täuschen ließ.

Der gefälschte Brief, fuhr Kolomba fort, und ihre Augen

leuchteten in hellerem Glanze, ist vom 11. Juli datiert. Tomaso war damals bei seinem Bruder in der Mühle.

Das ist richtig, sagte der Amtmann, etwas beunruhigt.

Welches Interesse hatte also Tomaso Bianchi? rief Kolomba triumphierend aus. Der Vertrag seines Bruders war abgelaufen; mein Vater hatte ihn am 1. Juli gekündigt. Hier ist das Geschäftstagebuch meines Vaters, der Entwurf der Kündigung, der Brief eines Agenten in Ajaccio, der uns einen neuen Müller vorschlägt.

Mit diesen Worten überreichte sie dem Präfekten die Papiere, die sie in Händen hielt.

Einen Augenblick herrschte allgemeines Staunen. Der Amtmann erblaßte zusehends. Orso zog die Augenbrauen zusammen und trat vor, um die Papiere einzusehen, die der Präfekt mit vieler Aufmerksamkeit las.

Man macht sich über uns lustig, rief Orlanduccio von neuem, indem er zornig aufstand. Laß uns gehen, Vater! Wir hätten nie hierher kommen sollen.

Ein Augenblick genügte dem Barricini, um seine Kaltblütigkeit wiederzugewinnen. Er bat, die Papiere untersuchen zu dürfen. Der Präfekt überreichte sie ihm, ohne ein Wort zu sagen. Indem er dann seine grüne Brille auf die Stirn schob, durchlief er sie mit ziemlich gleichgültiger Miene, während Kolomba ihn mit den Augen einer Tigerin betrachtete, die einen Damhirsch sich der Höhle ihrer Jungen nähern sieht.

Hm, sagte Herr Barricini, indem er seine Brille wieder herabzog und dem Präfekten die Papiere zurückgab, im Vertrauen auf die Güte des verstorbenen Obersten hat Tomaso gedacht und denken müssen, daß der Oberst von seinem Entschluß, ihn zu verabschieden, wieder abgehen werde ... In der Tat, er ist im Besitz der Mühle geblieben; also ...

Ich habe sie ihm gelassen, sagte Kolomba voller Verachtung. Da mein Vater tot war, mußte ich in meiner Lage die Schützlinge meiner Familie schonen.

Gleichwohl, sagte der Präfekt, dieser Tomaso erkennt an, daß er den Brief geschrieben hat. Das steht fest.

Was für mich feststeht, unterbrach ihn Orso, ist, daß hinter dieser ganzen Geschichte eine große Infamie steckt!

Ich habe noch einer Behauptung dieser Herren zu widersprechen, sagte Kolomba.

Sie öffnete die Tür zur Küche, und es traten in den Saal Brandolaccio, der Lizentiat der Theologie und der Hund Brusco. Die beiden Banditen waren wenigstens anscheinend unbewaffnet; sie hatten ihre Patronentasche am Gürtel hängen, aber keine Pistole, die sonst ihr gewöhnlicher Begleiter ist. Wie sie in den Saal traten, nahmen sie respektvoll ihre Mützen ab.

Man kann sich die Wirkung denken, die ihr plötzliches Erscheinen hervorrief. Der Amtmann fiel beinahe zu Boden; seine Söhne stellten sich tapfer vor ihm auf und griffen nach ihrem Dolch in die Tasche. Der Präfekt wandte sich zur Tür, während Orso, den Brandolaccio beim Kragen fassend, ihm zurief:

Was willst du hier, Elender?

Das ist Verrat, rief der Amtmann aus, indem er die Tür zu öffnen suchte.

Aber Saveria hatte sie von innen zugeschlossen, und zwar auf Befehl der beiden Banditen, wie man später erfuhr.

Liebe Leute, sagte Brandolaccio, habt keine Furcht vor mir, ich bin kein solcher Teufel, wie ich aussehe. Wir haben keine böse Absicht. Herr Präfekt, ich bin ihr ergebenster Diener... Herr Oberleutnant, sachte, sachte! Sie erdrosseln mich. Wir erscheinen hier als Zeugen. Auf, sprich, Pfarrer! Du hast ein gutes Mundwerk.

Herr Präfekt, sagte der Lizentiat, ich habe nicht die Ehre, von Ihnen gekannt zu sein. Ich heiße Giocanto Castriconi, bekannter unter dem Namen Pfarrer... Aha, jetzt kennen Sie mich! Mademoiselle, die ich nicht das Glück hatte zu kennen, hat mich bitten lassen, ihr einige Auskunft über einen

gewissen Tomaso Bianchi zu geben, mit dem ich vor drei Wochen im Gefängnis zu Bastia gesessen habe. Was ich Ihnen zu sagen habe, ist folgendes . . .

Geben Sie sich keine Mühe! sagte der Präfekt. Ich habe von einem Manne wie Sie nichts zu hören. Herr della Rebbia, ich will gern glauben, daß Sie mit diesem schändlichen Komplott nichts zu schaffen haben. Aber Sie sind der Herr des Hauses. Lassen Sie die Tür öffnen! Ihr Fräulein Schwester dürfte Rechenschaft abzulegen haben über die wunderbaren Beziehungen, in denen sie zu Banditen steht.

Herr Präfekt, rief Kolomba, hören Sie, was dieser Mann sagen wird! Sie sind hier, um allen Gerechtigkeit zu erweisen, und Ihre Pflicht ist es, der Wahrheit nachzuforschen. Sprecht, Giocanto Castriconi!

Hören Sie ihn nicht! riefen im Chor die drei Barricini aus.

Wenn alle auf einmal sprechen, sagte der Bandit lächelnd, dann kann man sich nicht verständigen. Im Gefängnis also hatte ich zum Gefährten, nicht zum Freunde, besagten Tomaso. Er empfing häufig Besuche von Herrn Orlanduccio . . .

Das ist unwahr! riefen beide Brüder zugleich.

Zwei Verneinungen kommen einer Bejahung gleich, bemerkte Castriconi kaltblütig. Tomaso hatte Geld. Er aß und trank aufs beste. Ich habe immer eine gute Mahlzeit geliebt (das ist nicht mein größter Fehler), und trotz meines Widerwillens, mit diesem Schurken zu verkehren, ließ ich mich mehrmals zum Essen mit ihm verleiten. Aus Erkenntlichkeit schlug ich ihm vor, mit mir auszubrechen. Eine kleine Freundin, der ich eine Gefälligkeit erwiesen habe, hatte mir die Mittel dazu geboten . . . doch, ich will niemanden kompromittieren. Tomaso wollte jedoch nicht. Er sagte, daß er seiner Sache sicher wäre, daß der Advokat Barricini ihn allen Richtern empfohlen habe, daß er weiß wie Schnee aus der Sache hervorgehen werde, und mit Geld in der Tasche. Was mich anbetrifft, so hielt ich es für passend, das Weite zu suchen. Dixi.

Alles, was der Mensch da sagt, wiederholte Orlanduccio entschlossen, sind lauter Lügen. Wenn wir auf freiem Felde wären, jeder mit seiner Flinte, würde er nicht so sprechen.

Das ist eine Dummheit! rief Brandolaccio. Verfeinden Sie sich lieber nicht mit dem Pfarrer, Orlanduccio!

Werden Sie mich endlich hinauslassen, Herr della Rebbia? sagte der Präfekt, vor Ungeduld mit den Füßen stampfend.

Saveria, Saveria! rief Orso. Bei allen Teufeln, öffne die Tür!

Einen Augenblick! sagte Brandolaccio. Wir müssen uns erst fortmachen. Herr Präfekt, es ist Sitte, wenn man sich bei gemeinschaftlichen Freunden trifft, sich beim Abschied eine halbe Stunde Waffenstillstand zu gönnen.

Der Präfekt warf ihm einen Blick der Verachtung zu.

Ihr Diener, geehrte Gesellschaft! sagte Brandolaccio. Dann streckte er seinen Arm wagrecht aus und sagte: Allons, Brusco, springe für den Herrn Präfekten!

Der Hund sprang; die Banditen nahmen eilig ihre Waffen in der Küche zusammen und flohen durch den Garten, und auf einen Pfiff öffnete sich die Tür wie durch einen Zauber.

Herr Barricini, sagte Orso in verhaltener Wut, ich halte Sie für einen Fälscher. Heute noch werde ich meine Klage gegen Sie dem Staatsanwalt übersenden, wegen Fälschung und Mitwisserschaft mit Bianchi. Vielleicht werde ich noch eine furchtbarere Klage gegen Sie zu führen haben.

Und ich, Herr della Rebbia, sagte der Amtmann, werde Sie wegen verräterischer Nachstellung und Einverständnis mit Banditen anklagen. Bis dahin wird der Herr Präfekt Sie der Gendarmerie empfehlen.

Der Präfekt wird seine Pflicht tun, sagte dieser mit strengem Tone. Er wird dafür sorgen, daß die Ruhe in Pietranera nicht weiter gestört werden wird; er wird dafür sorgen, daß die Gerechtigkeit aufrechterhalten wird. Ich spreche mit Ihnen allen, meine Herren.

Der Amtmann und Vincentello waren schon außerhalb

des Saals, und Orlanduccio folgte ihnen, als Orso ihm leise sagte:

Ihr Vater ist ein alter Mann, den ich mit einer Ohrfeige zu Boden werfen würde, deshalb stelle ich Ihnen und Ihrem Bruder je eine in Aussicht.

Statt einer Antwort zog Orlanduccio seinen Dolch und warf sich wie wütend auf Orso; aber ehe er von seiner Waffe Gebrauch machen konnte, faßte ihn Kolomba beim Arm, den sie umdrehte, während Orso ihm einen Faustschlag ins Gesicht gab und ihn einige Schritte rückwärts gegen den Türrahmen stieß. Der Dolch entglitt der Hand Orlanduccios, aber Vincentello hatte den seinigen in der Hand und trat ins Zimmer zurück, als Kolomba, auf eine Flinte zustürzend, ihm bewies, daß der Kampf ein ungleicher wäre. Jetzt warf sich auch der Präfekt zwischen die Kämpfenden.

Auf demnächst, Orsanton! rief Orlanduccio, und indem er heftig die Tür des Saales zuwarf, verschloß er sie von außen, um sich Zeit zum Rückzug zu verschaffen.

Orso und der Präfekt blieben eine Viertelstunde beisammen, ohne miteinander zu reden, jeder in einer Ecke des Saales. Kolomba, den Stolz des Triumphs auf der Stirn, betrachtete sie wechselweise, indem sie sich auf die Flinte stützte, die den Sieg entschieden hatte.

Welch ein Land, welch ein Land! rief endlich der Präfekt aus, indem er sich stürmisch erhob. Herr della Rebbia, Sie haben unrecht gehabt. Ich verlange Ihr Ehrenwort, daß Sie sich aller Gewaltsamkeit enthalten und warten, bis das Gericht in dieser vermaledeiten Angelegenheit entschieden hat.

Ja, Herr Präfekt, ich habe unrecht gehabt, diesen Elenden zu schlagen, und ich kann ihm die Satisfaktion, die er von mir verlangen wird, nicht versagen.

Nein, er will sich nicht mit Ihnen schlagen. Aber, wenn er Sie ermordet? Sie haben alles Nötige dazu getan.

Davor wollen wir uns hüten, sagte Kolomba.

Orlanduccio, sagte Orso, scheint mir ein Mann von Mut,

und ich habe eine bessere Meinung von ihm, Herr Präfekt. Er ist rasch bei der Hand gewesen, seinen Dolch zu ziehen, aber an seiner Stelle hätte ich es vielleicht ebenso gemacht, und ich freue mich, daß meine Schwester keine zarte Damenhand hat.

Sie werden sich nicht schlagen! rief der Präfekt. Ich verbiete es Ihnen.

Erlauben Sie mir, Herr Präfekt, Ihnen zu sagen, daß ich im Ehrenpunkt keine andre Autorität anerkenne als die meines Gewissens.

Ich sage Ihnen, Sie werden sich nicht schlagen.

Sie können mich arretieren lassen, Herr Präfekt, das heißt, wenn ich mich fangen lasse. Wenn Sie es aber auch täten, so würden Sie damit eine Sache, die jetzt unvermeidlich ist, nur aufschieben. Sie sind ein Mann von Ehre, Herr Präfekt, und Sie wissen sehr wohl, daß es nicht anders sein kann.

Wenn Sie meinen Bruder festnehmen ließen, fügte Kolomba hinzu, dann würde die Hälfte des Dorfes seine Partei ergreifen, und wir würden ein nettes Scharmützel erleben.

Ich sage Ihnen im voraus, Herr Präfekt, erklärte Orso, und ich bitte Sie, zu glauben, daß es keine Großsprecherei ist: mißbraucht Herr Barricini seine Macht als Amtmann, um mich festzunehmen, so werde ich mich zur Wehr setzen.

Vom heutigen Tage an, sagte der Präfekt, ist Herr Barricini seines Amtes enthoben. Er wird sich rechtfertigen, hoffe ich . . . Sehen Sie, Herr della Rebbia, ich nehme Anteil an Ihnen. Was ich von Ihnen verlange, ist nur ein Geringes. Bleiben Sie bis zu meiner Rückkehr aus Corte ruhig zu Hause. Ich werde nur drei Tage abwesend sein. Ich werde mit dem Staatsanwalt zurückkommen, und dann wollen wir diese traurige Sache in Ordnung bringen. Versprechen Sie mir, bis dahin jede Feindseligkeit beiseitezulassen?

Ich kann es nicht versprechen, Herr Präfekt, wenn, wie ich vermute, Orlanduccio mich herausfordert.

Herr della Rebbia, Sie, ein französischer Offizier, Sie

wollen sich mit einem Manne schlagen, den Sie eines Falsums verdächtigen?

Ich habe ihn geschlagen, Herr Präfekt.

Aber wenn Sie einen Galeerensklaven geschlagen hätten, und er Sie deshalb zur Rede stellte, würden Sie sich mit ihm schlagen, Herr Orso? — Nun, ich verlange noch weniger. Suchen Sie Orlanduccio nicht auf! Ich erlaube Ihnen, sich zu schlagen, wenn er ein Rendezvous von Ihnen verlangt.

Er wird es verlangen; ich zweifle nicht daran! Aber ich verspreche Ihnen, ihm keine zweite Ohrfeige zu geben, um ihn zu einem Duell zu zwingen.

Welch ein Land! wiederholte der Präfekt, mit großen Schritten das Zimmer durchmessend. Wann kehre ich nach Frankreich zurück?

Herr Präfekt, sagte Kolomba mit ihrer sanftesten Stimme, es wird spät; möchten Sie uns nicht die Ehre erweisen, hier zu frühstücken?

Der Präfekt mußte lachen.

Ich bin schon zu lange hier gewesen; das sähe wie Parteilichkeit aus. Und der vermaledeite Grundstein. Ich muß fort. Fräulein della Rebbia, wieviel Unglück haben Sie wohl heute zuwege gebracht!

Herr Präfekt, wollen Sie wenigstens meiner Schwester die Gerechtigkeit erweisen, zu glauben, daß ihr Verdacht aus voller Überzeugung hervorgegangen ist; und ich möchte meinen, Herr Präfekt, Sie selber werden kaum noch im Zweifel sein.

Leben Sie wohl, Herr della Rebbia! sagte der Präfekt, ihm mit der Hand zum Abschiede zuwinkend. Ich werde dem Kapitän der Gendarmerie Befehl geben, alle Ihre Schritte zu bewacheu.

Als der Präfekt fort war, sagte Kolomba:

Orso, du bist hier nicht auf dem Festlande. Orlanduccio versteht nichts von euren Duellen. Übrigens darf dieser Elende auch nicht als Ehrenmann fallen.

Kolomba, meine Gute, du bist ein starkes Weib. Ich bin dir sehr verbunden, daß du mich vor einem Messerstich gerettet hast. Gib mir deine kleine Hand, daß ich sie küsse. Aber, siehst du, laß mich machen! Es gibt gewisse Dinge, die du nicht verstehst. Gib mir zu frühstücken, und sobald der Präfekt unterwegs ist, laß mir die kleine Chilina kommen, die sich der Aufträge, die man ihr gibt, offenbar vortrefflich zu entledigen weiß. Sie soll mir einen Brief besorgen.

Während Kolomba das Frühstück bereitete, ging Orso in seine Kammer und schrieb folgenden Brief:

Es muß Sie drängen, mit mir zusammenzutreffen; mich drängt es gleichfalls. Morgen um sechs Uhr können wir uns im Tal von Aquaviva treffen. Ich bin im Pistolenschießen geschickt und schlage Ihnen diese Waffe nicht vor. Man sagt, daß Sie gut mit der Flinte schießen; lassen Sie uns jeder eine doppelläufige Flinte nehmen. Wenn Ihr Bruder Sie begleiten will, nehmen Sie einen zweiten Zeugen, und lassen Sie mich es wissen. Nur in diesem Falle werde ich zwei Zeugen nehmen.

Orso Antonio della Rebbia.

Der Präfekt, nachdem er eine Stunde beim Adjunkt des Amtmanns verweilt hatte und noch für einige Minuten bei den Barricinis eingetreten war, reiste nach Corte ab, von einem einzigen Gendarmen begleitet. Chilina überbrachte Orsos Brief.

Die Antwort kam erst am Abend. Sie war unterzeichnet: M. Barricini, Vater. Er meldete darin dem Orso, daß er den Brief voll Drohungen gegen seinen Sohn dem Staatsanwalt übergeben werde. Stark in meinem Gewissen, fügte er am Schluß hinzu, warte ich, bis das Gericht über Ihre Verleumdungen ein Urteil gesprochen.

Mittlerweile kamen fünf bis sechs Schäfer, die Kolomba herbeigerufen hatte, um sich als Besatzung in den Turm der della Rebbias zu legen. Trotz Orsos Widerstreben machte

man Archere in die Fenster, die auf den Platz gingen, und er empfing den ganzen Abend Dienstanerbietungen von verschiedenen Personen des Dorfes. Er bekam sogar einen Brief vom theologischen Banditen, der in seinem und in Brandolaccios Namen versprach, sich ins Zeug zu legen, falls der Amtmann sich von der Gendarmerie unterstützen ließe.

Er schloß mit folgender Nachschrift: Darf ich Sie fragen, was der Herr Präfekt von der vortrefflichen Erziehung denkt, die mein Freund dem Hunde Brusco gibt? Nächst Chilina kenne ich keinen Schüler, der gelehriger wäre und glücklichere Anlagen zeigte.

XVI

Der folgende Tag ging ohne Feindseligkeiten vorüber. Von beiden Seiten hielt man sich in der Defensive. Orso ging nicht aus seinem Hause, und das der Barricini war fortwährend geschlossen. Man sah die fünf Gendarmen, die in Pietranera belassen waren, auf dem Platz und in der Umgebung des Dorfes streifen, in Begleitung des Flurschützen, der die Ortsgarnison vorstellte. Der Adjunkt legte seine Schärpe nicht ab; aber außer den Archere an den Fenstern beider Häuser kündigte nichts den Krieg an. Nur einem Korsen wäre es aufgefallen, daß man auf dem Platz und unter der Eiche nichts denn Weiber sah.

Zur Stunde der Abendmahlzeit zeigte Kolomba mit heiterer Miene ihrem Bruder folgenden Brief, den sie von Miß Nevil erhalten hatte:

> Meine liebe Mademoiselle Kolomba, ich erfahre mit vielem Vergnügen aus einem Briefe Ihres Bruders, daß Ihr Familienzwist zu Ende ist. Empfangen Sie meinen Glückwunsch hierzu. Mein Vater hält es in Ajaccio nicht mehr aus, seitdem Ihr Bruder nicht mehr da ist, um über Krieg zu sprechen und mit ihm zu jagen. Wir reisen heute ab und werden bei Ihrer Verwandten, für die Sie uns

einen Brief gegeben haben, die Nacht zubringen. Übermorgen gegen elf Uhr werde ich kommen und Sie um den Genuß eines Bruccio der Berge bitten, der, wie Sie behaupten, so viel besser ist als einer der Stadt. Auf Wiedersehen, teure Mademoiselle Kolomba!

Ihre Freundin

Lydia Nevil.

Also hat sie meinen zweiten Brief nicht erhalten, rief Orso aus.

Du siehst aus dem Datum des ihrigen, daß Miß Lydia schon unterwegs sein mußte, als dein Brief nach Ajaccio gelangt ist. Du hast ihr wohl geschrieben, sie solle nicht kommen?

Ich sagte ihr, daß wir im Belagerungszustande wären; meiner Ansicht nach ist das keine Lage, in der man Besuch empfängt.

Ach was! Diese Engländer sind wunderliche Menschen. Sie sagte mir in der letzten Nacht, die ich in ihrem Zimmer zubrachte, es solle ihr leid tun, wenn sie Korsika verlassen müsse, ohne eine regelrechte Vendetta mitangesehen zu haben. Wenn du wolltest, Orso, könnte man ihr das Schauspiel eines Angriffs gegen das Haus unsrer Feinde darbieten.

Weißt du wohl, sagte Orso, daß die Natur unrecht gehabt hat, aus dir ein Weib zu machen? Du wärst ein vortrefflicher Soldat geworden.

Vielleicht. Auf alle Fälle will ich aber meinen Bruccio zubereiten.

Das ist unnütz. Man muß ihnen jemanden entgegenschicken, der sie anhält, ehe sie sich auf den Weg machen.

Willst du bei diesem Wetter einen Boten absenden, damit ein geschwollener Waldbach ihn samt dem Briefe fortreißt? Wie beklage ich die armen Banditen; zum Glück haben sie gute Piloni. (Das sind dicke Kapuzenmäntel.) Weißt du, Orso, was wir tun müssen? Wenn der Sturm aufhört, machst du

dich in aller Frühe auf, so daß du bei unsrer Tante bist, ehe sie sich auf den Weg gemacht haben. Das wird leicht sein, denn Miß Lydia steht spät auf. Du erzählst ihnen, was sich bei uns ereignet hat. Wenn sie trotzdem kommen wollten, würde es uns Freude machen.

Orso stimmte diesem Vorschlage bei, und Kolomba sagte nach einer Pause:

Du glaubst vielleicht, Orso, daß ich scherzte, als ich dir von einem Angriff gegen das Haus der Barricini sprach. Weißt du, daß wir in Übermacht, zwei gegen einen, sind? Seitdem der Präfekt den Amtmann seines Amtes enthoben hat, ist hier alles für uns. Wir könnten sie zusammenhauen. Die Sache wäre leicht zu machen. Wenn du einverstanden bist, gehe ich an den Brunnen und mache mich über ihre Weiber lustig. Sie werden herauskommen. Vielleicht. Aber sie sind so feig. Vielleicht auch schießen sie durch ihre Archere auf mich. Treffen werden sie mich nicht. Dann ist die Sache in Ordnung; dann sind sie die Angreifer. Desto schlimmer für die Besiegten. Wer kann in einem Scharmützel die herausfinden, die einen guten Schuß getan haben? Glaube mir, Orso, die Schwarzröcke werden viel Papier verschmieren und viel unnütze Worte vorbringen. Es wird zu nichts führen. Der alte Fuchs wird Mittel finden, ihnen ein X für ein U vorzumachen. Ja, wenn der Präfekt sich nicht vor Vincentello hingestellt hätte, wäre wenigstens einer weniger da.

Das alles wurde mit derselben Kaltblütigkeit, die sie soeben gehabt hatte, als sie von der Zubereitung des Bruccio sprach, vorgebracht.

Ganz bestürzt sah Orso seine Schwester mit einer Bewunderung an, in die sich Sorge mischte.

Sanfte Kolomba, sagte er, indem er vom Tisch aufstand, du bist, fürchte ich, der Teufel in persona. Wenn es mir nicht gelingt, die Barricinis hängen zu lassen, will ich schon in andrer Weise mit ihnen fertig werden. Heiße Kugel oder

kaltes Eisen! Du siehst, daß ich das Korsische nicht verlernt habe.

Je schneller, je besser! sagte Kolomba seufzend. Welches Pferd willst du morgen reiten, Orsanton?

Das schwarze. Warum fragst du danach?

Weil ich ihm Gerste geben will.

Nachdem Orso in seine Kammer gegangen war, schickte Kolomba Saveria und die Schäfer fort, damit sie sich niederlegten, und blieb allein in der Küche, wo der Bruccio auf dem Herde stand.

Von Zeit zu Zeit horchte sie auf; offenbar wartete sie ungeduldig, daß ihr Bruder sich niederlege. Als sie ihn endlich eingeschlafen glaubte, nahm sie ein Messer, versuchte, ob es schneidig wäre, steckte ihre kleinen Füße in plumpe Schuhe und ging, ohne das geringste Geräusch zu machen, in den Garten. Dieser war von Mauern umschlossen und stieß an ein ziemlich großes eingehegtes Stück Land, in das man die Pferde stellte, denn die korsischen Pferde kennen keinen Stall. Gewöhnlich jagt man sie in ein Feld und überläßt es ihrem Instinkt, sich Nahrung zu suchen und sich gegen Kälte und Regen zu schützen. Kolomba öffnete vorsichtig die Gartentür, trat in die Verzäunung und rief leise pfeifend die Pferde herbei, denen sie oft Brot und Salz gab. Sobald das schwarze Pferd in ihre Nähe kam, faßte sie es bei der Mähne und schnitt ihm mit ihrem Messer ins Ohr. Das Pferd machte einen gewaltigen Sprung und rannte mit einem wilden Schrei davon. Befriedigt kehrte Kolomba in den Garten zurück, als Orso das Fenster öffnete und rief: Wer da?

Zu gleicher Zeit hörte sie, wie er den Hahn seiner Flinte spannte. Zum Glück für sie war die Tür des Gartens völlig in Dunkelheit gehüllt, und ein großer Feigenbaum bedeckte sie zum Teil. An dem flackernden Lichtschimmer, den sie in seinem Zimmer bemerkte, erkannte sie, daß er seine Lampe anzuzünden suchte. Sie schloß eilig die Gartentür und gelangte, sich an der Mauer hinschleichend, wobei ihre schwarze

Kleidung mit den dunklen Blättern des Spaliers in eins verschmolz, einige Minuten eher in die Küche, als Orso dort erschien.

Was gibt's? fragte sie ihn.

Es kam mir vor, sagte Orso, als sei die Gartentür geöffnet worden.

Unmöglich! Der Hund hätte gebellt. Aber wir wollen sehen.

Orso ging durch den Garten, und nachdem er sich überzeugt hatte, daß die äußere Tür gut verschlossen war, schickte er sich, ein wenig beschämt über seine falsche Beunruhigung, an, sein Zimmer wieder aufzusuchen.

Lieber Bruder, sagte Kolomba, es freut mich zu sehen, daß du vorsichtig wirst, wie man es in deiner Lage sein muß.

Du erziehst mich! erwiderte Orso. Gute Nacht!

Am folgenden Morgen war Orso beim ersten Tagesschimmer aufgestanden und zur Abreise bereit. Sein Kostüm verriet Anspruch auf die Eleganz eines Mannes, der sich vor einer Dame zeigen will, der er gefallen möchte, aber auch zugleich die Vorsicht eines Korsen bei der Vendetta. Über einem enganschließenden blauen Rock trug er eine kleine Blechbüchse voller Patronen an einer seidnen Schnur über der Brust; sein Dolch steckte in einer Seitentasche, und in der Hand hielt er sein schönes Mantongewehr, mit Kugeln geladen.

Während er eilig eine Tasse Kaffee, die Kolomba ihm einschenkte, trank, ging ein Schäfer hinaus, um das Pferd zu satteln. Orso und seine Schwester folgten ihm auf dem Fuß und traten in die Verzäunung. Der Schäfer hatte sich des Pferdes bemächtigt, aber plötzlich Sattel und Zaum vor Schreck fallen lassen, denn das Pferd erinnerte sich offenbar der in der Nacht erhaltenen Wunde und fürchtete eine zweite für sein andres Ohr. Es stieg und bockte, wieherte, tobte und machte die tollsten Sprünge.

Rasch, eile dich! rief Orso.

Seht, seht, Orsanton! rief der Schäfer und erging sich in endlosen Flüchen und Verwünschungen.

Was ist denn los? fragte Kolomba.

Alle näherten sich dem Tiere, und da sie es am zerschnittenen Ohr bluten sahen, erhob sich ein allgemeines Geschrei des Unwillens. Man muß nämlich wissen, daß für einen Korsen die Verwundung seines Pferdes zugleich Rache, Herausforderung und Todesdrohung bedeutet. Nur ein Flintenschuß kann eine solche Tat sühnen. Obgleich Orso, weil er lange auf dem Festlande gelebt hatte, weniger als ein andrer das ganze Maß dieser Beleidigung empfand, so ist es doch wahrscheinlich, daß, wenn ihm in diesem Augenblick ein Barricinianer übern Weg gelaufen wäre, er ihn augenblicklich eine solche Beleidigung hätte büßen lassen.

Die feigen Schurken! rief er aus. Sich so an einem armen Tier zu rächen, während sie es nicht wagen, mir entgegenzutreten!

Was warten wir noch? rief Kolomba ungestüm. Sie fordern uns heraus, verstümmeln unsre Pferde, und wir sollten ihnen nicht antworten? Seid Ihr Männer?

Rache! riefen die Schäfer. Wir wollen das Pferd im Dorfe umherführen und ihr Haus stürmen.

Es ist da eine mit Stroh gedeckte Scheune, die an ihren Turm stößt, sagte der alte Polo Griffo. Im Handumdrehen stecke ich sie in Brand.

Ein andrer schlug vor, man solle die Kirchturmleitern holen; ein dritter, man solle die Türen des Hauses Barricini mit einem Balken, der, zu einem Bau bestimmt, auf dem Platze lag, einstoßen. Mitten in diesem wilden Geschrei hörte man Kolombas Stimme, die ihren Parteigängern verkündigte, daß, ehe sie ans Werk gingen, jeder von ihr ein großes Glas Anisette bekommen solle.

Unglücklicher- oder vielmehr glücklicherweise war die Wirkung, die sie sich von ihrer Grausamkeit gegen das arme Tier versprochen hatte, für Orso zum großen Teil verloren. Er zweifelte nicht, daß die bösartige Verstümmelung die Tat eines seiner Feinde wäre. Er hatte den Orlanduccio besonders

in Verdacht; aber er verstand nicht, wie dieser junge Mann, den er herausgefordert und geschlagen hatte, seine Schmach dadurch habe auslöschen wollen, daß er das Ohr eines Pferdes zerschnitt. Im Gegenteil, diese niedrige, lächerliche Rache vermehrte seine Verachtung der Gegner, und er dachte jetzt wie der Präfekt, solche Leute verdienten gar nicht, daß man sich mit ihnen messe. Sobald er sich vernehmlich machen konnte, erklärte er seinen bestürzten Anhängern, sie sollten ihren kriegerischen Plänen entsagen; die Justiz, die binnen kurzem erscheinen werde, habe das Ohr seines Pferdes zu rächen.

Ich bin hier der Herr, fügte er mit strengem Ton hinzu, und verlange, daß man mir gehorche. Der erste, der es sich einfallen läßt, von Mord und Brand zu sprechen, den könnte ich selbst brennen und töten. Auf, man bringe mir meinen Grauschimmel!

Kolomba zog Orso beiseite. Was, du duldest, daß man uns beleidigt? Zu Lebzeiten unsers Vaters hätten die Barricini niemals gewagt, uns unsre Pferde zu verwunden.

Sie sollen es bereuen! Aber es ist Sache der Gendarmen und der Gefängniswärter, diese Schufte am Kragen zu nehmen, die nur Mut gegen Tiere haben. Ich habe dir's gesagt, die Justiz wird mich an ihnen rächen. Geschieht dies nicht, dann sollst du mich daran erinnern, daß ich der Sohn . . .

Geduld! sagte sich Kolomba seufzend.

Merke dir wohl, liebe Schwester, fuhr Orso fort, wenn ich bei meiner Rückkehr finde, daß man eine Demonstration gegen die Barricini gemacht hat, werde ich es nicht verzeihen. Und in sanfterem Tone fügte er hinzu: Es ist möglich, sogar wahrscheinlich, daß ich mit dem Obersten und seiner Tochter zurückkomme. Sorge dafür, daß ihre Zimmer in Ordnung sind, und mache das Frühstück gut, damit unsre Gäste hier so wenig schlecht wie möglich aufgehoben sind. Es ist etwas Schönes, Kolomba, Mut zu haben, aber ein Weib muß auch

ein Haus in Ordnung halten. Komm, küsse mich, sei verständig! Sieh, da ist ja der Graue schon gesattelt!

Orso, sagte Kolomba, du sollst nicht allein fort.

Ich brauche niemanden, erwiderte Orso, und ich verspreche dir, daß ich mir nicht das Ohr werde abschneiden lassen.

Oh, ich werde dich nie in Kriegszeiten allein gehen lassen. Halloh! Polo Griffo! Gian Francia! Memmo! Nehmt eure Flinten zur Hand! Ihr sollt meinen Bruder begleiten.

Nach einer ziemlich lebhaften Erörterung mußte Orso darein willigen, sich von einer Eskorte begleiten zu lassen. Er wählte unter seinen Schäfern die temperamentvollsten aus, die, welche am lautesten geraten hatten, den Kampf zu beginnen, und machte sich, nachdem er seiner Schwester und den zurückbleibenden Schäfern seine Ermahnung wiederholt hatte, auf den Weg, indem er diesmal auf einem Seitenwege das Haus der Barricini mied.

Schon waren sie weit von Pietranera und marschierten in großer Eile, als beim Übergang über einen Bach, der sich in einem Sumpfe verlor, der alte Polo mehrere Schweine bemerkte, die behaglich im Kote lagen und sich gleichzeitig des Sonnenscheins und des frischen Wassers erfreuten. Er zielte auf das dickste und tötete es auf der Stelle, indem er ihm eine Kugel in den Kopf schoß. Die Kameraden des Toten machten sich auf die Beine, flohen mit erstaunlicher Raschheit und verbargen sich in einem Gebüsch, obgleich noch ein andrer Schäfer auf sie schoß.

Ihr Schafsköpfe! rief Orso. Ihr nehmt Schweine für Eber.

Nein, sagte Polo, aber diese Herde gehört dem Advokaten, und wir wollen ihn lehren, unsre Pferde zu verstümmeln.

Was, ihr Schurken, rief Orso wütend aus, ihr ahmt die Schufterei unsrer Feinde nach? Fort, ihr Elenden! Ihr seid nur gut dazu, euch mit Schweinen zu schlagen. Ich schwöre euch bei Gott, wenn ihr wagt, mir weiter zu folgen, so schlage ich euch die Schädel ein.

Die beiden Schäfer sahen einander bestürzt an. Orso gab seinem Pferde die Sporen und ritt im Galopp davon.

Schön, sagte Griffo, nun liebe man noch die Leute, damit sie einen so behandeln. Der Oberst, sein Vater, ist böse auf dich gewesen, weil du einmal auf den Advokaten gezielt hast. .... Dummkopf, nicht zu schießen! Und der Sohn? Du siehst, was ich für ihn getan habe. Er sagt, er wolle mir den Schädel einschlagen, wie man es mit einer Feldflasche macht, die den Wein nicht mehr hält. So was lernt man auf dem Festlande, Memmo!

Ja, wenn man erfährt, daß du dies Schwein getötet hast, wird man dir den Prozeß machen, und dann wird Orsanton weder für dich mit den Richtern sprechen, noch den Advokaten bezahlen. Zum Glück hat dich niemand gesehen, und die heilige Nega wird dich schon aus der Sache ziehen.

Nach kurzer Beratung kamen die beiden Schäfer zu dem Schluß, daß es das Gescheiteste wäre, das Schwein in ein Sumpfloch zu werfen, ein Plan, den sie ausführten, nachdem natürlich jeder einige Bratenstücke von dem unschuldigen Opfer des Hasses der della Rebbia und der Barricini abgeschnitten hatte.

XVII

Seiner unbotmäßigen Begleitung entledigt, setzte Orso seinen Weg fort, mehr mit der Freude beschäftigt, Miß Nevil wiederzusehen, als mit der Furcht, seinen Feinden zu begegnen.

Der Prozeß, den ich mit diesen elenden Barricinis haben werde, sagte er sich, wird mich zwingen, nach Bastia zu gehen. Warum sollte ich nicht Miß Nevil dahin begleiten? Warum könnten wir nicht zusammen in die Bäder von Orezza gehen?

Plötzlich riefen seine Kindheitserinnerungen ihm diese malerische Gegend zurück. Er glaubte sich auf einen grünen Wiesenplan versetzt am Fuß hundertjähriger Kastanienbäume. Auf einem Rasen hellschimmernder Gräser, bestreut

mit blauen Blumen, die den Augen glichen, die ihm zulächelten, sah er Miß Lydia neben sich sitzen. Sie hatte ihren Hut abgenommen, und ihr Haar, feiner und sanfter als Seide, strahlte wie Gold in der Sonne. Ihre Augen, von reinem Blau, erschienen ihm blauer als das Firmament. Die Wange auf eine Hand gestützt, horchte sie gedankenvoll auf die Worte der Liebe, die er ihr zitternd zuflüsterte. Sie trug das Musselinkleid, das sie am letzten Tage getragen, als er sie in Ajaccio gesehen. Unter den Falten dieses Kleides schlüpfte ein kleiner Fuß hervor, den ein schwarzer Atlasstiefel umspannte. Orso sagte sich, daß er glückselig wäre, diesen kleinen Fuß küssen zu dürfen; aber da sah er, wie Miß Lydia einen ihrer Handschuhe abstreifte, um eine Marguerite zu pflücken. Ihre weiße Hand bot sie ihm dar. Orso nahm die Blume, und bei der flüchtigen Berührung fühlte er den leisen Druck von Lydias Hand. Er küßte das Maßliebchen und dann die Hand — und Lydia zürnte ihm darob nicht ...

Alle diese Gedanken verhinderten ihn, auf den Weg zu achten; aber er trabte immer weiter. Er war im Begriff, zum zweitenmal in Gedanken die weiße Hand zu küssen, als er beinahe den Kopf seines Pferdes geküßt hätte, das plötzlich stehenblieb. Die kleine Chilina versperrte ihm den Weg; sie hatte die Zügel ergriffen.

Wohin reitet Ihr, Orsanton? Wisset Ihr nicht, daß Euer Feind in der Nähe ist?

Mein Feind? rief Orsanton, wütend, so wonnevoller Träumerei entrissen worden zu sein. Wo ist er?

Orlanduccio ist hier nahebei. Er erwartet Euch. Kehrt um, kehrt um!

Er lauert auf mich? Hast du ihn gesehn?

Ja, Orsanton. Ich lag im Gebüsch versteckt, als er vorüberkam. Er sah mit seinem Fernrohr nach allen Seiten hin.

Nach welcher Seite hat er sich gewendet?

Er ritt da hinab, wohin Ihr geht.

Danke.

Orsanton, tätet Ihr nicht wohl, meinen Oheim zu erwarten? Er wird bald kommen, und dann wäret Ihr sicher.

Habe keine Furcht, Chili! Ich habe deinen Oheim nicht nötig.

Wenn Ihr wollt, gehe ich voraus.

Danke, danke!

Orso gab seinem Pferde die Sporen und ritt in starkem Tempo in der Richtung weiter, die ihm das kleine Mädchen angegeben hatte.

Seine erste Regung war ein Anfall blinder Wut gewesen, und er hatte sich gesagt, daß das Schicksal ihm eine vortreffliche Gelegenheit böte, den Feigling zu bestrafen, der ein Pferd verstümmelt hatte, um sich wegen einer Ohrfeige zu rächen. Dann, während er weiterritt, fiel ihm das Versprechen wieder ein, das er dem Präfekten gegeben hatte, und die Furcht, er möchte den Besuch der Miß Nevil verfehlen, veränderte seine Stimmung und erweckte in ihm geradezu den Wunsch, dem Orlanduccio nicht zu begegnen. Bald aber fachten das Andenken an seinen Vater, die Beleidigung, die seinem Pferde angetan war, die Drohungen Barricinis seinen Zorn aufs neue an und drängten ihn, seinen Feind aufzusuchen, ihn herauszufordern und zum Kampfe zu zwingen.

So von wechselnden Entschlüssen bewegt, ritt er weiter; aber jetzt beobachtete er vorsichtig die Gebüsche und die Hecken und machte mitunter halt, um auf die vagen Geräusche zu horchen, die man auf freiem Felde hört. Zehn Minuten nachdem er die kleine Chilina verlassen hatte (es war etwa um neun Uhr morgens), befand er sich am Rand eines außerordentlich steilen Hügels. Der Weg oder vielmehr der kaum angedeutete Fußpfad, den er verfolgte, ging durch eine kürzlich niedergebrannte Macchia. An dieser Stelle war der Boden mit weißer Asche bedeckt; hier und da standen Büsche und dicke, vom Feuer geschwärzte, ihres Laubes beraubte Bäume. Wenn man einen verbrannten Buschwald

sieht, glaubt man in eine Gegend des Nordens mitten im Winter versetzt zu sein, und der Gegensatz der kahlen Stelle, den die Flamme durchlaufen hat, mit der üppigen Vegetation der Umgegend läßt sie noch trauriger und trostloser erscheinen. Aber im gegenwärtigen Augenblick sah Orso in dieser Landschaft nur, was in der Tat ihm jetzt am wichtigsten war. Da der Boden nackt war, konnte er keinen Hinterhalt verbergen, und dem, der in jedem Augenblick fürchten muß, hinterm Gebüsch einen Gewehrlauf gegen seine Brust gerichtet zu sehen, erscheint ein ebener Boden, auf dem nichts den Blick hemmt, wie eine Oase.

Auf die niedergebrannte Macchia folgten mehrere bebaute Felder, die nach der Sitte des Landes auf Brusthöhe von Mauern aus rohem Gestein eingeschlossen waren. Der Fußpfad lief zwischen diesen Einzäunungen hin. Riesige Kastanien, die in Gruppen auf den Feldern standen, machten von weitem den Eindruck eines dichten Gehölzes.

Durch die Steilheit des Abhangs gezwungen abzusitzen, stieg Orso, der seinem Pferde den Zügel übergehängt hatte, rasch über die Asche hinab und war kaum zwanzig Schritt von einer der Verzäunungen zur Rechten des Weges entfernt, als er sich grad gegenüber einen Flintenlauf und einen Kopf bemerkte, der über die Mauer ragte. Die Flinte neigte sich, und er erkannte Orlanduccio, der im Begriff war, Feuer zu geben. Orso setzte sich rasch in Verteidigungszustand, und alle beide, indem sie anlegten, betrachteten sich einige Sekunden in jener heftigen Erregung, die auch der Tapferste in dem Augenblick empfindet, wo er den Tod geben oder empfangen soll.

Erbärmlicher Feigling! rief Orso.

In diesem Augenblick sah er die Flamme von Orlanduccios Flinte, und zu gleicher Zeit ging ein Schuß zu seiner Linken los; er kam von einem Manne, den er nicht bemerkt und der hinter einer andern Mauer auf ihn gezielt hatte. Beide Kugeln trafen ihn; die eine, die Orlanduccios, ging ihm durch

den linken Arm, den er ihm beim Anlegen entgegengehalten hatte; die andre traf ihn in die Brust, zerriß seinen Rock, plattete sich aber an der Klinge des Dolches ab, den er im Busen stecken hatte, und verursachte ihm nur eine leichte Quetschung.

Orsos linker Arm sank ihm gelähmt zur Hüfte nieder, und auch der Lauf seiner Flinte senkte sich für einen Augenblick; aber er hob ihn augenblicklich wieder und schoß, seine Waffe nur mit der rechten Hand bedienend, auf Orlanduccio. Der Kopf seines Feindes, der sich nur bis zu den Augen gezeigt hatte, verschwand hinter der Mauer. Orso, sich links hinwendend, gab einen zweiten Schuß auf einen Mann los, den er im Rauch kaum sah. Auch diese Gestalt verschwand. Die vier Flintenschüsse waren mit unglaublicher Schnelligkeit einander gefolgt. Nach dem letzten Schuß Orsos ward alles wieder still. Der aus seinem Gewehr aufgehende Rauch stieg langsam zum Himmel; keine Bewegung hinter der Mauer, nicht das geringste Geräusch. Ohne den Schmerz, den er im Arme fühlte, hätte er glauben können, daß jene Männer, auf die er geschossen hatte, Phantome seiner Einbildungskraft gewesen waren.

Auf eine zweite Salve gefaßt, tat Orso einige Schritte, um sich hinter einen der angebrannten Bäume zu stellen, die in der Macchia stehengeblieben waren. Unter seinem Schutz stellte er sein Gewehr zwischen seine Beine und lud es in Eile wieder. Indes, sein linker Arm schmerzte ihn sehr; es war ihm, als hätte er an ihm eine schwere Last zu tragen.

Was war aus seinen Gegnern geworden? Er wußte es nicht. Wenn sie geflohen wären, hätte er gewiß ein Geräusch gehört, eine Bewegung in den Zweigen bemerkt. Waren sie also tot, oder warteten sie im Schutz ihrer Mauern auf die Gelegenheit, von neuem auf ihn zu schießen? In dieser Ungewißheit setzte Orso, da seine Kräfte zu schwinden begannen, das eine Knie auf die Erde, stützte seinen verwundeten Arm

auf das andre und bediente sich eines Astes, der am verbrannten Baum emporragte, um sein Gewehr darauf zu legen. Den Finger auf dem Hahn, das Auge auf die Mauer gerichtet, das Ohr aufmerkend auf das geringste Geräusch, blieb er einige Minuten unbeweglich; sie erschienen ihm wie ein Jahrhundert. Endlich hörte er weit hinter sich einen Ruf, und ein Hund, der pfeilschnell den Hügel herabkam, stellte sich vor ihm hin und wedelte mit dem Schwanze. Es war Brusco, der Zögling und Gefährte der Banditen, der ohne Zweifel die Ankunft seines Herrn verkündete. Niemals ist ein braver Mann ungeduldiger erwartet worden. Alsbald lief er wieder den Hügel so schnell hinauf, wie er heruntergekommen war, einem Mann entgegen, der den Abhang trotz der Steilheit rasch herunterkam.

Hierher, Brando! rief Orso, als ihn seine Stimme erreichen konnte.

Orsanton, Ihr seid verwundet? fragte ihn Brandolaccio. Im Leib oder an den Gliedern?

Am Arm.

Am Arm; das ist nichts. Und der andre?

Ich glaube, ich habe ihn getroffen.

Brandolaccio eilte, seinem Hunde folgend, an die nächste Verzäunung und blickte über die Mauer. Dann, indem er seine Mütze abnahm, sagte er:

Gnade für Herrn Orlanduccio!

Indem er sich nach Orsos Seite wendete, grüßte er ihn mit ernster Miene und sagte:

Dem habt Ihr's gut gegeben!

Lebt er noch? fragte Orso kaum atmend.

Er wird sich hüten. Die Kugel, die Ihr ihm ins Auge geschossen habt, tut ihm zu weh. Beim Blute der Madonna, das ist ein Loch! Eine gute Flinte, weiß Gott! Welch ein Kaliber! Das schlägt einem das Gehirn zu Brei. Hören Sie, Orsanton, als ich piff paff! hörte, da sagte ich mir: Donnerwetter, man geht meinem Leutnant zu Leibe! Dann höre ich

bum bum! Ho, sage ich, das ist die Antwort der englischen Flinte! Aber Brusco, was willst du von mir?

Der Hund lockte ihn an die andre Verzäunung.

Alle Achtung! rief Brandolaccio verblüfft. Ein Doppelschuß! Klipp und klar! Donnerwetter, an Eurer Sparsamkeit sieht man, daß das Pulver teuer ist.

Was ist's, im Namen Gottes? fragte Orso.

Ach, machen Sie doch nicht den Spaßvogel, Herr Leutnant! Ihr schießt das Wildbret ab, und wir sollen es aufnehmen... Na, ich weiß einen, der wird heute ein wundersames Gericht auf seiner Tafel haben. Der Advokat Barricini. Menschenfleisch! Verlangt man danach, so hat man es! Wer, beim Teufel, wird aber nun Erbe sein?

Was, Vincentello auch tot?

Mausetot! Salute a noi! Es ist nett von Euch, daß Ihr den Leuten keine Schmerzen verursacht. Kommt und seht den Vincentello! Er liegt noch auf den Knien, den Kopf gegen die Mauer. Er sieht aus, als schliefe er. Ein bleierner Schlaf sozusagen. Armer Teufel!

Orso wandte mit Schaudern den Kopf ab:

Bist du gewiß, daß er tot ist?

Ihr seid ein zweiter Sampiero Corso, der immer nur einen Schuß tat. Seht! Da in der Brust, an der linken Seite. So ward Vincileone bei Waterloo getroffen. Ich wette, die Kugel sitzt nicht weit vom Herzen. Ein Doppelschuß! Ach, ich gebe mich nicht mehr mit Schießen ab! Zwei bei zwei Schuß! Mit zwei Kugeln die beiden Brüder. Hätte er einen dritten Schuß gehabt, der Alte wäre auch weg... Der kommt ein andermal dran... Das war ein Schuß, Orsanton!

Während er so redete, untersuchte der Bandit Orsos Arm und schnitt ihm den Ärmel mit dem Dolche auf.

Nichts! sagte er. Der Rock wird Mademoiselle Kolomba Arbeit schaffen... Doch was sehe ich? Das da auf der Brust ist... gräßlich... und doch nichts hineingegangen? Nein, das ist mißlungen... Versucht einmal, die Finger zu be-

wegen! Fühlt Ihr meine Zähne, wenn ich Euch in den kleinen Finger beiße? Nicht sehr? Gleichwohl, es wird nichts sein. Laßt mich Euer Taschentuch und Eure Krawatte nehmen! Der Rock ist futsch! Warum macht Ihr Euch auch so schön! Wollt Ihr zur Hochzeit? Kommt, trinkt einen Schluck Wein! Warum habt Ihr keine Feldflasche? Geht ein Korse je ohne Feldflasche aus?

Dann, mitten beim Verbinden, rief er wieder aus:

Doppelschuß! Beide mausetot! Der Pfarrer, der wird lachen! Doppelschuß! Ah, da kommt endlich die kleine Schnecke Chilina.

Orso antwortete nicht. Er war blaß wie ein Toter und zitterte an allen Gliedern.

Chili, rief Brandolaccio, schau hinter jener Mauer nach!

Das Kind kletterte mit Händen und Füßen hinauf, und sobald es Orlanduccios Leiche bemerkte, machte es ein Kreuzeszeichen.

Das ist nichts! fuhr der Bandit fort. Schau weiter nach! Da!

Das Kind machte aufs neue ein Kreuzeszeichen.

Bist du es gewesen, Oheim? fragte es schüchtern.

Ich? Bin ich noch gut zu etwas? Chili, es ist das Werk des Herrn. Mache ihm dein Kompliment!

Da wird sich Mademoiselle aber freuen, sagte Chilina. Nur wird es ihr leid tun, Euch verwundet zu sehen, Herr Orsanton.

Orsanton, sagte der Bandit, als er mit dem Verband fertig war, Chilina hat Euer Pferd eingeholt. Sitzt auf und kommt mit mir zur Macchia de la Stazzona. Da wird Euch so leicht niemand finden. Wir werden Euch aufs beste behandeln. Beim Sankt-Christinen-Kreuz müßt Ihr absitzen. Ihr gebt Euer Pferd Chilina. Die wird Mademoiselle benachrichtigen. Gebt ihr unterwegs Eure Aufträge! Ihr könnt der Kleinen alles sagen, Orsanton. Sie läßt sich eher zerhacken, als daß sie ihre Freunde verriete.

Dann sagte er zu ihr mit sanftem Tone:

Sei verflucht, Hexe!

Abergläubisch wie viele Banditen, fürchtete Brandolaccio, das Kind zu behexen, wenn er es segnete oder lobte; denn es ist bekannt, daß die geheimen Mächte, die über der Annochiatura walten, das Gegenteil von unsern Wünschen erfüllen.

Wohin soll ich gehen, Brando? fragte Orso mit erlöschender Stimme.

Ihr habt die Wahl: ins Gefängnis oder in die Macchia. Aber ein della Rebbia kennt den Weg zum Gefängnis nicht. In die Macchia, Orsanton!

Lebt wohl denn, alle meine Hoffnungen!

Eure Hoffnungen? Beim Teufel, hofftet Ihr noch etwas Besseres mit einer Doppelflinte zu machen? Übrigens, wie konntet Ihr getroffen werden? Die Burschen müssen ein zähes Leben gehabt haben wie die Katzen.

Sie haben zuerst geschossen, sagte Orso.

Das ist wahr, ich vergaß. Piff, paff, bum, bum! Der zweite Schuß mit einer Hand! Mehr kann keiner ... So, jetzt sitzt Ihr! Ehe Ihr fortreitet, seht Euch ein wenig Euer Werk an! Es ist nicht höflich, Leute zu verlassen, ohne ihnen Lebewohl zu sagen.

Orso trieb sein Pferd an. Um keinen Preis hätte er die Unglücklichen sehen mögen, denen er den Tod bereitet hatte.

Hört mich an, Orsanton! sagte der Bandit, indem er dem Pferd in die Zügel faßte. Soll ich offen mit Euch reden? Ohne Euch kränken zu wollen: die beiden jungen Leute tun mir leid. Verzeiht mir! So schön, so stark, so jung! Orlanduccio, mit dem ich so oft gejagt habe! Er hat mir erst vor vier Tagen ein Bündel Zigarren gegeben. Vincentello, der immer so guter Laune war ... Freilich, Ihr habt getan, was Ihr tun mußtet ... Übrigens ist der Schuß zu gut, um ihn zu bedauern. Hat man einen Feind, so muß man sich seiner entledigen. Aber die Barricini, das war eine alte

Familie. Also wieder eine, die sich empfiehlt, und — durch einen Doppelschuß.

Indem er so die Leichenpredigt der Barricini hielt, führte Brandolaccio Orso, Chilina und den Hund Brusco eiligst zur Macchia von Stazzona.

XVIII

Mittlerweile hatte Kolomba bald nach Orsos Fortgang durch ihre Kundschafter erfahren, daß die Barricini im Felde wären, und von diesem Moment an war sie lebhafter Unruhe anheimgefallen. Man sah, wie sie im Hause hin und her ging, von der Küche zu den instand gesetzten Fremdenzimmern, nichts tat und doch immer beschäftigt war, und aller Augenblicke innehielt, um zu sehen, ob sich nicht im Dorfe ungewöhnliche Bewegung zeigte. Gegen elf Uhr zog eine ziemlich zahlreiche Kavalkade in Pietranera ein: es war der Oberst, seine Tochter, ihre Bedienten und ihr Führer.

Als sie sie empfing, war Kolombas erstes Wort: Haben Sie meinen Bruder gesehen? Dann fragte sie den Führer, welchen Weg sie genommen hätten und wann sie aufgebrochen wären. Bei seiner Antwort konnte sie nicht begreifen, daß er ihnen nicht begegnet sei.

Vielleicht, sagte der Führer, hat er den oberen Weg genommen. Wir sind unten geritten.

Aber Kolomba schüttelte den Kopf und erneuerte ihre Fragen. Trotz ihrer natürlichen Festigkeit, die durch das Bedürfnis erhöht wurde, vor den Gästen keine Schwäche zu zeigen, war es ihr unmöglich, ihre Unruhe zu verheimlichen, und sie teilte sie alsbald dem Obersten und besonders Miß Lydia mit, wobei sie sie mit dem Versöhnungsversuche bekannt machte, der einen so schlimmen Ausgang genommen hatte.

Miß Nevil wurde unruhig und wollte, daß man nach allen Seiten Boten sende, und ihr Vater bot sich an, zu Pferde mit dem Führer Orsos Spur aufzusuchen. Die Befürchtun-

gen ihrer Gäste erinnerten Kolomba an ihre Pflichten als Hausfrau. Sie bemühte sich zu lächeln, bat den Obersten, sich zu setzen, und fand, um das Ausbleiben ihres Bruders zu erklären, eine Menge Gründe, die sie bald selber wieder zunichte machte. In der Meinung, es wäre seine Mannespflicht, die Frau zu beruhigen, gab der Oberst auch seine Erklärung zum besten.

Ich wette, sagte er, daß Herr della Rebbia auf Wild gejagt hat. Er hat der Versuchung nicht widerstehen können, und er wird uns eine ganze Jagdtasche voll mitbringen. Da fällt mir ein, wir haben unterwegs vier Flintenschüsse gehört. Es waren zwei stärkere darunter, und ich habe zu meiner Tochter gesagt: Ich wette, es ist della Rebbia, der da jagt. Nur mein Gewehr hat einen so starken Knall.

Kolomba erblaßte, und Lydia, die sie aufmerksam beobachtete, erriet leicht, welchen Verdacht die Vermutung des Obersten in ihr erregte. Nach einigen Minuten Stillschweigens fragte Kolomba lebhaft, ob die beiden stärkeren Knalle den anderen vorausgegangen oder gefolgt wären? Aber weder der Führer noch der Oberst und seine Tochter hatten auf diesen wichtigen Punkt geachtet.

Da bis ein Uhr keiner der Boten, die Kolomba ausgesandt hatte, zurückgekommen war, nahm sie all ihren Mut zusammen und nötigte ihre Gäste, sich zu Tisch zu setzen; aber außer dem Obersten mochte niemand essen.

Beim geringsten Geräusch auf dem Platze eilte Kolomba ans Fenster, setzte sich jedesmal traurig wieder nieder und bemühte sich, noch trauriger, eine nichtssagende Unterhaltung mit ihren Freunden fortzusetzen, der niemand Teilnahme erwies und die von langen Zwischenräumen des Schweigens unterbrochen ward.

Plötzlich hörte man den Galopp eines Pferdes.

Das ist mein Bruder! rief Kolomba und sprang auf. Aber beim Anblick Chilinas, die Orsos Pferd ritt, rief sie mit herzzerreißender Stimme:

Mein Bruder ist tot!

Der Oberst ließ sein Glas fallen. Miß Nevil stieß einen Schrei aus, und alle eilten an die Haustür. Ehe Chilina vom Pferde herunterspringen konnte, wurde sie wie eine Feder von Kolomba herabgerissen, die sie beinahe mit ihrer Umschlingung erstickte. Die Kleine begriff ihren furchtbaren Blick, und ihr erstes Wort war:

Er lebt!

Kolomba ließ sie los, und Chilina sprang leicht wie eine Katze zur Erde.

Die andern? fragte Kolomba in herbem Tone.

Chilina machte mit dem Mittelfinger das Kreuzeszeichen; sogleich folgte der tödlichen Blässe eine lebhafte Röte auf Kolombas Antlitz.

Sie warf einen flammenden Blick auf das Haus der Barricini und sagte lächelnd zu ihren Gästen:

Lassen Sie uns wieder eintreten und den Kaffee trinken!

Die Botin der Banditen hatte viel zu erzählen. Ihr Patois, das Kolomba so gut wie möglich ins Italienische und Miß Nevil ins Englische übersetzten, entlockte dem Obersten mehr als eine Verwünschung und Miß Lydia mehr als einen Seufzer. Aber Kolomba hörte mit unerschütterlicher Ruhe zu, zerknüllte nur dabei ihre Damastserviette. Sie unterbrach das Kind fünf- bis sechsmal, um sich Brandolaccios Behauptung wiederholen zu lassen, daß die Wunde nicht gefährlich sei. Zum Schluß meldete Chilina, daß Orso eifrig nach Papier verlange, um zu schreiben, und daß er seine Schwester beauftrage, eine Dame, die sich vielleicht bei ihm zu Haus befände, zu bitten, sie möchte nicht eher abreisen, als bis sie von ihm einen Brief empfangen hätte. Das ist es, fügte Chilina hinzu, was ihn am meisten quälte, und ich war schon unterwegs, als er mich zurückgerufen hat, um mir diesen Auftrag ans Herz zu legen. Er hat ihn mir dreimal wiederholt. Bei diesem Auftrag ihres Bruders lächelte Kolomba leicht und drückte die Hand der Engländerin, die in Tränen

zerfloß, es aber nicht für nötig hielt, ihrem Vater diesen Teil der Erzählung zu übersetzen.

Ja, Sie werden bei uns bleiben, meine Liebe, rief Kolomba aus, indem sie Miß Nevil umarmte, und Sie werden uns beistehen.

Dann zog sie aus einem Schrank eine Menge altes Linnen und zerschnitt es, um Binden und Charpie daraus zu machen.

Beim Anblick ihrer glänzenden Augen, ihrer belebten Hautfarbe, des plötzlichen Übergangs von Besorgnis zur Gelassenheit war es schwer zu sagen, ob sie mehr wegen der Wunde ihres Bruders beunruhigt oder über den Tod ihrer Feinde entzückt war. Bald goß sie dem Obersten Kaffee ein und rühmte ihm ihr Talent, ihn zu bereiten; bald, indem sie der Miß Nevil und Chilina Arbeit gab, ermahnte sie sie, die Binden zu nähen und aufzurollen, und fragte zum zwanzigsten Male, ob Orsos Wunde schmerzhaft sei. Sie unterbrach sich fortwährend in ihrer Arbeit, um dem Obersten zu sagen:

Zwei gegen Einen! Zwei durchtriebene, furchtbare Leute. Er allein, verwundet, nur einen Arm frei! Er hat sie alle beide niedergeschossen! Welcher Mut, Oberst! Ist Orso nicht ein Held? Ach, Miß Nevil, wie glücklich ist, wer in einem Lande lebt, das so ruhig ist wie das Ihrige ... Gewiß haben Sie meinen Bruder bisher nicht richtig gekannt ... Ich habe es Ihnen ja gesagt:

Schwebt empor mit breiten Flügeln ...
Doch, er rafft sich auf, der Sperber,

Sie täuschten sich über seine sanfte Miene; die hat er bei Ihnen, Miß Nevil. Ach, wenn er Sie für ihn arbeiten sähe, der liebe Orso!

Miß Lydia arbeitete nicht weiter und fand keine Worte. Ihr Vater fragte, warum man sich nicht beeile, vor der Behörde eine Klage anzubringen. Er sprach von der Untersuchung durch den Coroner und von vielen andern in Korsika

unbekannten Dingen. Dann wollte er wissen, ob das Haus des guten Herrn Brandolaccio, der dem Verwundeten Hilfe gebracht, weit entfernt wäre, und ob er seinen Freund nicht besuchen könne.

Kolomba erwiderte mit ihrer gewohnten Ruhe: Orso wäre im Buschwald; ein Bandit verpflege ihn; er liefe große Gefahr, wenn er sich zeige, ehe man die Stimmung des Präfekten und den Richter kenne; sie wolle aber dafür sorgen, daß sich ein geschickter Wundarzt zu ihm begäbe.

Vor allem, Herr Oberst, behalten Sie im Gedächtnisse, sagte sie, daß Sie vier Schüsse gehört haben und daß Sie mir gesagt haben, Orso habe zuletzt geschossen.

Der Oberst begriff nichts von der ganzen Geschichte, und seine Tochter tat nichts als seufzen und sich die Tränen abwischen.

Der Tag war schon vorgeschritten, als eine traurige Prozession ins Dorf zog. Man brachte dem Advokaten Barricini die Leichen seiner Söhne; jede lag quer über einem Maulesel, den ein Bauer führte. Eine Menge von Anhängern und Müßiggängern folgte dem Trauerzuge. Dazwischen sah man die Gendarmen, die immer zu spät kommen, und den Adjunkten des Amtmanns, der immerfort mit zum Himmel erhobenen Armen ausrief: Was wird der Herr Präfekt sagen! Einige Weiber, unter andern Orlanduccios Amme, rissen sich die Haare aus und erhoben ein wildes Geschrei. Aber ihr lärmender Schmerz brachte weniger Eindruck hervor als die stumme Verzweiflung einer Person, die aller Blicke auf sich zog; es war der unglückliche Vater, der von einer Leiche zur andern ging, ihre mit Erde beschmutzten Häupter emporhob, ihre bläulichen Lippen küßte und ihre schon starren Glieder stützte, als wolle er sie vor dem holperigen Wege schützen. Manchmal sah man ihn den Mund öffnen, als wollte er sprechen; aber kein Schrei, kein Wort entglitt ihm. Immer seine Augen auf die Leichen gerichtet, stieß er sich an den Steinen, an den Bäumen, an allem, was im Wege stand.

Das Klagegeschrei der Weiber, die Verwünschungen der Männer verdoppelten sich, als man sich dem Hause Orsos gegenüber befand. Einige rebbianische Schäfer hatten gewagt, Rufe des Triumphes laut werden zu lassen. Da hielt der Ingrimm der Gegner sich nicht mehr zurück! Rache! Rache! schrie man. Steine wurden geworfen, und zwei Schüsse gingen auf die Fenster des Saales, in dem sich Kolomba und ihre Gäste befanden. Die Kugeln drangen in die Läden, und einige Holzsplitter flogen bis an den Tisch, an dem die beiden Frauen saßen. Miß Lydia stieß schreckliche Schreie aus; der Oberst ergriff ein Gewehr, und Kolomba, ehe er sie zurückhalten konnte, stürzte an die Tür des Hauses und öffnete sie stürmisch. Auf der erhöhten Schwelle erhob sie ihre Hände und stieß Verwünschungen gegen ihre Feinde aus.

Ihr Feiglinge, rief sie aus, ihr schießt auf Weiber, auf Fremde? Seid ihr Korsen, seid ihr Männer? Ihr Elenden, die ihr nur von hinten anzugreifen wagt! Kommt heran! Ich fordere euch heraus. Ich bin allein. Mein Bruder ist fern. Tötet, tötet meine Gäste! Das wäre eurer würdig. Ihr wagt es nicht? Ihr Feiglinge, ihr wißt, daß wir uns rächen. Geht, weint wie die Weiber und dankt uns, daß wir nicht mehr Blut von euch fordern.

In Kolombas Stimme und Haltung war etwas Großartiges und Furchtbares. Bei ihrem Anblick wich die Menge erschreckt zurück wie beim Erscheinen einer jener bösen Feen, von denen man sich an den Winterabenden in Korsika schauerliche Geschichten erzählt. Der Adjunkt, die Gendarmen und einige Weiber benutzten den Augenblick, um sich zwischen die streitenden Parteien zu werfen, denn die rebbianischen Schäfer nahmen bereits ihre Waffen zur Hand. Einen Augenblick konnte man befürchten, es werde ein allgemeiner Kampf auf dem Platz entbrennen. Aber beiden Parteien fehlten ihre Führer; und die Korsen, die selbst in ihrer Wut eine gewisse Ordnung innehalten, werden bei Abwesenheit der

Hauptanstifter ihrer inneren Händel selten handgemein. Übrigens hielt Kolomba, die durch den Erfolg vorsichtig geworden war, ihre kleine Hilfstruppe im Zaume.

Laßt diese armen Leute weinen! sagte sie. Laßt diesen Greis sein Fleisch und Blut heimtragen! Wozu den alten Fuchs töten, der keine Zähne mehr zum Beißen hat? Giudice Barricini! Denke an den zweiten August! Denke an das Merkbuch, in das du mit deiner falschen Hand geschrieben hast! Mein Vater hatte deine Schuld hineingeschrieben. Deine Söhne haben sie bezahlt. Wir sind somit quitt, Vater Barricini!

Mit gekreuzten Armen, ein Lächeln der Verachtung auf den Lippen, sah Kolomba die Leichen in das Haus ihrer Feinde tragen. Bald zerstreute sich die Menge langsam. Sie schloß die Tür aufs neue und sagte, indem sie wieder in den Eßsaal trat, zum Obersten:

Herr Oberst, ich bitte wegen meiner Landsleute um Vergebung. Ich hätte nie geglaubt, daß die Korsen auf ein Haus schössen, in dem Fremde sind; und ich schäme mich meines Landes.

Als am Abend Miß Lydia sich in ihr Zimmer zurückgezogen hatte, folgte ihr der Oberst und fragte sie, ob es nicht besser sei, am folgenden Morgen ein Dorf zu verlassen, wo man in jedem Augenblick der Gefahr ausgesetzt wäre, eine Kugel in den Kopf zu bekommen, und sich so rasch wie möglich aus einem Lande zu entfernen, wo man nur Mord und Verrat fände.

Miß Nevil blieb einige Augenblicke stumm. Augenscheinlich setzte der Vorschlag ihres Vaters sie in nicht geringe Verlegenheit.

Wie können wir dies unglückliche junge Mädchen zu einer Zeit verlassen, wo es so sehr des Trostes bedarf! Findest du nicht, Vater, daß es grausam von uns wäre?

Es ist deinetwegen, liebe Tochter, sagte der Oberst. Und wenn ich wüßte, daß du im Gasthofe zu Ajaccio sicher wärest,

möchte ich diese verfluchte Insel nicht gern verlassen, ohne dem braven della Rebbia die Hand gedrückt zu haben.

Dann, lieber Vater, laß uns warten, und ehe wir abreisen, laß uns sehen, ob wir ihnen nicht einige Dienste erweisen können.

Du hast ein gutes Herz, sagte der Oberst, seine Tochter auf die Stirn küssend. Es macht mir Freude zu sehen, wie du dich aufopferst, um andrer Unglück zu lindern. Laß uns bleiben! Man bereut es nie, eine gute Handlung getan zu haben.

Miß Lydia lag lange unruhig in ihrem Bett, ohne schlafen zu können. Bald waren es unbestimmte Töne, die sie hörte, die Vorbereitungen zu einem Angriff auf das Haus; bald wieder war sie wegen ihrer selbst beruhigt und dachte nur an den armen Verwundeten, der in diesem Augenblick wahrscheinlich auf kaltem Erdboden ausgestreckt lag, ohne andre Hilfe als die, die ihm das Mitleid der Banditen brachte. Sie stellte sich ihn mit Blut bedeckt vor, wie er sich in furchtbaren Qualen hin- und herwälzte; und, was sonderbar dabei war, jedesmal, wenn Orsos Bild sich ihrem Geiste darstellte, erschien es ihr so wie sie ihn im Augenblick des Abschiedes gesehen hatte, als er den Talisman, den sie ihm gegeben, an seine Lippen drückte ... Sie gedachte seiner Tapferkeit. Sie sagte sich, daß die furchtbare Gefahr, der er entgangen war, durch sie heraufbeschworen war, weil er sich, um sie ein wenig eher zu sehen, ihr ausgesetzt hatte. Sie redete sich geradezu ein, daß Orsos Arm verwundet worden sei, weil er sie habe verteidigen wollen. Sie warf sich seine Wunde vor und bewunderte ihn um so mehr; und wenn auch der famose Doppelschuß in ihren Augen nicht dasselbe Verdienst hatte wie in denen Brandolaccios und Kolombas, so fand sie doch, daß wenig Romanhelden so viel Unerschütterlichkeit, so viel Kaltblütigkeit in großer Gefahr gezeigt hätten.

Das von ihr bewohnte Gemach war Kolombas Zimmer. Über einer Art Betschemel von Eichenholz neben einer ge-

weihten Palme hing an der Mauer ein Miniaturbild Orsos in Leutnantsuniform. Miß Nevil machte das Bild los, betrachtete es und legte es dann neben ihr Bett, statt es wieder hinzuhängen.

Erst mit Tagesanbruch schlief sie ein, und die Sonne stand schon hoch über dem Horizonte, als sie erwachte. Vor ihrem Bette bemerkte sie Kolomba, die unbeweglich auf den Augenblick wartete, wo sie die Augen öffnen werde.

Ach, liebes Fräulein, sind Sie nicht recht schlimm daran in unserm Hause? fragte Kolomba. Ich fürchte, Sie haben gar nicht geschlafen.

Haben Sie Nachricht von ihm, meine liebe Freundin? fragte Miß Nevil, indem sie sich erhob.

Sie bemerkte Orsos Bildnis und warf eilig ein Taschentuch darüber, um es zu verbergen.

Ja, ich habe Nachrichten von ihm, erwiderte Kolomba lächelnd, und, indem sie das Bild in die Hand nahm, fügte sie hinzu:

Finden Sie es ähnlich? Er ist hübscher.

Mein Gott, sagte Miß Nevil errötend, ich habe ... dies Porträt aus Zerstreuung losgemacht. Ich habe die üble Gewohnheit, alles anzufassen und nichts wieder an Ort und Stelle zu setzen. Wie geht es Ihrem Bruder?

Ziemlich gut. Gianetto ist heute morgen vor vier Uhr gekommen; er brachte mir einen Brief für Sie, Miß Lydia. Mir hat Orso nicht geschrieben. Er hat wohl auf die Adresse: Kolomba gesetzt, aber darunter: für Miß Lydia. Gianetto vermeldet, das Schreiben habe ihm Schmerzen verursacht. Da er eine vortreffliche Hand schreibt, hat er ihm angeboten, unter seinem Diktat zu schreiben; er hat aber nicht gewollt. Er hat dann, auf dem Rücken liegend, mit einem Bleistift geschrieben. Brandolaccio hielt das Papier. In jedem Augenblick wollte mein Bruder sich erheben, und bei der geringsten Bewegung hatte er furchtbare Schmerzen im Arm. Es sei zum Erbarmen gewesen. Hier ist sein Brief.

Miß Nevil las den Brief, der auf Englisch geschrieben war, wahrscheinlich aus übermäßiger Vorsicht.

Folgendes war der Inhalt:

Verehrtes Fräulein!

Ein unseliges Geschick hat mich getrieben. Ich weiß nicht, was meine Feinde sagen werden, welche Verleumdungen sie erfinden. Es soll mir gleichgültig sein, wenn Sie es nur nicht glauben. Seit ich Sie gesehen, habe ich mich in unsinnigen Träumen gewiegt. Dieses erschütternde Ereignis mußte kommen, um mich aus meiner Torheit aufzuschrecken. Jetzt bin ich vernünftig. Ich weiß, welche Zukunft meiner harrt. Den Ring, den Sie mir gegeben haben und den ich für ein Unterpfand des Glückes hielt, wage ich nicht zu behalten. Ich fürchte, Miß Nevil, Sie bedauern, Ihr Geschenk nicht besser angebracht zu haben, oder vielmehr, ich fürchte, daß er mich an die Zeit erinnert, wo ich ein Tor war. Kolomba wird ihn Ihnen wiedergeben. Leben Sie wohl, Fräulein Lydia! Sie werden Korsika verlassen, und ich werde Sie nicht wiedersehen; aber sagen Sie meiner Schwester, daß ich Ihre Achtung noch habe, und ich kann es mit Überzeugung sagen: ich verdiene sie.

O. D. R.

Miß Lydia hatte sich abgewendet, um den Brief zu lesen, und Kolomba, die sie aufmerksam beobachtete, übergab ihr den ägyptischen Ring, indem sie sie mit einem Blick befragte, was er bedeute. Aber Miß Lydia wagte nicht, das Haupt zu erheben; sie betrachtete traurig den Ring, den sie sodann an ihren Finger steckte. Alsbald zog sie sich zurück.

Verehrte Miß Nevil, sagte Kolomba, darf ich nicht wissen, was mein Bruder sagt? Berichtet er Ihnen von seinem Zustand?

Nein, sagte Miß Lydia errötend. Er spricht nicht davon; der Brief ist auf Englisch geschrieben. Er beauftragt mich,

meinem Vater zu sagen, daß er hoffe, der Präfekt werde die Sache in Ordnung bringen.

Boshaft lächelnd setzte sich Kolomba aufs Bett, faßte Miß Nevils Hand und sagte, indem sie sie mit ihren durchdringenden Augen betrachtete:

Werden Sie gut sein? Nicht wahr, Sie antworten meinem Bruder? Es wird ihm wohltun. Einen Augenblick habe ich den Gedanken gehabt, Sie aufzuwecken, als der Brief ankam; dann aber getraute ich es mir nicht.

Das war sehr unrecht von Ihnen, erwiderte Miß Nevil. Wenn ein Wort von mir ihn ...

Jetzt kann ich ihm keinen Brief schicken. Der Präfekt ist angekommen, und Pietranera ist voll von seinen Leuten. Später wollen wir sehen. Ach, wenn Sie meinen Bruder kennten, Miß Nevil, würden Sie ihn so lieben, wie ich ihn liebe. Er ist so gut, so tapfer! Bedenken Sie doch, was er getan! Allein gegen zwei, und noch dazu verwundet!

Der Präfekt war also wieder in Pietranera. Benachrichtigt durch einen Boten des Adjunkten, war er begleitet von Gendarmen und Jägern. Auch hatte er den Staatsanwalt, den Gerichtsschreiber und das übrige Personal mitgebracht, um sich über die neue furchtbare Katastrophe zu unterrichten, die die Feindseligkeit der beiden Familien noch mehr verwickelte oder auch beendete.

Bald nach seiner Ankunft sah er den Obersten Nevil und seine Tochter und verfehlte nicht, ihnen seine Furcht, die Sache möchte schlimm auslaufen, mitzuteilen.

Sie wissen, sagte er, daß der Kampf keine Zeugen gehabt hat, und der Ruf der Geschicklichkeit und des Mutes dieser beiden unglücklichen jungen Leute war so groß, daß man nicht glauben kann, Herr della Rebbia habe sie ohne den Beistand der Banditen, zu denen er sich, wie man sagt, geflüchtet hat, töten können.

Das ist unmöglich, rief der Oberst. Orso della Rebbia ist ein junger Mann von Ehre. Ich sage für ihn gut.

Ich glaube es, erwiderte der Präfekt; aber der Staatsanwalt (diese Herren haben immer Mißtrauen) ist offenbar nicht gerade günstig gestimmt. Dazu hat er ein für Ihren Freund bedenkliches Dokument in Händen. Es ist ein an Orlanduccio gerichteter Drohbrief, in dem er ihm ein Stelldichein gibt, und dieses Stelldichein erscheint dem Staatsanwalt mit einem Hinterhalt verknüpft.

Orlanduccio, sagte der Oberst, hat es verweigert, sich wie ein Mann von Ehre zu schlagen.

Der Zweikampf ist hier nicht Sitte. Man legt sich in den Hinterhalt und erschießt die Leute von hinten. Das ist Landesbrauch. Es liegt allerdings eine günstige Aussage vor, die eines Mädchens, das behauptet, vier Schüsse gehört zu haben, von denen die beiden letzten stärker waren und aus einem Gewehr von großem Kaliber kamen, wie das des Herrn della Rebbia es ist. Unglücklicherweise ist dies Mädchen die Nichte eines der Banditen, die man der Mitschuld bezichtigt; man wird ihr vorgeschrieben haben, was sie aussagen soll.

Herr Präfekt, unterbrach ihn Miß Lydia, bis ins Weiße der Augen errötend, wir waren unterwegs als die Schüsse fielen, und wir haben dasselbe gehört.

Ist dies an dem? Das ist wichtig. Sie, Herr Oberst, haben wahrscheinlich dieselbe Beobachtung gemacht?

Gewiß, fiel Miß Nevil lebhaft ein, mein Vater, der dies Gewehr kennt, hat ausgerufen: Das ist della Rebbia, der mit meinem Gewehr schießt!

Und waren jene Schüsse, die Sie erkannt haben, die letzten?

Die beiden letzten, nicht wahr, Vater?

Der Oberst hatte kein vortreffliches Gedächtnis, aber er hütete sich, wie immer, seiner Tochter zu widersprechen.

Sie müssen dies sogleich dem Staatsanwalt mitteilen, Herr Oberst. Übrigens erwarten wir heute einen Chirurgen, der untersuchen wird, ob die Wunden von der fraglichen Flinte herrühren.

Ich habe sie dem Orso geschenkt, sagte der Oberst, aber ich wollte, sie läge im Meere, wo es am tiefsten ist. Das heißt, es ist mir doch lieb, daß er sie gehabt hat, der Wackere, denn ich wüßte nicht, wie er sich ohne meinen Manton aus der Affäre gezogen hätte.

XIX

Der Wundarzt kam ein wenig spät; er hatte unterwegs eine Abhaltung gehabt. Giocanto Castriconi war ihm begegnet und hatte ihn höflichst gebeten, einem Verwundeten beizustehen. Man hatte ihn zu Orso geführt, und er hatte den ersten Verband auf seine Wunde gelegt. Dann hatte der Bandit ihn ziemlich weit begleitet und hatte ihn mit allerlei Geschichten von den berühmtesten Professoren Pisas unterhalten, die, wie er sagte, seine vertrauten Freunde wären.

Doktor, hatte der Theologe ihm beim Abschied gesagt, Sie haben mir zuviel Achtung eingeflößt, als daß ich es für nötig halten sollte, Sie daran zu erinnern, daß ein Arzt ebenso verschwiegen sein muß wie ein Beichtvater (und dabei hatte er seinen Hahn gespannt). Sie werden den Ort vergessen, wo wir die Ehre gehabt haben, einander zu sehen. Leben Sie wohl! Ich bin entzückt, Ihre Bekanntschaft gemacht zu haben.

Kolomba bat den Obersten, der Leichenschau beizuwohnen.

Sie kennen besser als sonstwer die Flinte meines Bruders, sagte sie, und Ihre Gegenwart wird sehr nützlich sein. Übrigens gibt es hier so viel böse Leute, daß wir in große Gefahr kämen, wenn wir niemanden hätten, der unsre Sache verträte.

Mit Miß Lydia allein zurückbleibend, beklagte sie sich über heftiges Kopfweh und schlug ihr vor, einen Spaziergang in die Nähe des Dorfes zu machen.

Die frische Luft wird mir wohltun, sagte sie. Es ist so lange her, daß ich sie nicht geatmet habe.

Unterwegs sprach sie von ihrem Bruder, und Miß Lydia,

der dies Gespräch naheging, merkte gar nicht, daß sie sich weit von Pietranera entfernten. Die Sonne versank bereits, als sie aufmerksam darauf wurde und Kolomba aufforderte umzukehren. Kolomba kannte, wie sie sagte, einen Richtweg, der sie bald wieder nach Hause bringen werde; und indem sie den Fußpfad verließ, schlug sie einen andern ein, der augenscheinlich weniger betreten war. Bald kletterte sie einen Hügel hinauf, der so steil war, daß sie, um sich zu halten, gezwungen war, mit der einen Hand Baumzweige zu erfassen, während sie mit der andern ihre Gefährtin nach sich zog.

Nach viertelstündigem, mühevollem Klettern befanden sie sich auf einer mit Myrtenbüschen und anderm Gesträuch bedeckten kleinen Bergebene inmitten von Granitgestein, das von allen Seiten den Boden durchdrang. Miß Lydia war sehr ermüdet; das Dorf zeigte sich nicht, und es war beinahe schon Nacht.

Wissen Sie was, liebe Kolomba? Ich fürchte, daß wir uns verirrt haben.

Fürchten Sie nichts! antwortete Kolomba. Wir wollen nur weitergehn. Folgen Sie mir!

Aber gewiß irren Sie sich. Das Dorf kann unmöglich in dieser Richtung liegen. Ich wette, daß wir ihm den Rücken zukehren. Sehen Sie dort in der Ferne die Lichter? Das muß Pietranera sein.

Meine liebe Freundin, sagte Kolomba in erregtem Tone, Sie haben recht; aber zwei Schritte von hier, dort im Buschwalde . . .

Nun?

Da liegt mein Bruder. Wenn Sie einwilligten, könnte ich ihn sehen und ihn umarmen.

Miß Nevil machte eine Geste der Verwunderung.

Ich bin aus Pietranera nur herausgekommen, ohne daß man acht darauf gehabt hat, weil ich in Ihrer Gesellschaft war. Sonst wäre man mir gefolgt. So nahe beim Bruder

sein und ihn nicht sehen! Warum wollen Sie nicht mit mir kommen? Sie würden meinem Bruder eine große Freude machen!

Aber, Kolomba, das wäre unpassend.

Ich begreife. Ihr Stadtdamen quält euch immer über das, was anständig ist; wir Dorfweiber denken nur an das, was gut ist.

Aber, es ist so spät, und Ihr Bruder, was wird der von mir denken?

Er wird denken, daß seine Freunde ihn nicht verlassen haben, und das wird ihm Mut zum Leiden geben.

Und mein Vater wird unruhig sein.

Er weiß, daß Sie mit mir sind. Nun, entschließen Sie sich! Sie haben heute morgen sein Bild angeschaut . . ., fügte sie mit boshaftem Lächeln hinzu.

Nein, wahrhaftig, Kolomba, ich wage es nicht. Die Banditen dort . . .

Ach, die Banditen, die kennen Sie nicht. Was schadet das? Sie wünschten ja, welche zu sehen.

Mein Gott!

Mademoiselle, fassen Sie einen Entschluß! Allein kann ich Sie hier nicht lassen; man weiß nicht, was geschehen könnte. Gehen wir, Orso zu sehen, oder kehren wir ins Dorf zurück. Gott weiß, wann ich meinen Bruder wiedersehen werde, vielleicht nie!

Was sagen Sie, Kolomba? Sei es also! Wir wollen hingehen; aber nur für eine Minute, und dann kehren wir gleich wieder um.

Kolomba drückte ihr die Hand und lief, ohne zu antworten, mit solcher Eile, daß Miß Lydia ihr kaum folgen konnte. Zum Glück hielt sie bald inne und sagte zu ihrer Gefährtin:

Wir wollen nicht weiter vorgehen, ohne uns angekündigt zu haben; wir könnten sonst einen Schuß abkriegen.

Sie pfiff durch die Finger und hörte alsbald Hundegebell. Gleich darauf erschien der Vorposten der Banditen. Es war

unser alter vierbeiniger Bekannter Brusco, der Kolomba rasch erkannte und ihr als Führer diente. Nach allerlei Windungen in den engen Wegen des Buschwaldes sahen sie auf einmal zwei bis zu den Zähnen bewaffnete Männer vor sich stehen.

Seid Ihr es, Brandolaccio? fragte Kolomba. Wo ist mein Bruder?

Dort, antwortete der Bandit. Aber nähert Euch langsam. Er schläft; seit seinem Unfall ist es das erstemal. Gottlob, man sieht, wo der Teufel durchschlüpft, bekommt es ein Weib auch fertig.

Die beiden Frauen näherten sich vorsichtig und bemerkten ein Feuer, um das man eine kleine Steinmauer gebaut hatte, damit sein Schein nicht bemerkt werde. Daneben lag Orso auf einem Haufen trockener Blätter mit einem Pilone bedeckt. Er war sehr blaß; man hörte ihn schwer atmen.

Kolomba setzte sich neben ihn und betrachtete ihn schweigend und die Hände faltend, als ob sie still betete. Miß Lydia, ihr Antlitz mit ihrem Taschentuch bedeckend, drückte sich an sie; aber sie erhob von Zeit zu Zeit den Kopf, um über Kolombas Schultern den Verwundeten anzusehen. Es ging eine Viertelstunde hin, ohne daß man ein Wort sprach. Auf ein Zeichen des Pfarrers hatte sich Brandolaccio mit ihm ins Gebüsch begeben, und zwar zur großen Freude der Miß Lydia, die fand, daß die dicken Bärte und der ganze Anzug der Banditen zu viel Lokalfarbe hatten.

Endlich machte Orso eine Bewegung. Sogleich neigte sich Kolomba über ihn und küßte ihn wiederholt, indem sie ihn mit Fragen nach seiner Wunde, seinen Schmerzen und seinen Bedürfnissen überhäufte. Orso sagte, es ginge ihm leidlich, und fragte nun seinerseits, ob Miß Nevil noch in Pietranera wäre, und ob sie ihm geschrieben hätte. Kolomba, über ihren Bruder gebeugt, verbarg ihm ihre Gefährtin vollständig; übrigens hätte er sie auch in der Dunkelheit nicht erkannt. Sie hielt Miß Nevils eine Hand fest und stützte mit der andern das Haupt des Verwundeten.

Nein, lieber Bruder, sagte sie, sie hat mir keinen Brief für dich gegeben. Aber denkst du noch immer an Miß Nevil? Du liebst sie wohl sehr?

Kolomba, ich liebe sie! Aber sie? Vielleicht verachtet sie mich jetzt.

In diesem Augenblick machte Miß Nevil Anstrengung, ihre Hand zurückzuziehen; aber es war nicht leicht, sie loszumachen, denn Kolombas Hand, obgleich fein gebildet und klein, hatte eine Kraft, von der wir einige Proben gesehen haben.

Dich verachten? rief Kolomba. Nach dem, was du getan? Im Gegenteil, sie spricht gut von dir. Ach, Orso, ich habe dir viel von ihr zu erzählen.

Die Hand wollte sich immer heftiger losmachen, aber Kolomba zog sie näher und näher hin zu Orso.

Aber, sagte der Verwundete, warum antwortet sie mir nicht? Eine einzige Zeile, und ich wäre zufrieden gewesen!

Indem sie die Hand der Miß Nevil noch näher heranzog, legte Kolomba sie endlich in die ihres Bruders. Dann trat sie plötzlich zurück, brach in helles Lachen aus und sagte: Nimm dich in acht, Orso, daß du nichts Böses von Miß Lydia sagst, denn sie versteht sehr gut Korsisch.

Miß Lydia zog die Hand sogleich zurück und stotterte einige unverständliche Worte. Orso wähnte zu träumen.

Sie hier, Miß Nevil! Mein Gott! Wie? Sie haben es gewagt? Oh, wie glücklich Sie mich machen! Und sich mit Mühe emporrichtend, suchte er sich ihr zu nähern.

Ich habe Ihre Schwester begleitet, sagte Miß Lydia, damit man nicht erraten sollte, wohin sie ging, und dann wollte ich mich auch versichern, ob ... Ach, wie elend Sie hier liegen!

Kolomba hatte sich hinter Orso gesetzt; sie hob ihn vorsichtig empor, so daß sie ihm den Kopf auf ihre Knie legen konnte. Sie schlang ihren Arm um seinen Hals und machte der Miß Lydia ein Zeichen, daß sie näherkommen solle.

Näher, näher! sagte sie. Ein Kranker darf nicht zu laut sprechen.

Da Miß Lydia noch zögerte, nahm sie sie bei der Hand und zwang sie, sich so nahe zu setzen, daß Orso von ihrem Kleide berührt ward, und daß ihre Hand, die sie noch immer festhielt, auf der Schulter des Verwundeten ruhte.

So liegt er sehr gut, sagte Kolomba in frohem Tone. Nicht wahr, Orso, es ist gar nicht übel im Buschwald, im Lager unter freiem Himmel, in einer schönen Nacht wie diese?

Ach ja, sagte Orso, welch schöne Nacht! Ich werde sie nie vergessen.

Wie mögen Sie leiden! sagte Miß Nevil.

Ich leide nicht mehr; ich möchte hier sterben, erwiderte Orso, und seine rechte Hand näherte sich der der Miß Lydia, die Kolomba noch immer festhielt.

Man muß Sie unbedingt irgendwo hinbringen, wo man für Sie sorgen kann, Herr della Rebbia, sagte Miß Nevil. Ich werde nicht mehr schlafen können, seitdem ich gesehen, wie schlecht Sie liegen, so obdachlos.

Wenn ich nicht gefürchtet hätte, Ihnen zu begegnen, sagte Orso, würde ich versucht haben, nach Pietranera zurückzukehren, mich dem Gericht zu stellen.

Warum fürchtetest du diese Begegnung, Orso? fragte Kolomba.

Ich bin Ihnen ungehorsam gewesen, Miß Nevil, und hätte nicht gewagt, Ihnen unter solchen Umständen entgegenzutreten.

Wissen Sie wohl, Miß Nevil, sagte Kolomba lachend, daß Sie aus meinem Bruder machen, was Sie wollen? Ich werde dafür sorgen, daß Sie ihn nicht mehr zu sehen bekommen.

Ich hoffe, sagte Miß Nevil, diese unglückliche Geschichte wird sich aufklären. Dann werden Sie nichts mehr zu fürchten haben. Und wenn ich weiß, daß man Ihnen Gerechtigkeit widerfahren ließ und Ihre gute Gesinnung wie Ihre Tapferkeit anerkannt hat, werde ich beruhigt abreisen.

Sie reisen fort, Miß Nevil? Ach, sagen Sie das nicht wieder!

Aber mein Vater kann doch nicht ewig auf die Jagd gehen; er will fort.

Orso ließ seine Hand, die die der Miß Nevil berührte, fallen, und es folgte ein Augenblick Stillschweigen.

Gibt's nicht! hob Kolomba an. Wir lassen Sie so bald nicht weg. Wir haben Ihnen in Pietranera noch vielerlei zu zeigen ... Übrigens haben Sie mir versprochen, mein Bild zu machen, das noch nicht einmal begonnen ist. Und ich habe Ihnen versprochen, eine Serenata in fünfzehn Strophen zu dichten. Und dann ... Aber, was hat Brusco zu knurren? Da kommt auch Brandolaccio eiligst hinter ihm her. Was bedeutet das?

Sogleich sprang sie auf, und indem sie ohne Umstände Orsos Kopf auf die Knie der Miß Nevil legte, eilte sie dem Banditen entgegen.

Ein wenig bestürzt, einen schönen jungen Mann an sich gelehnt, allein dazusitzen, noch dazu mitten in einer Macchia, wußte Miß Nevil nicht recht, was sie tun sollte; denn wenn sie plötzlich aufstand, mußte sie befürchten, dem Verwundeten wehe zu tun. Aber Orso entsagte aus freiem Antrieb der süßen Stütze, die seine Schwester ihm gegeben hatte, und sich auf seinem rechten Arm emporrichtend, sagte er: Sie reisen also bald ab, Miß Lydia? Ich habe nie geglaubt, daß Ihr Aufenthalt in diesem unseligen Lande kein Ende nähme; und doch, seitdem Sie hierhergekommen sind, leide ich hundertmal mehr, indem ich daran denke, daß ich Ihnen Lebewohl sagen muß. Ich bin ein armer Leutnant ohne Zukunft, zur Zeit ein Geächteter. Welch ein Augenblick, Miß Lydia, um Ihnen einzugestehen, daß ich Sie liebe! Aber es ist wahrscheinlich das einzigemal, daß ich es kann, und mir ist schon leichter, seitdem ich mein Herz ausgeschüttet habe.

Miß Lydia wendete den Kopf weg, als ob die Dunkelheit nicht genügte, ihr Erröten zu verbergen.

Signor della Rebbia, sagte sie mit zitternder Stimme, wäre ich wohl an diesen Ort gekommen, wenn ...? Und indem sie so redete, legte sie in Orsos Hand den ägyptischen Talisman. Dann machte sie eine gewaltige Anstrengung, um ihren gewöhnlichen scherzhaften Ton wiederzugewinnen:

Es ist sehr schlecht von Ihnen, Herr Orso, so zu reden ... Mitten im Buschwald, von Ihren Banditen umringt, muß mir da nicht aller Mut vergehen, Ihnen zu grollen?

Orso machte eine Beugung, um die Hand zu küssen, die ihm den Talisman zurückgegeben hatte; und da Miß Lydia ihre Hand ein wenig hastig zurückzog, verlor er das Gleichgewicht und fiel auf seinen verwundeten Arm. Er konnte einen Schmerzenslaut nicht unterdrücken.

Sie haben sich wehgetan, mein Freund? rief sie aus, indem sie ihn wieder emporhob. Daran bin ich schuld. Verzeihen Sie mir!

Sie sprachen noch einige Zeit leise miteinander, sehr nahe eins dem andern. Kolomba, die eilig herbeikam, fand sie noch in derselben Stellung, in der sie sie verlassen hatte.

Die Voltigeurs! rief sie. Orso, suche dich zu erheben und zu gehen! Ich werde dir helfen.

Laßt mich! sagte Orso. Sage den Banditen, sie sollen fliehen. Man mag mich gefangennehmen. Es ist mir einerlei ... Aber nimm Miß Lydia mit fort, um des Himmels willen, daß man sie hier nicht sieht!

Ich werde Euch nicht verlassen, sagte Brandolaccio, der Kolomba folgte. Der Sergeant der Voltigeurs ist ein Patenkind des Advokaten. Statt Euch festzunehmen, wird er Euch töten und sagen, er hätte es nicht mit Absicht getan.

Orso versuchte aufzustehen; er tat sogar einige Schritte; aber er gab es bald wieder auf. Ich kann nicht weiter, sagte er. Leben Sie wohl, Miß Nevil. Geben Sie mir die Hand und leben Sie wohl!

Wir werden nicht gehen! riefen die beiden Frauen aus.

Wenn Ihr nicht gehen könnt, sagte Brandolaccio, muß ich

Euch tragen. Auf, Herr Leutnant, nur Mut! Ihr werdet Zeit genug haben, dort durch die Schlucht zu entkommen. Der Herr Pfarrer wird die Soldaten schon so lange aufhalten.

Nein, laßt mich! sagte Orso, indem er auf die Erde sank. Um alles in der Welt, Kolomba, bringe Miß Nevil fort!

Ihr habt Kraft, Fräulein Kolomba! sagte Brandolaccio. Packt ihn bei der Schulter! Ich nehme die Füße. Gut so! Vorwärts!

Sie fingen an, ihn rasch fortzutragen, trotz seines Widerstrebens. Miß Lydia folgte ihnen in gräßlicher Angst, als man einen Flintenschuß hörte, auf den fünf oder sechs andre sogleich antworteten. Miß Lydia stieß ein Geschrei aus, Brandolaccio eine Verwünschung, aber er verdoppelte seine Eile. Kolomba, seinem Beispiel folgend, lief durch die Macchia, ohne auf die Zweige zu achten, die ihr ins Gesicht drangen und ihr die Kleider zerrissen.

Bücken Sie sich, bücken Sie sich, Beste! sagte sie zu ihrer Gefährtin. Eine Kugel kann Sie treffen.

Man ging, oder vielmehr man lief so fünfhundert Schritt weiter, als Brandolaccio erklärte, er könne nicht mehr. Ungeachtet der Ermahnungen und Vorwürfe Kolombas ließ er sich auf die Erde fallen.

Wo ist Miß Nevil? fragte Orso.

Miß Nevil, durch die Flintenschüsse erschreckt und aller Augenblicke durch das Gestrüpp aufgehalten, hatte bald die Spur der Flüchtigen verloren und war allein in größter Angst zurückgeblieben.

Sie ist zurückgeblieben, sagte Brandolaccio, aber sie ist nicht verloren. Weiber finden sich immer wieder. Hört, Orsanton, was für tollen Lärm der Pfarrer mit Eurer Flinte macht! Schade nur, daß man nichts sieht und sich im Stockdunkeln kein großes Leid antun kann.

Still! rief Kolomba. Ich höre ein Pferd. Wir sind gerettet!

Wirklich kam ein Pferd, das durch die Macchia lief und durch die Flintenschüsse scheu geworden war, in ihre Nähe.

Wir sind gerettet! wiederholte Brandolaccio. Auf das Pferd zueilen, es bei der Mähne fassen, ihm statt des Zaums einen Strick in das Maul knoten, war für den Banditen, unterstützt durch Kolomba, die Sache eines Augenblicks.

Jetzt müssen wir den Pfarrer rufen! sagte er. Er pfiff zweimal. Ein entfernter Pfiff antwortete auf das Zeichen, und plötzlich hörte die Mantonflinte auf zu knallen. Brandolaccio sprang aufs Pferd; Kolomba setzte ihren Bruder vor den Banditen hin, der ihn mit fester Hand faßte, während er mit der andern die Zügel handhabte.

Trotz seiner doppelten Ladung trabte das Pferd, durch zwei tüchtige Stöße in den Bauch angespornt, rasch davon und lief im Galopp einen Abhang hinab, wobei jedes andre Pferd verunglückt wäre.

Kolomba ging darauf zurück und rief Miß Nevil aus Leibeskräften, aber keine Stimme antwortete der ihren. Nachdem sie einige Zeit umhergelaufen war, um den Weg, den sie verfolgt haben mochte, zu finden, stieß sie auf zwei Voltigeurs, die ihr zuriefen: Wer da?

Meine Herren, sagte sie mit spöttischem Ton, das ist ja ein Höllenlärm. Wieviel Tote?

Sie waren bei den Banditen, sagte einer der Soldaten. Sie werden mit uns kommen.

Sehr gern, erwiderte sie; aber ich habe hier eine Freundin. Die müssen wir erst suchen.

Ihre Freundin ist schon gefangen, und Sie werden mit ihr im Gefängnis schlafen.

Im Gefängnis, das wollen wir doch sehen; aber zuvörderst führen Sie mich zu ihr!

Die Voltigeurs führten sie an die Lagerstelle der Banditen, wo sie die Trophäen ihres siegreichen Streifzuges zusammengestellt hatten, nämlich den Pilone, der Orso bedeckt hatte, eine alte Bratpfanne und einen Krug voll Wasser. Am selben Orte befand sich Miß Nevil, die von den Soldaten aufgefunden war und halbtot vor Angst durch Tränen auf

die Fragen über die Zahl der Banditen und die von ihnen eingeschlagene Richtung Antwort gab.

Kolomba warf sich ihr in die Arme und flüsterte ihr ins Ohr: Sie sind gerettet!

Dann wandte sie sich an den Sergeanten der Voltigeurs.

Herr Sergeant, sagte sie zu ihm, Sie sehen, daß Mademoiselle von allem, was Sie sie fragen, nichts weiß. Lassen Sie uns zum Dorfe zurückkehren, wo man uns mit Ungeduld erwartet.

Man wird Sie schneller dahin abführen, Kleine, als Sie wünschen, sagte der Sergeant, und Sie werden sich darüber zu verantworten haben, was Sie zu dieser Stunde bei den entflohenen Banditen zu schaffen hatten. Ich weiß nicht, welche Hexerei diese Halunken anwenden, aber sie tun es den Frauen und Mädchen an, denn überall, wo Banditen sind, kann man auch sicher sein, hübsche Weiber zu finden.

Sie sind galant, Herr Sergeant! sagte Kolomba, aber Sie täten wohl daran, Ihre Worte etwas zu bedenken. Dies Fräulein ist eine Verwandte des Präfekten; mit ihr darf man sich keine Scherze erlauben.

Verwandte des Präfekten! flüsterte ein Voltigeur seinem Führer zu; da muß man sich in acht nehmen. Wahrhaftig, sie hat einen Hut auf.

Der Hut tut nichts zur Sache, meinte der Sergeant. Sie waren beide beim Pfarrer, der der größte Weiberheld im Lande ist, und meine Pflicht ist es, sie abzuführen. Wir haben hier jetzt nichts weiter zu schaffen. Wäre der verfluchte Maupin nicht gewesen, der versoffene Franzose, der sich zeigen mußte, ehe ich den Buschwald umstellt hatte, so hätten wir sie alle wie in einem Netze gefangen.

Seid ihr eurer sieben? fragte Kolomba. Wissen Sie, meine Herren, ob zufällig die drei Brüder Gambini, Sarocchi und Theodor Poli am Sankt-Christinen-Kreuz mit dem Pfarrer und Brandolaccio zusammen waren? Die könnten Ihnen doch zu schaffen machen. Wenn ihr eine

Unterhaltung mit dem Beherrscher des Feldes hättet, so möchte ich lieber nicht dabei sein. Die Kugeln wissen bei Nacht Freund und Feind nicht zu unterscheiden.

Die Möglichkeit eines Zusammenstoßes mit den eben genannten furchtbaren Banditen machte offenbar Eindruck auf die Voltigeurs. Während der Sergeant fortwährend gegen den Korporal Maupin, diesen Hund von einem Franzosen, fluchte, gab er Befehl zum Abmarsch, und seine kleine Truppe schlug den Weg nach Pietranera ein, indem sie den Pilone und die Pfanne mitschleppte. Was den Wasserkrug anbetrifft, so machte ihm ein Fußstoß den Garaus. Ein Voltigeur wollte Miß Lydias Arm nehmen, aber Kolomba stieß ihn sofort zurück.

Daß niemand sie anrührt! sagte sie. Glaubt ihr, daß wir Lust hätten zu fliehen? Kommen Sie, teure Lydia, stützen Sie sich auf mich, und weinen Sie nicht wie ein Kind! Das ist nun ein Abenteuer, aber es wird nicht schlimm enden. In einer halben Stunde sind wir beim Abendessen. Ich, ich bin halbtot vor Hunger.

Was wird man von mir denken! fragte Miß Nevil leise.

Man wird denken, daß Sie sich in der Macchia verirrt haben; das ist alles.

Was wird der Präfekt sagen, und besonders mein Vater?

Der Präfekt? Dem werden Sie erwidern, er möge sich um seine Präfektur bekümmern. Ihr Vater? Nach Ihrem Gespräch mit Orso möchte ich glauben, Sie hätten Ihrem Herrn Vater etwas Besonderes zu sagen.

Miß Nevil drückte ihr den Arm, ohne zu antworten.

Nicht wahr, flüsterte Kolomba ihr ins Ohr, mein Bruder verdient, daß man ihn liebt? Lieben Sie ihn nicht ein wenig?

Ach, Kolomba, antwortete Miß Nevil, indem sie trotz ihrer Bestürzung lächelte, Sie haben mich verraten, mich, die ich so viel Vertrauen in Sie gesetzt habe!

Kolomba schlang ihren Arm um ihren Leib und küßte sie auf die Stirn, indem sie sagte:

Liebe Schwester, verzeihst du mir?

Ich muß wohl, erwiderte Lydia, den Kuß zurückgebend.

Der Präfekt und der Staatsanwalt wohnten im Gemeindeamt von Pietranera; und der Oberst, sehr unruhig wegen seiner Tochter, kam aller Augenblicke und erkundigte sich. Endlich erschien ein Voltigeur, der als Eilbote vom Sergeanten entsendet war, und erzählte ihnen den furchtbaren Kampf gegen die Banditen, in dem es weder Verwundete noch Tote gegeben, bei dem man aber eine Bratpfanne, einen Pilone und zwei Mädchen erbeutet hatte, die, wie er sagte, die Liebsten und Kundschafterinnen der Banditen seien. So angekündigt erschienen die beiden Gefangenen inmitten der Soldaten. Man kann sich die vor Heiterkeit strahlende Miene Kolombas, die Verschämtheit ihrer Gefährtin, das Erstaunen des Präfekten und die Verwunderung des Obersten denken. Der Staatsanwalt machte sich das boshafte Vergnügen, die arme Lydia einer Art Verhör zu unterziehen, das sie fassungslos machte.

Mich dünkt, sagte der Präfekt, daß wir die ganze Gesellschaft in Freiheit setzen können. Die jungen Damen sind spazierengegangen. Nichts ist natürlicher bei schönem Wetter. Sie sind zufällig einem liebenswürdigen, verwundeten jungen Manne begegnet; nichts natürlicher.

Dann, indem er Kolomba beiseite nahm, sagte er: Mademoiselle, Sie können Ihrem Bruder melden, daß seine Sache eine bessere Wendung nimmt, als ich geglaubt hatte. Die Untersuchung der Leichen und die Aussage des Obersten beweisen, daß er die Schüsse nur erwidert hat, und daß er im Augenblick des Kampfs allein war. Alles wird sich arrangieren; aber er muß den Buschwald so rasch wie möglich verlassen und sich dem Gericht stellen.

Es war beinahe elf Uhr, als sich der Oberst, seine Tochter und Kolomba zu Tische setzten zu einem kaltgewordenen Frühstück. Kolomba aß mit gutem Appetit, indem sie sich über den Präfekten, den Staatsanwalt und die Voltigeurs

lustig machte. Der Oberst aß, sprach aber kein Wort, indem er seine Tochter dauernd betrachtete, die ihre Augen nicht vom Teller emporhob. Dann sagte er mit sanfter, aber ernster Stimme auf englisch zu ihr:

Lydia, du bist also mit della Rebbia verlobt?

Ja, lieber Vater, seit heute, antwortete sie errötend, doch mit fester Stimme.

Dann schlug sie den Blick auf, und, als sie in seiner Miene kein Zeichen von Unmut entdeckte, warf sie sich ihm in die Arme und küßte ihn, wie es wohlerzogene junge Mädchen bei solcher Gelegenheit zu tun pflegen.

Gut! sagte der Oberst. Rebbia ist ein braver Junge, aber bei Gott, in seinem Teufelslande bleiben wir nicht; andernfalls gebe ich meine Einwilligung nicht.

Ich verstehe kein Englisch, sagte Kolomba, die sie mit höchster Neugier betrachtete; aber ich wette, ich errate, was Sie sagen.

Wir sprechen davon, erwiderte der Oberst, daß wir Sie mit nach Irland nehmen.

Ja, gern, ich werde la surella Colomba sein. Abgemacht, Oberst? Geben wir uns darauf die Hand!

In solchem Fall, sagte der Oberst, gibt man sich einen Kuß!

XX

Einige Monate nach dem Doppelschuß, der die Gemeinde von Pietranera in Bestürzung versetzte, wie es im Zeitungsstil heißt, ritt ein junger Mann, den linken Arm in der Binde, aus Bastia und schlug die Richtung nach dem Dorfe Kardo ein, das wegen seiner Quelle berühmt ist, die im Sommer den feinen Leuten der Stadt ein köstliches Wasser bietet. Ein junges Weib, von hohem Wuchs und hervorragender Schönheit, begleitete ihn auf einem schwarzen Pferdchen, dessen Kraft und Schnittigkeit der Kenner bewundert hätte; leider war ihm das eine Ohr durch ein sonderbares Ereignis verstümmelt.

Im Dorfe sprang das junge Weib rasch vom Pferd, und nachdem sie ihrem Begleiter beim Absitzen behilflich gewesen, schnallte sie ihre beiden schweren Packtaschen ab. Die Pferde wurden einem Bauern übergeben, und das Weib mit den Taschen, die es unter seinem Mezzaro verbarg, und der junge Mann, der eine Doppelflinte auf der Schulter trug, schlugen auf einem sehr steilen Fußpfad, der kaum zu einer Behausung führen konnte, den Weg in die Berge ein.

Auf einer der oberen Terrassen des Berges Quercio hielten sie an und setzten sich beide ins Gras. Sie erwarteten wohl jemanden, denn sie richteten unaufhörlich ihre Augen nach dem Gebirge, und das junge Weib sah oft nach der Uhr, vielleicht mehr, um einen Edelstein zu betrachten, den sie seit kurzem besaß, als um zu erfahren, ob das Stelldichein heranrücke. Sie brauchte nicht lange zu warten. Ein Hund sprang aus dem Buschwald und umwedelte sie, als er den Namen Brusco hörte. Bald darauf erschienen zwei bärtige Männer, die Flinte unterm Arm, die Pulvertasche am Gürtel und die Pistole an der Seite. Ihre zerrissenen und geflickten Kleider standen in Widerspruch zu ihren glänzenden Waffen aus einer berühmten Fabrik des Festlands. Trotz des unverkennbaren Gegensatzes ihrer gesellschaftlichen Stellung begrüßten sich diese vier Personen wie alte Freunde.

Nun, Orsanton, sagte der älteste der Banditen zum jungen Manne, Eure Sache ist in Ordnung. Die Untersuchung ist niedergeschlagen. Meinen Glückwunsch! Es tut mir nur leid, daß der Advokat nicht mehr auf der Insel ist, so daß Ihr seinen Ärger nicht seht. Und Euer Arm?

In vierzehn Tagen, sagt man mir, darf ich meine Binde ablegen. Brando, braver Kerl, ich reise morgen nach Italien und wollte dir wie auch dem Herrn Pfarrer Lebewohl sagen; darum habe ich euch hierher bestellt.

Ihr habt's recht eilig! sagte Brandolaccio. Gestern sind Sie freigesprochen, und morgen reisen Sie ab!

Ja, man hat Geschäfte, sagte das junge Weib frohgelaunt.

Meine Herren, ich habe Ihnen zu essen mitgebracht. Essen Sie und vergessen Sie meinen Freund Brusco nicht!

Sie verwöhnen den Brusco, Fräulein Kolomba; aber er ist dankbar. Sie werden es sehen. Achtung, Brusco, rief er, indem er seine Flinte wagerecht ausstreckte. Einen Sprung für die Barricini!

Der Hund blieb unerbittlich stehen, leckte sich das Maul und sah seinen Herrn an.

Einen Sprung für die della Rebbia!

Und er sprang zwei Fuß höher als nötig.

Hört, meine Freunde, sagte Orso, ihr treibt ein elend Handwerk. Wenn es auch nicht gerade auf dem üblen Platze da unten endet; das Beste, was ihr zu erwarten habt, ist die Kugel eines Gendarmen in der Macchia.

Und wenn schon, sagte Castriconi, das ist ein Tod wie jeder andre und besser als das Fieber, das einen im Bette umbringt mitten unter dem Geheule mehr oder minder aufrichtiger Erben. Wenn man an die frische Luft gewöhnt ist wie wir, dann gibt es nichts Besseres als in seinen Stiefeln zu sterben, wie die Leute im Dorf sagen.

Ich möchte, sagte Orso, ihr verließet das Land und führtet ein etwas ruhigeres Leben. Zum Beispiel, warum geht ihr nicht nach Sardinien, wie es mehrere eurer Kameraden getan? Ich könnte euch die Mittel dazu verschaffen.

Nach Sardinien? rief Brandolaccio aus. Istos Sardos! Der Teufel soll sie mit ihrem Kauderwelsch holen. Das ist für uns zu schlechte Gesellschaft.

In Sardinien, fügte der Theologe hinzu, gibt es keine Schlupfwinkel. Ich verachte die Sarden. Um Banditen zu jagen, brauchen sie eine berittene Truppe; ein Schimpf, zugleich für die Banditen wie für das Land. Pfui über Sardinien! Es wundert mich, Herr della Rebbia, daß Ihr, der Ihr ein Mann von Geschmack und Wissen seid, unsre Lebensweise in der Macchia wieder aufgebt, nachdem Ihr sie gekostet habt.

Bedenkt, entgegnete Orso, als ich das Vergnügen hatte, Euer Tischgenosse zu sein, war ich nicht imstande, alle Reize Eures Daseins zu würdigen. Die Rippen tun mir noch weh, wenn ich mich des Rittes in einer gewissen Nacht erinnere, wo ich wie ein Sack auf einem Pferde ohne Sattel lag, das mein Freund Brandolaccio führte.

Und das Vergnügen, der Verfolgung entwischt zu sein, gilt Euch nichts? Wie können Sie unempfänglich sein für den Reiz der unbegrenzten Freiheit in einem Klima wie dem unsrigen? Mit diesem Zepter (er zeigte seine Flinte) ist man überall König, wohin man seine Kugel sendet. Man herrscht; man straft das Unrecht. Das ist eine höchst moralische Unterhaltung, die wir uns mitunter erlauben. Welch schönes Leben, ein fahrender Ritter zu sein, wenn man besser bewaffnet und vernünftiger ist als Don Quichotte! Hören Sie! Neulich erfuhr ich, daß der Ohm der kleinen Lilla Luigi, der alte Geizkragen, ihr keine Mitgift geben wollte. Ich habe ihm geschrieben, ohne zu drohen, denn das ist nicht meine Weise, und plötzlich war er dazu geneigt. Jetzt ist sie verheiratet. Ich habe zwei Menschen glücklich gemacht. Glauben Sie mir, Herr Orso, es geht nichts über das Banditenleben. Wäre es nicht um eine gewisse Engländerin, die ich nur flüchtig gesehen habe, von der aber jedermann in Bastia mit Bewunderung spricht, wer weiß, ob Ihr nicht doch einer der Unsrigen würdet!

Meine künftige Schwägerin, sagte Kolomba lachend, liebt die Macchia nicht; sie hat darin zuviel Angst ausgestanden.

Wenn ihr hier bleiben wollt, meinetwegen! Sagt mir nur, ob ich etwas für euch tun kann.

Nichts, sagte Brandolaccio, als uns ein wenig Andenken bewahren. Sie haben uns mit Güte überhäuft. Chilina hat ihre Mitgift, und um ihr weiterzuhelfen, ist es nur nötig, daß der Pfarrer einen Brief ohne Drohung schreibt. Wir wissen, daß Euer Pächter uns Brot und Pulver im Notfall

gibt; also, lebt wohl! Ich hoffe, Euch hienieden einmal in Korsika wiederzusehen.

In der Not, sagte Orso, sind ein paar Goldstücke etwas wert. Jetzt, da wir alte Bekannte sind, werdet ihr mir diesen kleinen Beutel nicht abschlagen.

Kein Geld unter uns, Herr Leutnant! sagte Brandolaccio entschieden.

Geld macht alles in der Welt! meinte Castriconi, aber in der Macchia schätzt man nur ein tapferes Herz und eine Flinte, die nie versagt.

Ich möchte euch nicht verlassen, ohne euch irgendein Angedenken zu geben. Brando, was kann ich dir schenken?

Der Bandit kratzte sich hinter den Ohren, und indem er auf Orsos Doppelflinte einen schielenden Blick warf, sagte er:

Verdammt, wenn ich wagte ... doch nein, Ihr hängt zu sehr daran.

Was ist, das du dir wünschest?

Nichts. Das Ding an sich tut's nicht. Es kommt auf die Handhabung an. Ich denke immer an den verteufelten Doppelschuß mit einer Hand. So etwas macht man nicht zweimal.

Willst du diese Flinte? Ich habe sie für dich mitgebracht; aber bediene dich ihrer so wenig wie möglich.

Daß ich sie handhaben werde wie Ihr, das kann ich nicht versprechen, aber seid ruhig! Wenn ein andrer sie einmal besitzen wird, dann dürft Ihr sagen: Brando Savelli hat dem Tode salutiert.

Und Ihr, Castriconi, was soll ich Euch geben?

Da Ihr mir durchaus ein greifbares Angedenken hinterlassen wollt, so möchte ich Euch ohne Umschweif bitten, mir einen Horaz in möglichst winziger Ausgabe zu stiften. Das wird mich zerstreuen und mich hindern, mein Latein zu verlernen. In Bastia, im Hafen, ist ein Mädel, das Zigarren verkauft; gebt das Büchlein dort ob; sie wird es mir zustellen.

Ihr sollt einen Elzevir haben, Herr Gelehrter; es befindet

sich just einer unter den Büchern, die ich mitnehmen wollte. Jetzt, ihr lieben Freunde, müssen wir uns trennen! Geben wir uns die Hand! Wenn ihr einmal Sardinien besuchen wollt, dann schreibt an den Advokaten N***; er wird euch meinen Wohnort auf dem Festlande mitteilen.

Herr Leutnant, sagte Brando, morgen, wenn Ihr aus dem Hafen seid, dann schaut nach den Bergen zurück. Wir werden hier stehen und mit unsern Tüchern schwenken.

Sodann trennten sie sich. Orso und seine Schwester schlugen den Weg nach Kardo ein und die Banditen den ins Gebirge.

XXI

An einem schönen Aprilmorgen fuhr der Oberst Sir Thomas Nevil mit seiner Tochter, die seit einigen Tagen verheiratet war, sowie mit Orso und Kolomba in einer Kalesche aus den Toren von Pisa, um eine etruskische Grabanlage zu besehen, die seit kurzem entdeckt war und von allen Fremden besucht wurde. Unten im Gewölbe zogen Orso und seine Frau ihre Bleistifte heraus und zeichneten die Wandgemälde ab; der Oberst und Kolomba, beide gleichgültig gegen die Archäologie, ließen sie allein und schlenderten durch die Umgegend.

Meine liebe Kolomba, sagte der Oberst, nimmermehr werden wir zur rechten Zeit nach Pisa kommen zu unserm Luncheon. Sind Sie nicht hungrig? Orso und seine Frau stecken in den Altertümern; wenn sie zusammen zeichnen, hören sie nicht wieder auf.

Ja, sagte Kolomba; und doch bekommt man davon nie etwas zu sehen.

Mein Rat wäre, sagte der Oberst, daß wir in die kleine Meierei da gingen. Dort finden wir Brot, vielleicht Aleatico, und wer weiß, sogar Erdbeeren und Milch. Dabei könnten wir behaglich unsre Zeichner erwarten.

Sie haben recht, Oberst, Sie und ich, die wir die Ver-

nünftigen der Familie sind, wir täten unrecht, uns zu Opfern dieser Verliebten machen zu lassen, die nur von Poesie leben. Geben Sie mir den Arm! Nicht wahr, ich fange an, mich zu bilden? Ich hake den Arm ein, ich setze einen Hut auf, habe Kleider nach der Mode und Schmucksachen. Ich lerne allerlei schöne Dinge; ich bin gar keine Wilde mehr. Sehen Sie nur, mit welcher Grazie ich diesen Schal trage! Jener Blondkopf, Ihr Regimentskamerad, der bei der Hochzeit war, ach, ich kann seinen Namen nicht behalten, dieser Dandy, den ich mit einer Hand umstoßen könnte ...

Chatworth? sagte der Oberst.

Ja, der! Seinen Namen werde ich nie aussprechen lernen. Wissen Sie? Der ist verliebt in mich.

Ei, ei, Kolomba, Sie werden kokett. Es wird nicht lange dauern, da haben wir eine zweite Hochzeit.

Ich mich verheiraten? Wer sollte dann meinen Neffen erziehen, wenn Orso mir einen geschenkt haben wird? Wer sollte ihm das Korsische beibringen? Denn Korsisch soll er sprechen, und ich werde ihm eine Zipfelmütze verfertigen, um Sie wütend zu machen.

Warten wir zunächst, bis Sie einen Neffen haben. Dann können Sie ihn auch lehren, den Dolch zu gebrauchen, wenn Sie es für gut halten.

Fort mit den Dolchen! sagte Kolomba lustig. Jetzt habe ich einen Fächer, um Ihnen damit auf die Finger zu schlagen, wenn Sie Böses von meinem Lande reden.

Indem sie so plauderten, traten sie in die Meierei ein, wo sie Wein, Erdbeeren und Milch fanden. Kolomba half der Pächterin Erdbeeren suchen, während der Oberst Aleatico trank. An der Ecke eines Gartenganges bemerkte Kolomba einen Greis, der auf einem Strohstuhl in der Sonne saß und offenbar krank war, denn er hatte fahle Wangen und tiefliegende Augen; er war äußerst mager, und seine Unbeweglichkeit, seine Blässe, sein starrer Blick machten, daß er eher einem Leichnam glich als einem lebenden Wesen.

Während mehrerer Minuten betrachtete Kolomba ihn dermaßen scharf, daß sie die Neugier der Pächterin erregte.

Dieser arme Greis, sagte die Frau, ist einer Ihrer Landsleute, denn ich höre es an Ihrer Aussprache, daß Sie Korsin sind. Er hat in seinem Vaterlande Unglück gehabt; seine Kinder sind auf schreckliche Weise umgekommen. Man sagt, ich bitte um Verzeihung, mein Fräulein, daß Ihre Landsleute in ihrer Feindschaft nicht ganz zart seien. Seitdem ist der arme Herr, allein und verlassen, nach Pisa gekommen zu einer entfernten Verwandten, der Besitzerin dieses Pachthofes. Der arme Kerl ist nicht mehr ganz richtig im Kopfe; das kommt vom Unglück und vom Kummer. Das ist lästig für Madame, die gern Besuche hat; und darum hat sie ihn hierher geschickt. Er ist sehr sanft und stört gar nicht. Er sagt den ganzen Tag keine drei Worte. Der Arzt kommt jede Woche, und er meint, er werde es nicht lange mehr machen.

Also ein Todeskandidat! sagte Kolomba. In seiner Lage ist es ein Glück, wenn es aus ist.

Sie sollten mit ihm ein wenig Korsisch sprechen, gnädiges Fräulein. Es würde ihn gewiß erheitern, die Sprache seiner Heimat zu hören.

Das wird sich herausstellen, sagte Kolomba mit ironischem Lächeln und näherte sich dem Greise, bis ihr Schatten ihm die Sonne nahm. Da erhob der Schwachsinnige sein Haupt und blickte Kolomba scharf an, die ihn weiter lächelnd betrachtete. Nach einem Augenblick fuhr der Greis mit seiner Hand über das Gesicht und schloß seine Augen, als wolle er Kolombas Blick entgehen. Dann öffnete er sie wieder, aber übermäßig weit. Seine Lippen zitterten; er wollte die Hände ausstrecken, aber durch Kolomba gebannt, war er wie festgenagelt auf seinem Stuhl und außerstande, zu sprechen oder sich zu regen. Schließlich flossen dicke Tränen aus seinen Augen, und einige Seufzer entwanden sich seiner Brust.

Das ist das erstemal, daß ich ihn so sehe, meinte die

Pächtersfrau. Das gnädige Fräulein ist aus Ihrem Lande. Sie ist gekommen, Sie zu besuchen, sagte sie zum Greise.

Erbarmen! rief er mit stockender Stimme. Bist du nicht befriedigt? Wie hast du es fertig gebracht, jenes Blatt zu lesen, das ich verbrannt hatte? Aber warum alle beide? Du hättest mir einen lassen sollen, einen einzigen, Orlanduccio ... Gegen den konntest du nichts haben ... Seinen Namen hast du nicht gelesen.

Ich mußte sie beide haben, erwiderte ihm Kolomba leise in korsischer Mundart. Die Äste sind abgeschnitten, und wäre der Stamm nicht morsch, ich hätte ihn ausgerodet. Geh, beklage dich nicht! Du hast nicht lange mehr zu dulden. Ich aber, ich habe zwei Jahre gelitten!

Der Greis stieß einen Schrei aus, und das Haupt sank ihm auf die Brust. Kolomba wandte ihm den Rücken zu und kehrte langsam ins Haus zurück, indem sie einige unverständliche Worte aus einem Vocero sang:

Hab' die Hand, die abgedrückt hat,
Hab' das Auge, das gezielet,
Hab' das Herz, das ausgesonnen
Die verruchte Freveltat ...

Während die Pächterin sich beeilte, dem Greise beizuspringen, setzte sich Kolomba mit erregtem Gesicht und flammendem Auge zum Obersten zu Tisch.

Was haben Sie? fragte er. Sie sehen gerade so aus wie in Pietranera am Tage, wo man uns beim Mittagsmahle Kugeln auftischte.

Erinnerungen an Korsika sind mir ins Gedächtnis gekommen. Aber es ist vorbei. Ich werde Patin sein, nicht wahr? Oh, welch schöne Namen werde ich dem Jungen geben: Ghilfuccio — Tomaso — Orso — Leone!

In diesem Augenblick trat die Frau wieder ein.

Nun? fragte Kolomba mit größter Kaltblütigkeit. Ist er tot oder bloß ohnmächtig?

Es ist nichts, gnädiges Fräulein; aber es ist doch sonderbar, welche Wirkung Ihr Anblick auf ihn gehabt hat.

Hat der Arzt nicht gesagt, daß er nicht mehr lange zu leben habe?

Vielleicht noch zwei Monate.

Das wird kein großer Verlust sein, meinte Kolomba.

Teufel noch einmal! Von wem reden Sie? fragte der Oberst.

Von einem Verrückten aus meiner Heimat, erwiderte Kolomba mit gleichgültiger Miene, der hier Aufnahme gefunden hat. Ich werde mich von Zeit zu Zeit nach ihm erkundigen. Aber, lieber Oberst, lassen Sie doch Erdbeeren für meinen Bruder und für Lydia übrig!

Als Kolomba aus dem Meierhofe ging, um wieder in die Kalesche zu steigen, folgte ihr die Pächterin eine Weile mit den Augen.

Hast du das schöne Fräulein gesehen? sagte sie zu ihrer Tochter. Ich bin überzeugt, sie hat den Bösen Blick.

Matteo Falcone

ÜBERSETZT VON ARTHUR SCHURIG

Erstdruck in der Revue de Paris, Mai-Heft 1829. Quelle: Voyage en Corse vom Abbé Gaudin, Paris 1787, Seite 123. In Terzinen übertragen von Adelbert v. Chamisso (1830). Nach 1872 oftmals ins Deutsche übertragen.

Wenn man von Portovecchio in das Innere der Insel wandert, in nordwestlicher Richtung, steigt der Weg ziemlich rasch, und nach drei Stunden Marsch auf sich schlängelndem Saumpfad, den mächtige Felsblöcke verbauen und zuweilen Schluchten unterbrechen, steht man am Rand einer weitausgedehnten Macchia.

Hier ist die Heimat der korsischen Hirten und der Schlupfwinkel derer, die mit dem Gericht in Widerstreit geraten sind. Nun muß man wissen: auf Korsika erleichtert sich der Bauer die Mühe, sein Feld zu düngen, indem er ein Stück Wald in Brand steckt; fliegt das Feuer weiter, als der Zweck es erheischt, so ist das schlimm; doch was auch geschehen mag, die Saat unter der Asche der Bäume, die diese Flur beschatteten, sichert ihm gute Ernte. Die Ähren werden gesichelt, während das Stroh, das zu sammeln zu umständlich wäre, liegenbleibt; und aus den unverbrannten Baumwurzeln treiben im Frühling darauf üppige Sprößlinge, die in ein paar Jahren sieben bis acht Fuß hoch sind. So entsteht ein Buschwald, die Macchia geheißen, aus allerlei Bäumen und Sträuchern, die wirr durcheinander wachsen, wie der göttliche Zufall es fügt. Nur mit der Axt in der Hand bricht sich der Mensch darin Bahn, und an manchen Stellen ist das Dickicht so unzugänglich, daß sogar Wildschafe nicht durchkommen.

Wer einen Menschen umgebracht hat, enteilt in die Macchia von Portovecchio. Dort fristet er sein Leben ungefährdet, wenn er eine gute Büchse, Pulver und Blei besitzt; nicht zu vergessen den Pilone (das ist ein brauner Kapuzenmantel),

der als Lager und Decke dient. Die Hirten spenden Milch, Käse und Kastanien; vom Gericht und von der Sippe des Gemordeten hat er nichts zu befürchten, außer, wenn er nach neuem Schießvorrat hinab ins Dorf muß.

Als ich im Jahre 18** auf Korsika weilte, hatte Matteo Falcone sein Haus eine halbe Miglie vor diesem Buschwald. Nach dortigem Begriff war er ein wohlhabender Mann; er lebte vornehm, das heißt, ohne viel zu tun, vom Ertrag seiner Herden, die von Hirten (einer Art Nomaden) nach den verstreuten Weiden im Hochlande geführt werden. Ich habe ihn kennengelernt zwei Jahre nach dem Ereignis, das ich erzählen will; er kam mir höchstens fünfzig Jahre alt vor. Man stelle sich einen kleinen, aber kräftigen Mann vor mit pechschwarzem, krausem Haar, Adlernase, schmalen Lippen, großen lebhaften Augen und einer Hautfarbe vom Braungelb der Stulpenstiefel. Er galt als hervorragender Schütze, was viel besagt in einem Lande, das daran nicht Mangel hat. Wildschafe zum Beispiel traf Matteo auf hundertzwanzig Schritt mit der Kugel im Kopf oder Blatt, je nachdem. Nachts handhabte er seine Waffe genau so gut wie bei Tag, und man hat mir eine Probe seiner Geschicklichkeit berichtet, die mancher, der Korsika nicht kennt, kaum glauben wird. Man stellte in Entfernung von achtzig Schritt eine angezündete Kerze hinter einer tellergroßen Scheibe aus Ölpapier auf. Er legte an; dann blies man das Licht aus. Nach einer Minute drückte er ab und verfehlte die Scheibe im Stockdunklen bei vier Schuß nur einmal.

Bei so außerordentlicher Tüchtigkeit erfreute sich Matteo Falcone hohen Ansehens. Es hieß, er wäre als Freund so treu wie gefährlich als Feind. Sonst war er gefällig und mildtätig, hielt mit jedermann im Bezirk Frieden; allerdings ging das Gerücht, er habe sich in Corte, woher sein Weib gebürtig war, eines im Streit wie bei Liebschaften gleich unbequemen Rivalen in urwüchsiger Weise entledigt. Jener Flintenschuß nämlich, der besagten Nebenbuhler beim Rasieren am Fenster

ins Jenseits beförderte, war keinem andern zugeschrieben als dem Matteo. Noch war diese Geschichte nicht ganz vergessen, da führte er Giuseppa heim. Seine Frau schenkte ihm zunächst drei Mädchen (worüber er wütete) und endlich einen Jungen, der — die Hoffnung der Familie und der Erbe des Namens — Fortunato getauft wurde. Die Töchter waren längst gut verheiratet; bei Bedarf konnte Matteo auf die Dolche und Stutzen seiner Schwiegersöhne rechnen. Der Knabe war erst zehn Jahre alt, aber seine Anlagen versprachen das Beste.

An einem schönen Herbsttage brach Matteo mit seiner Frau zu früher Stunde auf, um in einer Lichtung der Macchia eine seiner Herden zu besichtigen. Der kleine Fortunato wollte mitgehen, aber der Ort war zu weit, und es war wohl auch nötig, daß jemand zurückblieb, das Haus zu hüten. Also schlug's ihm der Vater ab. Er sollte es zu bereuen haben.

Die Eltern waren etliche Stunden fort; der Knabe lag behaglich ausgestreckt in der Sonne, schaute nach den blauen Bergen und bedachte, daß er am kommenden Sonntag in der Stadt bei seinem Onkel, dem Caporale, zum Mittagsmahl eingeladen war, als ihn plötzlich der Knall einer Feuerwaffe seiner Träumerei entriß. Er sprang auf und horchte in der Schallrichtung, der Niederung zu. Nochmals schoß es und immer wieder, in ungleichen Abständen, näher und näher. Schließlich erschien auf dem Pfad, der vom Hang her zum Hause führte, ein Mann, auf dem Haupt eine Zipfelmütze, wie die Bergbewohner sie tragen, mit struppigem Bart, in zerlumpter Kleidung. Auf seine Büchse gestützt, vermochte er sich kaum weiterzuschleppen. Ein Schuß hatte ihn in den Schenkel getroffen.

Es war ein Bandit, das heißt ein Geächteter, der in der Nacht, um Pulver zu kaufen, nach der Stadt gegangen war, unterwegs aber auf einen Streiftrupp korsischer Jäger gestoßen war, die im Hinterhalt lagen. Nach mannhafter Gegenwehr war es ihm gelungen, den Rückweg zu gewinnen, lebhaft beschossen, von Fels zu Fels wieder feuernd. Er hatte

nur geringen Vorsprung vor den Soldaten, und seine Wunde hinderte ihn, den Buschwald zu erreichen, ehe sie ihn einholten.

Er näherte sich Fortunato und rief ihm zu:

Bist der Sohn von Matteo Falcone?

Bin ich! antwortete der Knabe.

Ich bin Gianetto Sanpierro. Die Gelbkragen sind mir auf den Nähten. Verbirg mich! Ich kann nicht weiter.

Was wird mein Vater sagen, wenn ich dich ohne seine Erlaubnis verstecke?

Er wird sagen: Hast recht getan!

Wer weiß?

Rasch verbirg mich! Sie sind schon nahe.

Warte, bis mein Vater heimkommt!

Warten soll ich? Gottverdammich! In fünf Minuten sind die Kerle hier. Rasch, verbirg mich — oder ich schlage dich tot!

Mit größter Kaltblütigkeit erwiderte ihm Fortunato: Deine Flinte ist nicht mehr geladen. Hast auch nichts zu schießen in deiner Carchera.

Ich habe meinen Dolch!

Kannst du so schnell laufen wie ich?

Er machte einen Satz und brachte sich in Sicherheit.

Du willst der Sohn von Matteo Falcone sein und läßt mich vor eurem Hause gefangennehmen?

Der Knabe war sichtlich betroffen.

Was gibst du mir, wenn ich dich verstecke? fragte er und kam wieder näher.

Der Geächtete griff in die Ledertasche, die er am Gürtel trug, suchte und brachte ein Fünffrankstück hervor, für das er gewiß hatte Pulver kaufen wollen.

Beim Anblick des Silberlings lächelte Fortunato, und er sagte zu Gianetto: Brauchst keine Angst mehr zu haben!

Alsbald machte er ein großes Loch in den Heuschober, der vorm Hause stand. Gianetto kroch hinein, und das Kind verbarg ihn so, daß er nur ein kleines Luftloch zum Atmen hatte,

ohne daß man vermuten konnte, ein Mensch stäke im Heu. Erfindungsreich wie ein Wilder, hatte er noch einen Einfall. Er holte eine Katze samt ihren Jungen und setzte sie auf den Schober, damit es aussähe, als hätte ihn in der letzten Zeit niemand berührt. Und da er die Blutspur auf dem Wege zum Hause wahrnahm, streute er sorgsam Staub darüber. Danach streckte er sich in voller Gelassenheit wieder in der Sonne hin.

Wenige Minuten später waren auch schon sechs Soldaten in braunen Röcken mit gelbem Kragen, befehligt von einem Feldwebel, vor Matteos Haus. Dieser Führer war ein weitläufiger Verwandter Falcones; bekanntlich gilt in Korsika die Verwandtschaft in weiteren Graden als sonstwo. Der Feldwebel hieß Tiodoro Gamba; er war ein tatenlustiger Mann, gefürchtet von den Geächteten, denn er hatte ihrer schon manchen aufgestöbert.

Guten Morgen, Vetterchen! sagte er zu Fortunato, indem er vor ihn trat. Bist groß geworden! Sage mir mal, ist nicht eben ein Mann vorübergegangen?

So groß wie Ihr bin ich freilich noch nicht, Herr Vetter, entgegnete der Knabe dummdreist.

Wird nicht lange dauern ... Aber sag': hast du niemanden vorbeikommen sehen?

Ob ich jemanden habe vorbeikommen sehen?

Ja, einen Mann mit einer Zipfelmütze aus schwarzem Samt, in einem Kittel mit rot und gelbem Besatz.

Einen Mann mit einer Zipfelmütze in einem Kittel mit rot und gelbem Besatz?

Ja doch! Gib flugs Antwort und wiederhole nicht erst meine Fragen!

Heute morgen ist der Herr Pfarrer vor unsrer Tür vorbeigeritten auf seinem Piero. Er hat mich gefragt, wie es dem Vater gehe, und ich habe ihm gesagt ...

Du willst mich foppen, du Schlingel! Rasch, sag', wohin ist Gianetto? Den suchen wir nämlich, und den Weg da ist er bestimmt heraufgekommen.

Wer weiß?

Wer weiß? Ich weiß, daß du ihn gesehen hast.

Sieht man die Vorübergehenden, wenn man schläft?

Du hast nicht geschlafen, Spitzbube! Die Schießerei hat dich aufgeweckt.

Denkt Ihr denn, Herr Vetter, Eure Flinten machen solchen Lärm? Meines Vaters Stutzen ist viel lauter.

Der Teufel soll dich holen, gottverdammter Bengel! Ich bin überzeugt, daß du den Gianetto gesehen hast. Hast ihn vielleicht gar versteckt. Auf, Kameraden, ins Haus! Schaut nach, ob unser Mann nicht drin ist! Der eine Lauf ist ihm kaputt geschossen, und der Schelm ist noch so dumm, die Macchia humpelnd erreichen zu wollen. Überdies hört die Blutspur hier auf.

Und was wird Vater sagen? fragte Fortunato höhnisch grinsend, wenn er erfährt, daß man während seiner Abwesenheit in sein Haus gedrungen ist?

Nichtsnutz, sagte der Feldwebel Gamba und nahm den Jungen am Ohr, du weißt doch, daß es in meiner Macht steht, andre Saiten aufzuziehen! Ich denke, fünfundzwanzig mit der flachen Klinge werden dich zum Reden bringen.

Fortunato grinste weiter.

Mein Vater heißt Matteo Falcone! sagte er würdevoll.

Du weißt, kleiner Wicht, daß ich dich nach Corte oder nach Bastia führen lassen kann. Dort wirst du im Loch liegen auf Stroh, Eisen an den Beinen. Und den Kopf lasse ich dir abhacken, wenn du nicht gestehst, wo Gianetto Sanpierro ist.

Bei dieser bösen Drohung brach der Junge in Gelächter aus, und er wiederholte: Mein Vater heißt Matteo Falcone!

Feldwebel, raunte einer der Jäger dem Führer zu, mit Matteo wollen wir lieber keine Händel!

Gamba machte ein verlegenes Gesicht. Er beriet sich leise mit seinen Leuten, die bereits das ganze Haus durchsucht hatten. Das war kein zeitraubendes Geschäft, denn die Hütte eines Korsen enthält nur eine einzige viereckige Stube. Die

Einrichtung besteht aus einem Tisch, Bänken, Truhen, Jagd- und Hausgerät.

Während sie sich besprachen, spielte der kleine Fortunato mit seiner Katze, wobei er sich sichtlich an der Ratlosigkeit der Jäger weidete.

Einer der Soldaten ging an den Heuschober und stach mit seinem Bajonett hinein, nachlässig und achselzuckend, als habe er das Gefühl, etwas Lächerliches zu tun. Es rührte sich nichts, und der Knabe verriet nicht die geringste Unruhe.

Der Feldwebel und sein Streiftrupp fluchten. Schon schauten die Soldaten ernstlich nach der Niederung, dem Entschlusse nahe, dahin zurückzukehren, woher sie gekommen, da begann ihr Führer, überzeugt, daß mit Drohungen bei Falcones Sohn nichts zu erreichen war, einen letzten Versuch, um zu sehen, ob mit Schmeichelei und Geschenken mehr zu machen sei.

Vetterchen, sagte er, du hast's faustdick hinter den Ohren. Wirst es weit bringen. Doch mit mir solltest du wahrlich dein Spiel nicht treiben. Ich möchte es meinem Vetter Matteo nicht antun; sonst, der Teufel hol' mich, würde ich dich abführen!

Hihi!

Aber wenn mein Vetter heimkommt, werde ich ihm den Vorfall erzählen, und er wird dich zur Strafe braun und blau prügeln.

Fragt sich!

Du wirst es sehen. Aber schau! Sei ein braver Junge! Ich schenke dir auch was.

Und ich, Herr Vetter, gebe Euch einen guten Rat. Wenn Ihr noch länger säumt, wird der Gianetto im Buschwald sein, und dann langt ein Kerl wie Ihr nicht, ihn herauszukriegen.

Der Feldwebel zog seine silberne Uhr aus der Tasche, die ihre zehn Taler wert sein mochte, und wie er bemerkte, daß die Augen des kleinen Fortunato bei ihrem Anblick funkelten, ließ er sie an der stählernen Kette baumeln und sagte:

Was, du Schlingel, so eine Uhr hättest du wohl gern am Halse hängen? Du würdest durch die Gassen von Portovecchio spazieren, stolz wie ein Spanier, und die Leute würden dich fragen: Welche Zeit ist es? Worauf du ihnen antwortest: Hier, seht selber nach!

Wenn ich groß bin, wird mir mein Onkel, der Caporale, eine Uhr schenken.

Ja, aber der Sohn deines Onkels hat schon eine ... so schön wie die hier ist sie zwar nicht ... er ist aber auch jünger als du.

Der Kleine seufzte.

Na, Vetterchen, willst du sie, diese Uhr?

Fortunato schielte nach der Taschenuhr wie eine Katze, der man ein ganzes Huhn vor die Nase hält. Sie hat die Empfindung, daß man Scherz mit ihr treibt; sie getraut sich nicht, die Krallen danach auszustrecken; von Zeit zu Zeit wendet sie den Blick ab, um der Versuchung nicht zu unterliegen, leckt sich aber fortgesetzt das Mäulchen und zieht dabei ein Gesicht, als wolle sie fragen: Wozu dies grausame Spiel?

Wie dem auch sei, der Feldwebel Gamba bot seine Uhr offenbar allen Ernstes an. Fortunato hielt seine Hand im Zaum, aber er sagte bitter lächelnd:

Was foppt Ihr mich?

Bei Gott, ich foppe dich nicht! Sage mir bloß, wo Gianetto ist — und die Uhr ist dein!

Um Fortunatos Mund flog ein ungläubiges Lächeln, und indem er seine schwarzen Augen auf die des Feldwebels heftete, suchte er darin zu ergründen, ob er dessen Worten glauben dürfe.

Ich will mich degradieren lassen, rief Gamba, wenn ich dir unter dieser Bedingung die Uhr nicht gebe. Die Kameraden sind Zeugen. Ich kann mein gegebenes Wort nicht zurücknehmen.

Wie er so sprach, ließ er die an der Kette herabhängende Uhr hin und her pendeln, so daß sie der bleichen Wange des Knaben ganz nahe kam. Auf Fortunatos Gesicht spiegelte sich

der Kampf, der in seiner Seele zwischen seiner Begehrlichkeit und der Ehrfurcht vor dem Gastrecht tobte. Die nackte Brust schwoll ihm; er rang sichtlich nach Atem. Währenddem ward die Uhr hin und her geschlenkert, wobei sie sich drehte und zuweilen an Fortunatos Nase tippte. Nach einer Weile hob sich langsam seine Rechte nach der Uhr hin; die Spitzen ihrer Finger berührten sie, und schließlich lag sie ihm schwer in der Hand, doch ohne daß der Feldwebel das Ende der Kette losließ ... Das Zifferblatt war aus Lasur ... das Gehäuse jüngst blankgeputzt ... es flammte in der Sonne wie eitel Feuer ... Die Versuchung war allzu mächtig.

Fortunato hob nun auch die linke Hand und wies mit dem Daumen über seine Schulter weg nach dem Heuschober, an den er gelehnt stand.

Gamba begriff die Geste sofort. Er gab die Kette frei; Fortunato fühlte sich im Vollbesitz der Uhr. Behend wie eine Hindin richtete er sich gerade und ging zehn Schritte weg vom Heuschober, den die Jäger sofort auseinanderrissen.

Es dauerte nicht lange, da bewegte es sich im Heu, und ein blutbefleckter Mann kroch heraus, den Dolch in der Hand; doch als er versuchte, sich auf seine Füße zu stellen, machte es ihm die geronnene Wunde unmöglich, sich aufrecht zu halten. Er sank um. Der Feldwebel stürzte auf ihn und nahm ihm den Dolch. Alsdann legte man ihm trotz seines Widerstandes starke Fesseln an.

Als Gianetto, wie ein Bündel Reißig verschnürt, auf dem Boden lag, wandte er den Kopf nach Fortunato, der wieder nähergekommen war. Mißgeburt du! sagte er zu ihm mit mehr Verachtung als Zorn.

Der Knabe warf ihm das Silberstück hin, das er von ihm empfangen hatte, im Gefühl, daß er kein Recht mehr darauf hatte. Aber der Geächtete achtete dieser Bewegung nicht. Kaltblütig sagte er zum Feldwebel: Lieber Gamba, ich kann nicht laufen. Ihr müßt mich schon tragen, hinab zur Stadt!

Eben noch liefst du schneller als ein Reh, erwiderte der

grausame Sieger. Doch sei beruhigt! Ich bin dermaßen froh, daß ich dich habe, daß ich dich eine Stunde lang auf dem Buckel tragen könnte, ohne matt zu werden. Zunächst, lieber Freund, wollen wir dir eine Bahre aus Ästen und deinem Mantel zurechtmachen. In der Meierei von Crespoli bekommen wir Pferde.

Gut! meinte der Gefangene. Etwas Stroh legt Ihr mir doch auch auf die Bahre, damit ich besser liege.

Wie die Jäger also beschäftigt waren, die einen, aus Kastanienbaumzweigen eine Art Tragebett herzustellen, die andern, dem Gianetto die Wunde zu verbinden, da tauchten mit einem Male Matteo Falcone und sein Weib an der Wendung des Pfades auf, der zum Buschwald führte. Die Frau ging tiefgebeugt unter der Last eines Riesensackes voll Kastanien, während der Mann, der nichts trug als eine Büchse in der Hand und eine zweite am Riemen über der Schulter, wie ein Prälat stolzierte; ist es doch eines Mannes unwürdig, andre Bürde zu tragen als seine Waffen.

Angesichts der Soldaten war Matteos erster Gedanke: Die wollen mich verhaften! Aber warum dieses Mißtrauen? Hatte er mit dem Gericht irgendwie zu schaffen? Keineswegs. Er genoß einen guten Ruf. Er war, wie man zu sagen pflegt, eine wohlbeleumundete Person. Aber er war Korse und Gebirgler, und es gibt unter den Korsen in den Bergen nur wenige, die bei genauer Prügung ihres Gedächtnisses nicht irgendwelche kleine Sünde fänden, sei es, daß ihnen einmal das Gewehr plötzlich losgegangen oder der Dolch abgerutscht oder sonst eine Bagatelle passiert wäre. Mehr denn sonst einer durfte sich Matteo eines reinen Gewissens rühmen, war es doch schon über zehn Jahre her, daß er einmal sein Gewehr auf einen Menschen angelegt hatte. Immerhin, Vorsicht war geboten, und er setzte sich in Bereitschaft, sich nötigenfalls bestens zu verteidigen.

Weib, sagte er zu Giuseppa, leg' deinen Sack nieder und paß' auf!

Sie gehorchte ohne weiteres. Er gab ihr die Büchse, die er am Riemen getragen und die ihm jetzt hinderlich sein konnte; die andre, die er in der Hand hielt, machte er schußbereit. Sodann schritt er langsam auf sein Haus zu, dicht an den Bäumen hin, die den Weg säumten, bereit, beim geringsten feindseligen Zeichen schleunigst hinter den dicksten Stamm zu treten, um in Deckung feuern zu können. Sein Weib trottete ihm auf den Fersen nach, mit der zweiten Büchse und der Munitionstasche. Auf Korsika ist es das Amt einer guten Hausgenossin, im Fall eines Kampfes die Gewehre des Mannes zu laden.

Drüben dem Feldwebel ward es arg unbehaglich zumute, als er Matteo derart anrücken sah, Schritt um Schritt, die Büchse schußfertig und den Finger am Abzug.

Sollte es der Zufall gefügt haben, dachte Gamba bei sich, daß sich Matteo als Vetter oder Freund von Gianetto ansieht und er ihn heraushauen will, so wird die Ladung von zwei Flinten zweien von uns so sicher aufs Fell brennen wie der Donner dem Blitze folgt; und nimmt er mich ins Visier, so nutzt mir alle Vetternschaft nichts.

In so hochnotpeinlicher Lage faßte er einen sehr mutigen Entschluß, nämlich, Matteo allein entgegenzugehen und ihm das Geschehnis zu erzählen, wobei er ihn vertraulich anreden wollte. Doch der kurze Raum, der zwischen ihm und Matteo lag, kam ihm erschrecklich lang vor.

Hallo, alter Kamerad! schrie er. Wie geht es dir? Ich bins, Gamba, dein Vetter!

Ohne etwas zu erwidern, war Matteo stehengeblieben, und bei jedem Wort, das der andre sprach, hob er die Mündung seiner Büchse ein wenig, so daß der Lauf gen Himmel gerichtet war, im Moment, da Gamba bei ihm anlangte.

Buon giorno, fratello! (Das ist der übliche Gruß auf Korsika: Guten Tag, Bruder!) sagte der Feldwebel, indem er ihm die Rechte bot. Es ist lange her, seit ich dich nicht gesehen habe.

Buon giorno, fratello! wiederholte Matteo.

Ich wollte dir und meiner Base Peppa im Vorübergehn Guten Tag sagen. Wir haben heute einen tüchtigen Marsch hinter uns; aber wenn wir auch müde sind, wir dürfen nicht klagen, denn wir haben einen famosen Fang gemacht. Eben haben wir den Gianetto Sanpierro erwischt.

Gott Lob und Dank! rief Giuseppa. Er hat uns vergangene Woche eine Milchziege gestohlen.

Solches hörte Gamba mit Vergnügen.

Armer Teufel! murmelte Matteo. Er hatte Hunger!

Der Bursche hat sich wie ein Löwe verteidigt, fuhr der Feldwebel fort, etwas eingeschüchtert. Er hat mir einen meiner Jäger niedergeknallt, und nicht zufrieden damit, dem Sergeanten Chardon den Arm zerschossen, was nicht weiter schlimm ist, denn Chardon ist bloß ein Franzose. Zuletzt hat er sich so gut versteckt, daß ihn auch der Teufel nicht entdeckt hätte. Ohne Vetterchen Fortunato hätte ich ihn nie und nimmer gekriegt.

Fortunato? schrie Matteo.

Fortunato? echote Giuseppa.

Ja, Gianetto hatte sich da im Heuschober verkrochen, aber Vetterchen hat mir das Versteck gezeigt. Ich werde es auch seinem Onkel, dem Caporale, berichten, damit er ihm für seine Mühe ein schönes Geschenk schickt. Und sein wie dein Name soll im Bericht nicht fehlen, den ich dem Herrn Staatsanwalt überreichen werde.

Verfluchte Geschichte! flüsterte Matteo vor sich hin.

Sie hatten den Streiftrupp erreicht. Gianetto war bereits auf die Bahre gebettet. Eben sollte aufgebrochen werden. Als er Matteo zusammen mit Gamba erblickte, lächelte er eigentümlich; dann, gegen die Haustüre gewandt, spuckte er auf die Schwelle und sagte: Verräterhaus!

Nur ein Mann, der mit dem Leben abgerechnet hat, konnte es wagen, Falcone das Wort Verräter ins Gesicht zu schleudern. Ein Dolchstoß, dem kein zweiter hätte zu folgen brauchen, hätte den Schimpf im selben Augenblick gerächt. Doch

Matteo tat nichts; nur machte er eine Handbewegung nach der Stirn wie einer, der sich Höherem fügt.

Fortunato war ins Haus gegangen, sowie er den Vater kommen sah. Bald kam er wieder zum Vorschein, mit einem Topf Milch, den er mit gesenktem Blick Gianetto darbot.

Weg von mir! schrie der Geächtete mit Donnerstimme ihn an. Darauf sagte er zu einem der Jäger: Kamerad, gib mir zu trinken!

Der Soldat legte ihm seine Feldflasche zwischen die Hände, und der Geächtete trank das Wasser, das ihm ein Mensch reichte, mit dem er kurz zuvor Flintenschüsse gewechselt hatte. Dann bat er, man möge ihm die Hände anstatt unter dem Rücken über der Brust zusammenbinden.

Ich liege gern bequem, sagte er.

Man beeilte sich, ihm zu willfahren. Darauf gab der Feldwebel das Zeichen zum Aufbruch, nahm Abschied von Matteo, ohne Antwort zu erhalten, und begann raschen Schritts den Abstieg.

Etwa zehn Minuten verstrichen, ehe Matteo den Mund öffnete. Der Knabe schaute mit unruhigem Auge bald zu seiner Mutter, bald zu seinem Vater, der ihn, auf seine Büchse gestützt, mit dem Ausdruck maßlosen Ingrimms betrachtete.

Endlich sagte er: Dein erstes Stück war gut!

Diese Worte klangen kühl, grausig aber dem, der den Sprecher kannte.

Lieber Vater! rief der Knabe, Tränen in den Augen und näherkommend, offenbar, um vor ihm auf die Knie zu fallen.

Matteo jedoch schrie: Zurück von mir!

Da blieb das Kind stehen und schluchzte. Regungslos stand es etliche Schritte vor seinem Vater.

Giuseppa trat hinzu. Sie hatte die Uhrkette bemerkt, die aus Fortunatos Hemd hervorblinkte.

Von wem hast du die Uhr? fragte sie in strengem Tone.

Vom Vetter Gamba.

Falcone riß die Uhr an sich und schleuderte sie mit aller

Gewalt gegen einen Stein, an dem sie in tausend Stücke zerschellte.

Weib, rief er, ist der mein Blut?

Giuseppas Wangen wurden ziegelrot.

Was sagst du, Matteo? Weißt du, mit wem du redest?

Der erste Sproß meines Stammes, der ein Verräter ist!

Fortunatos Seufzen und Stöhnen wurde immer heftiger. Falcone starrte mit seinen Luchsaugen scharf auf ihn. Endlich stieß er den Kolben seines Gewehres zu Boden, warf es über die Schulter, schlug wieder den Weg nach der Macchia ein und schrie Fortunato zu: Mir nach!

Das Kind gehorchte.

Giuseppa lief hinter Matteo her und faßte ihn am Arm.

Es ist dein Sohn! sagte sie mit bebender Stimme, indem sie den Blick ihrer schwarzen Augen in die ihres Mannes bohrte, wie um darin zu lesen, was in seiner Seele vorging.

Laß ab! erwiderte Matteo. Ich bin sein Vater.

Giuseppa umarmte ihren Sohn und zog sich weinend in die Hütte zurück. Vor einem Bilde der Madonna warf sie sich auf die Knie und betete inbrünstig. Währenddem ging Matteo zweihundert und einige Schritte den Pfad hin und machte erst vor einer kleinen Schlucht halt, in die er hinabstieg. Er versuchte den Boden mit dem Gewehrkolben und fand ihn weich und leicht aushebbar. Die Stätte dünkte ihm passend für sein Vorhaben.

Fortunato, stell' dich an den großen Stein dort!

Das Kind tat, wie ihm geheißen. Dann kniete es nieder.

Bete!

Vater, Vater, Ihr wollt mich töten?

Bete! wiederholte Matteo mit schrecklicher Stimme.

Weinend, schluchzend stammelte das Kind das Pater und das Credo her. Mit fester Stimme sprach der Vater jedesmal das Amen nach.

Sind das alle Gebete, die du weißt?

Lieber Vater, ich kann noch das Ave Maria und die Litanei, die mich die Tante gelehrt hat.

Die ist lang, doch in Gottes Namen!

Das Kind sagte die Litanei bis zu Ende her, mit immer leiser werdender Stimme.

Bist du fertig?

Gnade, lieber Vater! Verzeiht mir! Ich will's nicht wieder tun. Ich werde den Vetter Caporale bitten, daß er Gianetto laufen läßt.

Noch redete Fortunato. Matteo hatte den Hahn gespannt und legte das Gewehr an die Wange.

Gott sei dir gnädig! murmelte er.

Der Knabe machte einen verzweifelten Versuch, aufzustehen und die Knie seines Vaters zu umklammern, aber er kam nicht mehr dazu.

Matteo drückte ab, und Fortunato fiel tot nieder.

Ohne dem Leichnam einen Blick zu gönnen, schlug Matteo den Heimweg ein. Er wollte einen Spaten holen, seinen Sohn zu begraben.

Er hatte nur wenige Schritte zurückgelegt, als er Giuseppa begegnete, die, aufgeschreckt durch den Schuß, herbeilief.

Was hast du getan? schrie sie.

Gerechtes!

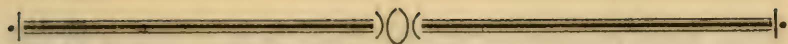
Wo liegt er?

In der Schlucht. Ich will ihn begraben. Er ist als Christ gestorben. Ich lasse ihm eine Messe lesen. Sage meinem Schwiegersohn Tiodoro Bianchi, er soll fortan mit in unserm Hause wohnen!

Die etruskische Vase

ÜBERSETZT VON M. M.

Erstdruck in der Revue de Paris, Januar-Heft 1830. Quelle: In der Gestalt des August Saint-Clair ist Mérimées Freund Henri Beyle (Stendhal) gezeichnet. Erste deutsche Übersetzung: von Adolf Laun, 1872.



August Saint-Clair war in guten Kreisen nicht beliebt; hauptsächlich, weil er nur den Leuten zu gefallen trachtete, die ihm selber gefielen. Er suchte die einen auf; die andern mied er; überdies war er zerstreut und träg. Eines Abends, als er aus der Italienischen Oper kam, fragte ihn die Marquise von A***, wie die Sontag gesungen habe. Jawohl, gnädige Frau, gab Saint-Clair verbindlich lächelnd zur Antwort, an ganz andre Dinge denkend. Diesen lächerlichen Bescheid durfte man gewiß nicht als Schüchternheit auffassen, denn er unterhielt sich mit großen Herren, mit bedeutenden Männern und auch mit Damen der Welt genau so selbstbewußt wie mit sonst wem. Die Marquise entschied, Saint-Clair sei ein Ausbund an Unart und Eingebildetheit.

Eines Montags lud ihn Frau B*** zum Diner ein. Sie sprach viel mit ihm, und beim Fortgehen erklärte er, einer liebenswürdigeren Dame sei er nirgends begegnet. Frau B*** pflegte vier Wochen lang bei andern Geist zu sammeln, um ihn an einer ihrer Abendgesellschaften wieder zu verausgaben. Saint-Clair sah sie am Donnerstag derselben Woche wieder. Diesmal langweilte er sich etwas. Ein nächster Besuch bestimmte ihn, nicht wieder in ihrem Salon zu erscheinen. Frau B*** verbreitete, Saint-Clair sei ein junger Mann ohne Lebensart und von übelstem Wesen.

Saint-Clair besaß ein zärtliches, liebebedürftiges Herz; aber in einem Alter, wo Eindrücke sich leicht fürs ganze Leben einprägen, hatte ihm seine schwärmerische Empfindsamkeit den Spott seiner Kameraden zugezogen. Er war stolz und ehr-

geizig, dabei eigensinnig wie ein Kind. Fortan machte er sich zur Pflicht, jede Äußerung, die ihm schimpfliche Schwäche dünkte, zu verbergen. Sein Ziel erreichte er, aber sein Sieg kam ihm teuer zu stehen. Vor den andern gelang es ihm, die Regungen seiner allzu zärtlichen Seele geheimzuhalten; indem er sie aber in sich verschloß, wurden sie nur hundertfach grausamer. In der Gesellschaft bekam er den traurigen Ruf eines gefühllosen, sich um nichts kümmernden Menschen; doch in der Einsamkeit bereitete ihm seine ruhelose Einbildungskraft um so schrecklichere Leiden, als er dies Geheimnis niemandem anvertrauen wollte.

Einen Freund zu finden ist schwer; wahrlich, schwer. Ist es überhaupt möglich? Hat es jemals zwei Menschen gegeben, die kein Geheimnis voreinander gehabt hätten? Saint-Clair glaubte nicht recht an Freundschaft, und man merkte das. Man fand ihn kalt und zurückhaltend gegenüber den jungen Leuten seines Kreises. Nie befragte er sie um ihre Geheimnisse, und alle seine Gedanken und die meisten seiner Handlungen blieben für sie Mysterien. Die Franzosen lieben es, von sich selber zu sprechen; so war auch Saint-Clair ohne seinen Willen der Mitwisser vieler vertraulichen Dinge. Seine Freunde (dies Wort bezeichnet die Personen, die man wöchentlich zweimal sieht) beklagten sich über sein Mißtrauen. In der Tat, wer uns ungefragt sein Geheimnis mitteilt, ist zumeist gekränkt, wenn wir das unsrige verschweigen. Man rechnet in der Indiskretion auf Gegenseitigkeit.

Er ist zugeknöpft bis zum Kinn, sagte eines Tages der schöne Rittmeister Alphons von Thémines. Ich könnte niemals das geringste Vertrauen fassen zu diesem teuflischen Saint-Clair.

Ich glaube, er ist Jesuit, erwiderte Julius Lambert. Irgendwer hat mir auf Ehre versichert, er habe ihn zweimal aus der Saint-Sulpice kommen sehen. Niemand kennt seine Gedanken; ich könnte nie recht warm mit ihm werden.

Sie trennten sich. Auf dem Boulevard Italien traf Alphons

auf Saint-Clair, der gesenkten Hauptes und ohne jemanden zu sehen daherkam. Alphons hielt ihn an, nahm seinen Arm, und bevor sie die Rue de la Paix erreichten, hatte er ihm die ganze Geschichte von seiner Liebschaft mit Frau*** erzählt, deren Gatte so eifersüchtig und roh sei.

Am gleichen Abend verlor Julius Lambert sein Geld beim Ecarté. Er stand auf, um zu tanzen, und stieß dabei zufällig mit dem Ellbogen einen Herrn, der gleich ihm sein ganzes Geld verloren hatte und sehr schlechter Laune war.

Nach kurzem Wortwechsel: Duellforderung. Julius bat Saint-Clair, sein Sekundant zu sein, und bei der Gelegenheit lieh er Geld von ihm, das er ihm zurückzugeben vergessen hatte.

Trotz allem kam man mit Saint-Clair vorzüglich aus. Seine Fehler schadeten nur ihm. Er war verbindlich, oft freundlich und selten langweilig. Er war viel gereist, hatte viel gelesen und sprach von seinen Reisen und seiner Lektüre nur, wenn man ihn dazu aufforderte. Außerdem war er groß, gut gewachsen; seine Gesichtszüge waren edel und geistvoll, fast immer zu ernst; doch sein Lächeln war lautere Güte.

Etwas Wesentliches habe ich noch nicht erwähnt. Saint-Clair war aufmerksam gegen alle Frauen; ihre Unterhaltung zog er der mit Männern vor. War er liebefähig? Das ist schwer zu entscheiden. Wenn aber dieses so kalte Wesen Liebe empfand, so wußte man, daß sie nur der hübschen Gräfin Mathilde von Coursy gelten konnte. Das war eine junge Witwe, bei der man ihn häufig sah. Auf ihr Vertrautsein schloß man aus folgenden Vermutungen: zunächst Saint-Clairs beinahe feierliche Höflichkeit für die Gräfin und die der Gräfin für ihn; ferner seine Sucht, ihren Namen in der Gesellschaft niemals auszusprechen. Wenn er gezwungen war, von ihr zu reden, tat er es ohne das geringste Lob; und dann, bevor Saint-Clair ihre Bekanntschaft gemacht hatte, liebte er leidenschaftlich die Musik, während die Gräfin ebensoviel Sinn für die Malerei hatte. Seit sie sich kannten, hatten ihre Neigungen gewechselt. Schließlich, als die Gräfin im ver-

gangenen Sommer die Reise nach einem Badeorte angetreten hatte, war Saint-Clair sechs Tage nach ihr verschwunden.

Meine Pflicht als Erzähler erheischt es zu berichten, daß in einer Julinacht, kurz vor Sonnenaufgang, die Tür zum Park eines Landhauses aufging und ein junger Mann mit all der Vorsicht eines Diebes, der überrascht zu werden fürchtet, heraustrat. Dies Landhaus gehörte der Gräfin von Coursy, und der Mann war Saint-Clair. Eine Dame, in einen Pelz gehüllt, begleitete ihn bis zur Pforte; sie steckte den Kopf heraus, um ihn länger sehen zu können, während er sich auf dem Fußwege längs der Parkmauer abwärts entfernte. Saint-Clair blieb stehen, schaute sich vorsichtig um und machte mit der Hand der Dame ein Zeichen hineinzugehen. Die Klarheit der Sommernacht ließ ihn ihr bleiches Gesicht, das unbeweglich auf derselben Stelle blieb, deutlich erkennen. Er kehrte um, trat zu ihr und schloß sie zärtlich in seine Arme. Er wollte sie veranlassen hineinzugehen, hatte ihr aber noch hundert Dinge zu sagen. Ihre Unterredung dauerte schon zehn Minuten, als man die Stimme eines Bauern vernahm, der zur Feldarbeit ging. Rasch wird ein Kuß gewechselt; die Tür schlägt zu, und Saint-Clair ist mit einem Sprunge am Ende des Fußsteiges.

Er folgte einem Wege, der ihm offenbar bekannt war. Bald sprang er wie vor Freude und lief, die Büsche mit seinem Stocke schlagend; bald blieb er stehen oder schritt langsam hin, den Himmel betrachtend, der sich im Osten purpurn färbte. Kurz, wer ihn gesehen hätte, mußte ihn für einen Narren halten, der überglücklich war, aus seiner Zelle ausgebrochen zu sein. Nach halbstündigem Gang war er am Tor eines kleinen alleinstehenden Hauses, das er für den Sommer gemietet hatte. Er schloß auf, trat ein; dann warf er sich auf ein großes Sofa, und mit unbeweglichen Augen, den Mund von einem süßen Lächeln bewegt, sann er, träumte er im Wachen. Lauter holdselige Gedanken erfüllten ihn. Wie bin ich glücklich! sagte er sich immer wieder. Endlich habe ich es gefunden, dies

Herz, das das meine versteht! Ja, ich habe mein Ideal gefunden! Ich habe gleichzeitig einen Freund und eine Geliebte. Welch ein Charakter! Was für eine leidenschaftliche Seele! Nein, niemals hat sie vor mir geliebt...

Und da sich die Eitelkeit immer wieder in alles und jedes einschleicht, dachte er bei sich: Sie ist die schönste Frau von Paris. Und seine Phantasie führte ihm all ihren Liebreiz flugs vor Augen. Er sagte sich: Unter allen hat sie mich gewählt. Sie hatte die Lieblinge der Gesellschaft zu Bewunderern, den Husarenoberst, diesen schönen, tapferen, ein wenig dandyhaften Mann... dann den jungen Schriftsteller, der so hübsche Aquarelle malt und so schön lebende Bilder stellt... dann den russischen Lovelace, der auf dem Balkan war und unter Diebitsch gedient hat... vor allem aber Kamill T***, der zweifellos Geist und gute Manieren hat, dazu die prächtige Säbelnarbe auf der Stirn... Alle hat sie abgewiesen. Und ich... Und aufs neue kam das alte Lied: Wie bin ich glücklich! Wie bin ich glücklich!

Er erhob sich, öffnete das Fenster, da er nicht atmen konnte, ging umher und warf sich wieder aufs Sofa. Ein glücklicher Liebhaber ist beinahe so langweilig wie ein unglücklicher. Einer meiner Freunde, der sich häufig in dem einen oder andern dieser beiden Zustände befand, war schließlich auf das letzte Mittel, sich auszusprechen, verfallen: er gab mit jedesmal ein ausgezeichnetes Gabelfrühstück, während dessen Dauer er über seine Liebesangelegenheiten sprechen durfte; nach dem Kaffee aber mußte er den Gegenstand der Unterhaltung wechseln.

Da ich allen meinen Lesern kein Gabelfrühstück geben kann, erlasse ich ihnen die weiteren Liebesgedanken Saint-Clairs. Man kann übrigens nicht andauernd im Bereiche der Wolken weilen. Saint-Clair war müde; er gähnte, reckte sich und sah, daß es bereits heller Tag war. Er mußte also ans Schlafen denken. Wie er erwachte, sah er auf der Uhr, daß er kaum Zeit hatte sich anzukleiden, um nach Paris zu eilen, wo er zu

einem Déjeuner-Diner mit etlichen jungen Herren seiner Bekanntschaft geladen war.

Man hatte soeben eine weitere Champagnerflasche entkorkt; ich überlasse dem Leser, zu entscheiden, die wievielte. Es genügt zu wissen, daß man bei dem Zeitpunkt angelangt war, der sich bei einem Junggesellen-Frühstück ziemlich schnell einstellt, wo alle zugleich sprechen wollen und die Nüchternen für die Angeheiterten zu fürchten beginnen.

Ich wünschte, sagte Alphons von Thémines, der niemals die Gelegenheit, über England zu sprechen, versäumte, ich wünschte, es wäre in Paris wie in London Mode, daß jeder einen Trinkspruch auf seine Geliebte ausbrächte. Auf diese Weise würden wir klipp und klar erfahren, für wen das Herz unsers Freundes Saint-Clair schlägt. Und indem er sprach, füllte er sein Glas und die seiner Nachbarn.

Ein wenig in Verlegenheit gebracht, machte Saint-Clair Anstalt zu antworten; aber Julius Lambert kam ihm zuvor.

Ich bin sehr für diesen Brauch, sagte er. Ich nehme ihn an. Und sein Glas erhebend, rief er:

Alle Putzmachermädels von Paris — ausgenommen die dreißigjährigen, die einäugigen und hinkenden!

Hurra! Hurra! schrien die jungen Anglomanen.

Saint-Clair erhob sich mit dem Glas in der Hand. Meine Herren, sagte er, mein Herz ist nicht so weit wie das unsers Freundes Julius, dafür beständiger. Meine Treue ist um so verdienstvoller, als ich seit langem von der Dame meines Herzens getrennt bin. Wie dem auch sei, ich bin überzeugt, daß Sie meine Wahl gutgeheißen, wenn Sie nicht gerade meine Rivalen sind. Auf Judith Pasta, meine Herren! Möchten wir Europas erste Tragödin recht bald wiedersehn!

Thémines wollte gegen diesen Toast Einspruch erheben; die Beifallsbezeugungen unterbrachen ihn jedoch. Nach diesem parierten Stoß vermeinte Saint-Clair für heute unbehelligt zu bleiben.

Die Unterhaltung drehte sich zunächst ums Theater. Von

der Zensur wandte man sich zur Politik. Vom Lord Wellington ging man zu englischen Pferden über, von englischen Pferden zu den Frauen, durch eine leicht begreifliche Ideenverbindung; denn für junge Leute sind zunächst ein schönes Pferd, dann eine hübsche Geliebte die beiden begehrenswertesten Dinge.

Darauf plauderte man von den Mitteln und Wegen, diese so begehrenswerten Dinge zu erlangen. Pferde lassen sich kaufen; man kauft auch Frauen, aber über solche wollen wir lieber nicht reden. Nachdem Saint-Clair seine geringe Erfahrung in so delikaten Angelegenheiten in bescheidener Weise angedeutet hatte, stellte er die These auf, die erste Bedingung, einer Frau zu gefallen, sei, sich durch etwas Besonderes auszuzeichnen und anders als die andern zu sein. Gibt es aber eine Definition des Besonderen? Er glaube es nicht.

Nach Ihrer Anschauung, meinte Julius, hat also ein Lahmer oder ein Buckliger größere Aussichten zu gefallen als ein gerader und regelrecht gewachsener Mensch?

Sie gehen zu weit, erwiderte Saint-Clair. Wenn es aber sein muß, nehme ich alle Folgen meiner Behauptung auf mich. Zum Beispiel, wenn ich bucklig wäre, würde ich mir keine Kugel durch den Kopf schießen; im Gegenteil, ich würde auf Eroberungen ausgehen. Zunächst würde ich mich nur an zwei Arten von Frauen wenden, an solche, die wahres Gefühl besitzen, oder an solche, und ihre Zahl ist groß, die originell sein wollen, eccentric, wie man in England sagt. Den ersteren würde ich schildern, wie schrecklich ich daran bin, wie grausam die Natur gegen mich ist. Ich würde versuchen, ihr Mitleid rege zu machen, und in ihnen die Ahnung zu erwecken wissen, daß ich leidenschaftlicher Liebe fähig sei. Einen meiner Rivalen tötete ich im Duell, und mit einer schwachen Dosis Opium machte ich einen Vergiftungsversuch. Nach einigen Monaten würde man meinen Höcker nicht mehr sehen, und dann wäre es meine Sache, die erste Gefühlsregung zu erspähen. Was die Frauen betrifft, die auf Originalität An-

spruch erheben, bei denen ist die Eroberung leicht. Man überzeuge sie nur, daß es eine unumstößliche Tatsache sei, daß ein Buckliger kein Glück haben kann; sofort werden sie die allgemeine Regel Lügen strafen wollen.

Seht den Don Juan! rief Julius.

Brechen wir uns die Beine, meine Herren! sagte der Oberst Beaujeu, da wir nicht das Pech haben, bucklig geboren zu sein.

Ich stimme Saint-Clair ganz und gar bei, erklärte Hektor Roquantain, der nur 1,13 groß war; man erlebt es tagtäglich, daß sich die schönsten und schicksten Weiber an Kerle wegwerfen, von denen unsereiner meinen möchte, daß sie überhaupt nicht in Wettbewerb treten.

Ich bitte dich, Hektor, erhebe dich und klingle, daß man uns Wein bringt, sagte Thémines im natürlichsten Tone der Welt.

Der Liliputaner stand auf, und jedermann erinnerte sich vergnügt der Fabel vom Fuchs mit dem abgeschnittenen Schwanze.

Was mich betrifft, sagte Thémines, das Gespräch weiterführend, je älter ich werde, desto klarer sehe ich, daß ein leidliches Gesicht ... (dabei warf er einen zufriedenen Blick in den gegenüberliegenden Spiegel) — daß ein leidliches Gesicht und Geschmack im Anzuge die beste Sonderlichkeit ist, die die Sprödeste berückt ...

Und er schnippte mit der Fingerspitze eine Brotkrume vom Aufschlag seines Rockes weg.

Ach was! rief der Zwerg. Mit einem hübschen Gesicht und einem Anzug von Staub bekommt man Frauen, die man acht Tage behält, und die einen bei der zweiten Zusammenkunft schon langweilen. Andre Dinge sind nötig, um geliebt zu werden, was man so geliebt werden nennt ... Man muß ...

Halt! unterbrach ihn Thémines. Wollt ihr ein schlagendes Beispiel? Ihr habt alle den Massigny gekannt und wißt, was für ein Mensch er war. Manieren wie ein englischer Reitknecht, unterhaltsam wie sein Gaul ... Aber schön war er wie

Adonis, und seine Krawatte trug er wie Georges Brummell. Alles in allem ist mir ein langweiligeres Individuum nicht begegnet.

Mich hat er mit seiner Langweiligkeit einmal beinahe umgebracht, sagte der Oberst Beaujeu. Stellt euch vor, daß ich zweihundert Wegstunden in seiner Gesellschaft zurücklegen mußte.

Wißt ihr, fragte Saint-Clair, daß er am Tode des armen Richard Thornton, den ihr alle gekannt habt, schuld ist?

Ist er nicht bei Fondi von Räubern ermordet worden? warf Julius ein.

Gewiß, aber ihr werdet gleich sehen, daß Massigny zum mindesten mitschuldig an dem Verbrechen war. Mehrere Reisende, unter ihnen Thornton, hatten sich verabredet, aus Furcht vor den Räubern, zusammen nach Neapel zu gehen. Massigny wollte sich der Reisegesellschaft anschließen. Als Thornton das hörte, nahm er Reißaus, vor Entsetzen, denke ich, einige Tage mit ihm zubringen zu müssen. Er reiste allein, und das übrige wissen Sie.

Thornton tat recht, sagte Thémines, indem er von zwei Todesarten die mildere wählte. An seiner Stelle hätte es jeder ebenso gemacht. Und nach einer Pause begann er von neuem: Ihr stimmt mir doch bei, daß Massigny der langweiligste Mensch auf Gottes Erdboden war?

Zugestanden! rief alles unter Beifall.

Nehmen wir niemandem die Hoffnung! sagte Julius. Machen wir eine Ausnahme zugunsten von ***, besonders wenn er seine politischen Pläne entwickelt!

Ihr werdet mir nun zugeben, fuhr Thémines fort, daß Frau von Coursy ein grundgescheites Weib ist, soweit es das überhaupt gibt.

Es trat ein Moment des Schweigens ein. Saint-Clair senkte den Kopf und bildete sich ein, aller Augen seien auf ihn gerichtet.

Wer zweifelt daran? sagte er endlich, immer noch über

seinen Teller gebeugt, als interessierten ihn die gemalten Blumen auf dem Porzellan ganz außerordentlich.

Ich behaupte, sagte Julius mit erhobener Stimme, ich behaupte, daß sie eine der drei liebenswürdigsten Damen von Paris ist.

Ich habe ihren Mann gekannt, sagte der Oberst. Er hat mir öfters entzückende Briefe von seiner Frau gezeigt.

August, rief Hektor Roquantin dazwischen, stellen Sie mich der Gräfin vor! Man sagt, Sie machen bei ihr Regen und Sonnenschein.

Im Spätherbst, murmelte Saint-Clair, wenn sie nach Paris zurückkommt. Ich ... ich glaube, auf dem Lande empfängt sie keine Besuche.

Wollt ihr mich anhören? rief Thémines.

Wiederum trat Schweigen ein. Saint-Clair rückte auf seinem Stuhle hin und her wie ein Angeklagter vor dem Schwurgericht.

Sie hätten die Gräfin vor drei Jahren sehen sollen, Saint-Clair, als Sie in Deutschland waren, fuhr Alphons von Thémines mit hartnäckiger Kaltblütigkeit fort. Sie machen sich keinen Begriff davon, wie sie damals aussah: schön, frisch wie eine Rose, über die Maßen lebhaft, und fröhlich wie ein Schmetterling. Und denken Sie, unter ihren zahlreichen Anbetern, wen beehrte sie damals mit ihrer Huld? Den Massigny. Der blödeste, dümmste Mann verdrehte der gescheitesten Frau den Kopf. Glauben Sie, daß ein Buckliger das auch vermocht hätte? Da haben wir's! Habe eine hübsche Larve, einen guten Schneider, und sei kühn!

Saint-Clair befand sich in gräßlicher Lage. Am liebsten hätte er den Schwätzer in aller Form widerlegt; nur die Furcht, die Gräfin bloßzustellen, hielt ihn zurück. Er hätte zu ihrer Verteidigung mancherlei sagen mögen, doch seine Zunge war gelähmt. Seine Lippen zuckten vor Wut. Vergeblich suchte er nach irgendeinem Anlaß, Streit vom Zaune zu brechen.

Was! schrie Julius im Tone der Verwunderung, Frau von Coursy hat sich dem Massigny hingegeben? Schwachheit, dein Name ist Weib!

Was liegt am guten Rufe einer Frau? meinte Saint-Clair trocken. Man darf sie darum bringen, wenn man dabei nur witzig ist.

Während er das sagte, erinnerte er sich mit Schrecken einer gewissen etruskischen Vase, die er hundertmal auf dem Kamin der Gräfin in Paris gesehen hatte. Er wußte, daß sie ein Geschenk Massignys nach seiner Rückkehr aus Italien war, und (ein verdächtiger Umstand!) diese Vase war von Paris mit aufs Land gewandert. Jeden Abend nahm Mathilde die Blumen, die er ihr brachte, und stellte sie in die etruskische Vase. Das Wort erstarb auf seinen Lippen; er sah nichts anderes, er dachte nichts anderes als — die etruskische Vase.

Ein tüchtiger Beweis! wird der Logiker sagen: seine Geliebte einer so geringfügigen Sache wegen verdächtigen! — Sind Sie schon einmal verliebt gewesen, Herr Logiker?

Thémines war in zu guter Laune, um den Ton, den Saint-Clair gegen ihn gebraucht hatte, übelzunehmen. Er antwortete auf leichte und gutmütige Art: Ich wiederhole nur, was die Gesellschaft munkelt. Es galt damals, als Sie in Deutschland waren, für Tatsache. Schließlich kenne ich Frau von Coursy kaum. Seit anderthalb Jahren bin ich nicht bei ihr gewesen. Möglich, daß man sich täuschte und daß Massigny mir ein Märchen erzählt hat. Um aber auf das, was wir besprachen, zurückzukommen: wenn das Beispiel, das ich angeführt habe, auch falsch wäre, so hätte ich darum nicht weniger recht. Ihr wißt alle, daß die geistvollste Französin, die, deren Werke . . .

Die Tür öffnete sich, und Theodor Néville trat ein. Er kam aus Ägypten.

Theodor, so bald zurück?

Er wurde mit Fragen überschüttet.

Hast du ein echt türkisches Kostüm mitgebracht? fragte

Thémines. Einen arabischen Vollblüter und einen nubischen Groom?

Was für ein Kerl ist der Pascha? fragte Julius. Wann macht er sich unabhängig? Hast du gesehen, wie man einen Kopf mit einem einzigen Säbelhieb abschlägt?

Und die morgenländischen Tänzerinnen? fragte Roquantin. Sind die Frauen von Kairo schön?

Haben Sie den General L*** kennengelernt? fragte der Oberst Beaujeu. Wie hat er die Armee des Pascha organisiert? Hat Ihnen Oberst C*** einen Säbel für mich mitgegeben?

Und die Pyramiden? Und die Katarakte des Nil? Und die Memnonsäule? Ibrahim Pascha?

Alle redeten auf einmal; Saint-Clair dachte nur an die etruskische Vase.

Theodor, der sich mit gekreuzten Beinen niederließ – denn er hatte diese Gewohnheit in Ägypten angenommen und mochte sie in Frankreich nicht aufgeben –, wartete, bis die Fragenden müde wurden, und sprach das Folgende ziemlich schnell, um nicht so leicht unterbrochen zu werden.

Die Pyramiden? Auf Ehre, das ist regulärer Humbug. Sie sind nicht so hoch, wie man glaubt. Das Straßburger Münster ist nur vier Meter niedriger. Ich kann keine Altertümer mehr sehen. Sprecht mir nicht davon! Der Anblick einer Hieroglyphe macht mich blödsinnig. Es gibt genug Reisende, die sich mit diesem Kram beschäftigen. Mein Ziel war, das Wesen und die Sitten jener buntscheckigen Bevölkerung zu studieren, die sich durch die Straßen von Alexandria und Kairo drängt; als da sind: Türken, Beduinen, Kopten, Fellahs, Moghrebinen. Ich habe in der Eile einige Aufzeichnungen gemacht, während ich in der Quarantäne war. Eine Gemeinheit, diese Quarantäne! Ich hoffe, daß ihr nicht an Ansteckung glaubt. Ich habe in voller Gemütsruhe meine Pfeife inmitten von dreihundert Pestkranken geraucht ... Sie, Herr Oberst, Sie hätten eine schöne, gut berittene Reiterei sehen können. Ich werde Ihnen

prächtige Waffen zeigen, die ich mitgebracht habe. Ich besitze einen Djerid, der dem berühmten Murat-Bey gehört hat. Für Sie, Herr Oberst, habe ich einen Yataghan und für August einen Khandjar. Ihr sollt meine Metschla sehen, meinen Burnus, mein Hhaïk. Wißt ihr, daß ich hätte Weiber mitbringen können? Ibrahim Pascha hat so viele aus Griechenland geschickt, daß man sie geradezu umsonst haben kann. ... Aber mit Rücksicht auf meine Mutter ... Ich habe mich oft mit dem Pascha unterhalten. Donnerwetter, das ist ein kluger Mann! Ohne Vorurteil. Ihr würdet nicht glauben, wieviel Verständnis er für unsre Angelegenheiten hat. Und tatsächlich, er ist von den Geheimnissen unseres Kabinetts bis ins Kleinste unterrichtet. Seiner Unterhaltung verdanke ich wertvolle Aufschlüsse über den Stand der Parteien in Frankreich. Im Augenblick beschäftigt er sich viel mit Statistik. Er hält alle unsre Zeitungen. Wißt ihr, daß er begeisterter Bonapartist ist? Er spricht nur von Napoleon. Ach, was für ein großer Mann, dieser Bounabardo, sagte er mir. Bounabardo, so heißt Napoleon dort.

Giourdina, das heißt Jourdain! flüsterte Thémines vor sich hin, dem die bekannte Stelle bei Molière einfiel.

Anfangs, fuhr Theodor fort, war Mohamed-Ali sehr zurückhaltend gegen mich. Daß alle Türken äußerst mißtrauisch sind, dürfte euch bekannt sein. Weiß der Teufel, er hielt mich für einen Spion oder für einen Jesuiten. Die Jesuiten hat er gefressen. Nach einigen Besuchen merkte er aber, daß ich ein harmloser Reisender war, begierig, die Gewohnheiten, Sitten und die Politik des Ostens von Grund aus kennenzulernen. Darauf wurde er zugänglicher, ja gesprächig. Bei meiner letzten Audienz (es war die dritte, die mir gewährt ward) nahm ich mir die Freiheit, ihm folgendes zu sagen: Ich begreife nicht, warum Deine Hoheit sich nicht unabhängig von der Pforte macht. — Mein Gott, antwortete er mir, ich möchte wohl, aber ich fürchte, daß die liberalen Blätter, die in Deiner Heimat den Ton angeben, mich nicht unterstützen,

wenn ich die Unabhängigkeit Ägyptens ausrufe ... Er ist ein schöner weißbärtiger alter Herr, der niemals lacht. Wundervolles Konfekt hat er mir vorgesetzt, und von all den Sachen, die ich ihm gab, freute ihn am meisten das Kostüm-Album der Kaiserlichen Garde von Charlet.

Ist der Pascha Romantiker? fragte Thémines.

Mit Literatur beschäftigt er sich wenig. Aber es wird euch nicht unbekannt sein, daß die arabische Literatur hochromantisch ist. Sie haben einen Dichter namens Ayatalnefous-Ebn-Esraf, der unlängst Betrachtungen veröffentlicht hat. Im Vergleich damit ist Lamartine klassische Prosa. Bei meiner Ankunft in Kairo nahm ich einen arabischen Lehrer, mit dem ich den Koran zu lesen begann. Wenn ich auch nur wenige Stunden hatte, habe ich doch genug gelernt, um die erhabenen Schönheiten der Sprache des Propheten zu verstehen. Wie schlecht sind alle unsre Übersetzungen! Wollt ihr arabische Schrift sehen? Dieses Wort in goldenen Buchstaben bedeutet: Allah, das heißt Gott.

Indem er so sprach, zeigte er einen sehr schmutzigen Brief, den er aus einem wohlriechenden Seidenbeutel zog.

Wie lange bist du in Ägypten gewesen? fragte Thémines.

Sechs Wochen.

Und der Reisende fuhr in seiner Beschreibung fort, bis ins Kleinste.

Saint-Clair war bald nach seiner Ankunft gegangen und schlug den Weg nach seinem Landhause ein. Der ungestüme Galopp seines Pferdes verhinderte ihn, seinen Gedanken nachzuhängen. Doch hatte er das unbestimmte Empfinden, daß sein Glück auf dieser Welt auf ewig zertrümmert sei, und daß er sich nur an einem Toten und an einer etruskischen Vase rächen könne.

Zu Haus angelangt, warf er sich auf das Sofa, wo er abends zuvor so lange und mit so viel Genuß über sein Glück nachgedacht hatte. Am meisten hatte ihm der Gedanke geschmeichelt, daß seine Geliebte ihresgleichen suchte, daß sie

außer ihm niemanden geliebt hatte, noch lieben werde. Nun verflog der schöne Traum vor der traurigen und grausamen Wirklichkeit.

Eine schöne Frau ist mein eigen, aber das ist alles. Sie hat Geist; um so strafbarer ist sie. Sie hat einen Massigny lieben können ... Wahr ist es, daß sie mich jetzt liebt ... mit ganzer Seele ... wie nur sie lieben kann. Geliebt zu werden wie einst Massigny! Sie hat meiner Werbung, meinen Zärtlichkeiten und meiner Leidenschaft nachgegeben? Aber ich habe mich getäuscht. Unsre Herzen stimmten nicht überein. Massigny oder ich, das ist dasselbe für sie. Es war schön und sie liebte ihn ob seiner Schönheit. Ich bin ihr zuweilen amüsant. Lieben wir Saint-Clair, hat sie sich gesagt, da der andre tot ist! Und wenn Saint-Clair stirbt oder mich langweilt, werden wir weiter sehen.

Ich glaube, der Teufel sitzt lauschend und unsichtbar neben einem Unglücklichen, der sich selber so quält. Es ist ein lustiges Schauspiel für den Feind der Menschen; und wenn das Opfer fühlt, daß seine Wunden sich schließen, der Teufel ist da, um sie wieder aufzureißen.

Es war Saint-Clair, als flüstre ihm eine Stimme zu:

Sonderbare Ehre, Nachfolger zu sein ...

Er erhob sich und warf einen wilden Blick um sich. Wie glücklich wäre er gewesen, jemanden in seinem Zimmer zu finden! Er hätte ihn niedergeschlagen ...

Die Uhr schlug acht. Um halb neun erwartete ihn die Gräfin. Wenn er nicht käme? Warum überhaupt die Geliebte Massignys wiedersehen?

Er streckte sich wieder aufs Sofa und schloß die Augen. Schlafen will ich, sagte er sich. Eine halbe Minute blieb er unbeweglich; dann sprang er auf und eilte zur Uhr, um zu sehen, wie der Zeiger weiterrückte. Wäre es nur schon halb neun! dachte er. Dann wäre es zu spät, um mich auf den Weg zu machen. Er spürte nicht den Mut, zu Hause zu bleiben; er suchte nach einem Vorwand. Wie gern wäre er krank

gewesen! Er wanderte im Zimmer umher, setzte sich hin, nahm ein Buch zur Hand, ohne eine Silbe lesen zu können. Er setzte sich ans Klavier, hatte aber nicht die Kraft, es zu öffnen. Er pfiff, betrachtete die Wolken und wollte die Pappeln vor seinem Fenster zählen. Endlich kehrte er zur Uhr zurück und sah, daß erst drei Minuten vergangen waren. Ich kann nicht anders, rief er, ich muß sie lieben. Er knirschte mit den Zähnen und stampfte mit den Füßen. Sie beherrscht mich; ich bin ihr Sklave, wie Massigny es vor mir war. Sei wie es sei, Elender! Gehorche, da du nicht Mut genug hast, die verhaßte Kette zu zerreißen!

Er nahm seinen Hut und stürzte aus dem Zimmer. Wenn eine Leidenschaft überhand nimmt, so empfindet unsre Eigenliebe einigen Trost, unsre Schwäche von der Warte des Stolzes zu betrachten. Wahrlich, ich bin zu schwach, aber wenn ich nur wollte!

Er stieg gemächlich den Pfad hinan, der zur Pforte des Parkes führte, und von weitem erblickte er eine weiße Gestalt, die sich vom Dunkel der Bäume abhob. Sie winkte mit einem Taschentuche, wie um ihm ein Zeichen zu geben. Sein Herz schlug heftig; seine Knie zitterten. Er hatte nicht die Kraft zu sprechen und war so schüchtern geworden, daß er fürchtete, die Gräfin könne ihm seine Verzweiflung vom Gesicht ablesen.

Er nahm ihre dargebotene Hand, küßte ihr die Stirn, da sie sich an seine Brust geworfen hatte. Stumm folgte er ihr in ihre Gemächer, mit Mühe die Seufzer zurückhaltend, die seine Brust zersprengen wollten.

Im Boudoir der Gräfin brannte eine einzige Kerze. Sie setzten sich. Saint-Clair bemerkte, daß seine Freundin eine einzelne Rose im Haar trug. Abends zuvor hatte er ihr einen schönen englischen Stich gebracht: Die Herzogin von Portland, nach Lesly (mit der nämlichen Frisur), und Saint-Clai[r] hatte nichts als die Worte dazu gesagt: Ich liebe diese schlicht[e] Rose mehr als die raffinierteste Haartracht . . . Er liebte Geschmeide nicht; er dachte wie jener Lord, der in grober Weis[e]

gesagt hat: Zurechtgemachte Weiber sind wie Pferde mit Schabracken. Der Teufel weiß, was an ihnen ist. Letzte Nacht, als er mit ihrem Perlenhalsband spielte (es war seine Gewohnheit, während des Sprechens immer etwas in der Hand zu halten), hatte er gesagt: Schmuck ist nur gut, um Fehler zu verbergen. Du bist zu hübsch, Mathilde, um welchen zu brauchen. Die Gräfin, die sich die geringsten seiner Worte merkte, trug an diesem Abend weder Ringe noch Halskette, weder Ohrringe noch Armbänder. Bei der Kleidung einer Frau sah er vor allem auf die Schuhe, und wie manch andrer hatte auch er in diesem Punkte seine besondere Vorliebe. Vor Sonnenuntergang hatte es in Strömen geregnet. Das Gras war noch naß, aber die Gräfin war mit seidenen Strümpfen und schwarzen Atlasschuhen über den feuchten Rasen gegangen ... Wenn sie sich erkältete?

Sie liebt mich, sagte sich Saint-Clair, seufzte über sich und seine Torheit, und ohne es zu wollen, sah er Mathilde lächelnd an, schwankend zwischen seiner schlechten Laune und dem Vergnügen, eine hübsche Frau vor sich zu haben, die ihm durch diese Kleinigkeiten, die bei Verliebten eine so große Rolle spielen, zu gefallen trachtete. Das sonnige Gesicht der Gräfin, in dem Liebe und Schelmerei miteinander spielten, stand ihr entzückend.

Sie nahm etwas aus einem japanischen Lackkasten und streckte ihre kleine geschlossene Hand aus, die den Gegenstand verbarg: Neulich abends hast du deine Uhr zerbrochen, sagte sie. Ich habe sie wieder in Ordnung bringen lassen.

Sie reichte ihm die Uhr und blickte ihn neckisch-zärtlich an, sich auf die Unterlippe beißend, wie um ein Lachen zu unterdrücken. Bei Gott, ihre Zähne waren schön! Wie weiß leuchteten sie zwischen dem glühenden Rot ihrer Lippen! Und wie albern nimmt sich ein Mann aus, der kalt bleibt bei zärtlichen Schmeicheleien einer hübschen Frau.

Saint-Clair bedankte sich, nahm die Uhr und wollte sie in seine Tasche stecken.

Aber sieh sie dir doch an! fuhr sie fort. Mache sie einmal auf und schaue nach, ob man sie gut gemacht hat. Du bist doch Fachmann als ehemaliger Zögling der Artillerieschule. Du mußt sie prüfen!

Ach, ich verstehe sehr wenig davon, meinte Saint-Clair und er öffnete den Uhrdeckel mit zerstreuter Miene.

Wie groß war seine Überraschung! Auf dem inneren Deckel fand er ein Miniaturbild der Gräfin von Coursy. Konnte er da noch schmollen? Seine Stirn hellte sich auf. Er dachte nicht mehr an Massigny; er war sich nur noch bewußt, bei einer entzückenden Frau zu sein, die ihn anbetete.

Die Lerche, die Botin der Morgenröte, begann zu singen. Lange Streifen blassen Lichts schimmerten in den Wolken im Osten. Es war die Stunde, in der Romeo sich von Julia trennt, die klassische Stunde, wo alle Liebenden Abschied voneinander nehmen müssen.

Saint-Clair stand am Kamin, den Parkschlüssel in der Hand, die Augen auf die fragliche etruskische Vase gerichtet. Noch immer verspürte er einen Groll gegen Mathilde im Grunde seiner Seele. Indessen war er guter Laune, da der einfache Gedanke, daß Thémines wohl gelogen habe, ihn bereits ziemlich beherrschte. Während die Gräfin, die ihn bis zur Gartenpforte begleiten wollte, ihr Haupt in einen Schal hüllte, schlug er mit dem Schlüssel, zunächst leise, dann mit immer stärkeren Schlägen auf die ihm widerwärtige Vase, so daß es aussah, als wolle er sie in Stücke zerschlagen.

Um Gottes willen, Vorsicht! rief Mathilde, du wirst meine schöne etruskische Vase zerschlagen. Und sie entwand den Schlüssel seinen Händen.

Saint-Clair war ärgerlich, doch blieb er gefaßt. Er wandte dem Kamin den Rücken, um der Versuchung zu entgehen, und seine Uhr öffnend, begann er das Bildnis zu betrachten.

Wer ist der Maler? fragte er.

R***. Massigny hat ihn mir empfohlen.

Seit Massigny aus Rom zurück war, hatte er sich als Kunstkenner gefühlt und sich zum Mäzen aller jungen Künstler aufgeworfen.

Ich finde, das Bild ist mir wirklich ähnlich, wenn auch ein wenig geschmeichelt.

Saint-Clair verspürte Lust, die Uhr gegen die Wand zu schleudern, was ihr schwerlich gut bekommen wäre. Aber er beherrschte sich und steckte sie wieder in seine Tasche. Als er sodann wahrnahm, daß es bereits heller Tag war, trat er aus dem Hause und bat Mathilde inständig, ihn nicht zu begleiten. Er durchmaß den Park mit großen Schritten, und rasch befand er sich im Freien.

Massigny! Massigny! schrie er wutentbrannt. Soll ich dich überall wiederfinden? Ohne Zweifel hat der Maler des Bildchens ein zweites für Massigny gemalt. Ich Tor! Konnte ich auch nur einen Augenblick glauben, so geliebt zu werden, wie ich liebte ... nur darum, weil sie eine Rose im Haar trägt und keine Edelsteine! Ihr Schmuckkasten ist ja voll davon ... Massigny, der nur auf die Kleider der Frauen sah, liebte Juwelen über die Maßen ... Zugegeben, daß es sich gut mit ihr leben läßt. Sie weiß sich dem Geschmack ihrer Liebhaber anzupassen. Der Teufel hole mich! Hundertmal lieber hätte ich es, sie wäre eine Kurtisane, die sich für Geld hingibt. Dann könnte ich wenigstens glauben, daß sie mich liebt, da sie meine Geliebte ist und ich sie nicht bezahle.

Bald kam ihm ein noch qualvollerer Gedanke in den Sinn. In einigen Wochen ging die Trauer der Gräfin zu Ende. Saint-Clair sollte sie heiraten, sobald das Jahr der Witwenschaft abgelaufen war. Er hatte es versprochen. Versprochen? Nein, niemals hatte er davon geredet. Es war aber seine Absicht, und die Gräfin hatte ihn verstanden. Für ihn war es wie ein Schwur. Abends zuvor hätte er ein Königreich darum gegeben, den Augenblick zu beschleunigen, wo er vor aller Welt seine Liebe eingestehen durfte; nun schauderte er bei dem bloßen Gedanken, sein Schicksal mit Massignys ehe-

maliger Geliebten zu verbinden. Und doch, ich muß es tun! sagte er sich. Es wird geschehen. Gewiß glaubt sie, ich wisse von dieser verflossenen Liebesgeschichte. Sie soll allbekannt sein. Übrigens kennt mich Mathilde gar nicht. Sie kann mich nicht verstehen. Sie denkt, daß ich sie nur mit der Liebe eines Massigny liebe.

Darauf sagte er sich, nicht ohne Stolz: Ein Vierteljahr lang hat sie mich zum glücklichsten aller Männer gemacht. Dies Glück wiegt das Opfer meines ganzen Lebens auf.

Er legte sich nicht nieder, sondern begann einen Spazierritt durch den Wald. Auf dem Wege von Verrières sah er einen Herrn auf einem schönen englischen Vollblüter, der ihn von weitem mit Namen anrief und sogleich auf ihn zukam. Es war Alphons von Thémines. In der Stimmung, in der sich Saint-Clair befand, ist die Einsamkeit besonders angenehm. Die Begegnung mit Thémines verwandelte seine Verzweiflung in verhaltene Wut. Thémines bemerkte es nicht, oder es bereitete ihm boshaftes Vergnügen, ihn zu ärgern. Er erzählte, lachte, scherzte, ohne zu gewahren, daß er keine Antwort erhielt.

Wie Saint-Clair einer schmalen Allee ansichtig ward, bog er ab, in der Hoffnung, daß der Zudringliche ihm nicht folgen werde. Doch er irrte sich; ein Zudringlicher läßt nicht so leicht von seiner Beute. Thémines bog ebenfalls ab und legte im Tempo zu, um wieder neben Saint-Clair zu kommen und die Unterhaltung bequem fortsetzen zu können. Es ist bereits erwähnt, daß die Allee eng war. Nur mit Mühe konnten die beiden Pferde nebeneinander gehen. Deshalb war es nicht zu verwundern, daß Thémines, obschon ein ausgezeichneter Reiter, Saint-Clairs Fuß berührte, als er an seine Seite kam. Der, dessen Zorn seinen Höhepunkt erreicht hatte, konnte nicht länger an sich halten. Er stellte sich in die Bügel und schlug mit seiner Reitgerte heftig über die Nase von Thémines Pferd.

Zum Teufel, August, was haben Sie? rief Thémines. Was schlagen Sie mein Pferd?

Warum reiten Sie mir nach? erwiderte Saint-Clair mit unheimlicher Stimme.

Sind Sie verrückt geworden, Saint-Clair? Vergessen Sie, mit wem Sie sprechen?

Ich weiß wohl, daß ich zu einem dummen Jungen rede.

Saint-Clair, Sie haben den Verstand verloren. Hören Sie! Morgen werden Sie sich entschuldigen oder mir für Ihre Frechheit Rechenschaft geben! Also auf morgen, Herr von Saint-Clair!

Thémines parierte sein Pferd. Saint-Clair gab dem seinen die Sporen und war bald im Walde verschwunden. In diesem Augenblick fühlte er sich erleichtert. Er hatte die Schwäche, an Vorahnungen zu glauben. Er dachte bei sich: Morgen bin ich tot. Und es gibt kein Grübeln und Fragen mehr. Noch ein einziger Tag, und alle Unruhe, alle Qual ist vorüber.

Er kam nach Hause, sandte den Diener mit einem Schreiben zum Obersten Beaujeu, schrieb einige Briefe. Dann nahm er sein Mittagsmahl mit gutem Appetit, und punkt halb neun Uhr war er an der kleinen Pforte des Parkes.

Was hast du nur heute, August? fragte die Gräfin. Du bist von merkwürdiger Heiterkeit, und doch kannst du mich mit allen deinen Scherzen nicht zum Lachen bringen. Gestern hingegen warst du etwas verdrießlich, und ich war so fröhlich. Heute haben wir die Rollen getauscht. Ich habe heftige Kopfschmerzen.

Schöne Freundin, ich gebe zu, daß ich gestern recht langweilig war. Aber mein heutiger tüchtiger Morgenritt ist mir ausgezeichnet bekommen.

Was mich betrifft, so bin ich spät aufgestanden, habe in den Morgen hineingeschlafen und angreifende Träume gehabt.

Träume? Glaubst du an Träume?

Unsinn!

Ich glaube daran. Ich wette, daß du einen Traum hattest, der Unheil verkündete.

Mein Gott, ich erinnere mich niemals meiner Träume. Doch, ich erinnere mich. Ich habe im Traume Massigny gesehen. Es war keineswegs etwas Amüsantes.

Massigny! Ich hätte im Gegenteil geglaubt, daß du ihn gern wiedersehen würdest . . .

Armer Massigny!

Armer Massigny?

August, ich bitte dich, sage mir, was hast du heute abend? In deiner Heiterkeit liegt etwas Teuflisches. Ich möchte beinahe meinen, du machtest dich über dich selber lustig.

Sieh, jetzt behandelst du mich ebenso schlecht wie deine Freundinnen, die alten Majoratsdamen.

August, du machst heute dasselbe Gesicht wie bei den Leuten, die du nicht magst.

Böse Frau, gib mir die Hand!

Er küßte ihr die Hand mit spöttischer Höflichkeit, und sie sahen sich beide eine Minute lang scharf in die Augen. Saint-Clair senkte zuerst den Blick und rief: Wie schwer ist es, in dieser Welt zu leben, ohne für schlecht zu gelten! Man sollte niemals über andre Dinge als über das Wetter und die Jagd reden, oder mit deinen alten Freundinnen das Budget ihres Wohltätigkeitsvereins besprechen. Er nahm ein Blatt vom Tisch: Ah, die Rechnung deiner Wäscherin! Plaudern wir darüber, mein Engel; dann wirst du nicht mehr sagen, daß ich schlecht sei.

August, du bringst mich wirklich in Verwunderung.

Diese Handschrift erinnert mich an einen Brief, den ich heute morgen gefunden habe. Ich muß erwähnen, daß ich meine Papiere ordnete, da ich von Zeit zu Zeit Anwandlungen von Ordnungssinn habe. Also, ich fand den Liebesbrief einer Schneiderin, in die ich mit achtzehn Jahren verliebt war. Sie hatte eine ganz besondre, umständliche Schreibweise. Der Stil war ihrer Rechtschreibung würdig. Da ich damals nicht zu knapp Dandy war, fand ich es unter meiner Würde, eine Geliebte zu besitzen, die nicht wie die Sévigné schrieb. Ich verließ sie plötzlich. Heute, als ich diesen Brief

wieder las, erkannte ich, daß die Schneiderin mich wahrhaft geliebt hat.

Großartig! Eine Frau, die du ausgehalten hast!

Jawohl, großartig: mit fünfzig Frank den Monat. Aber mein Vormund hielt mich kurz, denn er war der Meinung, daß ein junger Mann, der Geld in der Hand habe, sich und andre zugrunde richte.

Und was ist aus ihr geworden?

Was weiß ich? Wahrscheinlich ist sie im Krankenhause gestorben.

August, wenn das wahr wäre, würdest du nicht so sorglos aussehen.

Um die Wahrheit zu sagen, sie hat einen anständigen Mann geheiratet; und als ich großjährig ward, habe ich ihr eine kleine Aussteuer geschenkt.

Wie gut du bist! Doch warum wolltest du dich so schlecht machen?

Ja, ja, ich bin wohl gut. Je mehr ich darüber nachdenke, um so mehr überzeuge ich mich, daß diese Frau mich wirklich geliebt hat. Damals aber war ich nicht imstande, echtes Gefühl in lächerlicher Form klar zu erkennen.

Du hättest mir den Brief bringen sollen. Ich wäre nicht eifersüchtig gewesen. Wir Frauen haben mehr Feingefühl als ihr Männer und sehen sofort am Stil eines Briefes, ob der Schreiber es aufrichtig gemeint hat, oder ob er eine Leidenschaft vortäuscht, die er nicht empfindet.

Und doch, wie oft laßt ihr Frauen euch von Dummköpfen und Gecken überlisten!

Indem er so sprach, betrachtete er die etruskische Vase, und ein düsterer Ausdruck lag in seinen Augen und in seiner Stimme; Mathilde bemerkte ihn nicht.

Ach, ihr Männer wollt immer für Don Juans gelten. Ihr bildet euch stets ein, daß ihr andre täuscht, während ihr häufig nur eine Donna Anna findet, die noch gerissener ist als ihr.

Ich gebe zu, daß ihr Frauen mit eurem überlegenen Geiste

einen Dummkopf auf Meilen wittert. Auch zweifle ich nicht, daß unser Freund Massigny, der ein Dummkopf und Geck war, jungfräulich als Märtyrer gestorben ist ...

Massigny? Aber so borniert war er doch nicht; und dann, es gibt ja auch dumme Frauen. Ich muß dir eine Geschichte von Massigny erzählen ... Oder habe ich sie dir nicht schon erzählt?

Ich wüßte nicht, erwiderte Saint-Clair mit zitternder Stimme.

Nach seiner Rückkehr aus Italien verliebte sich Massigny in mich. Mein Gatte kannte ihn; er stellte ihn mir als einen Mann von Geist und Geschmack vor. Sie paßten zueinander. Massigny kam anfangs sehr häufig. Er brachte mir Aquarelle, die er bei Schroth kaufte und für die seinigen ausgab; er redete über Musik und Malerei mit einem Ton von Überlegenheit, der mich belustigte. Eines Tages sandte er mir einen unglaublichen Brief. Er sagte mir da unter anderm, ich wäre die anständigste Frau von Paris; deswegen wolle er mein Liebhaber werden. Ich zeigte den Brief meiner Base Julie. Wir waren damals zwei rechte Närrinnen und beschlossen, Massigny einen Streich zu spielen. Eines Abends hatten wir einige Leute bei uns, darunter Massigny. Meine Base sagte zu mir: Ich will dir eine Liebeserklärung vorlesen, die ich heute morgen erhalten habe. Sie nahm den Brief und las ihn unter schallendem Gelächter vor ... Der arme Massigny!

Saint-Clair warf sich Mathilden zu Füßen und stieß einen Freudenschrei aus. Er nahm ihre Hand und bedeckte sie mit Küssen und Tränen. Die Gräfin war höchst überrascht und glaubte zunächst, er wäre krank. Saint-Clair konnte nichts als die Worte hervorbringen: Verzeihe mir! Verzeihe mir!

Endlich erhob er sich. Er strahlte. In diesem Augenblick war er glücklicher als an dem Tage, wo Mathilde zum ersten Male zu ihm sagte: Ich liebe dich.

Ich bin der törichtste und schuldigste aller Männer! rief er. Seit zwei Tagen hatte ich dich in Verdacht, und ich habe keine Aussprache mit dir herbeigeführt ...

Du mich in Verdacht? Weshalb?

Ach, ich Armseliger! Man hatte mir hinterbracht, du hättest Massigny geliebt . . .

Massigny? Sie fing an zu lachen, um gleich darauf wieder ernst zu werden.

August, sagte sie, bist du so torhaft, solchen Argwohn zu hegen und solch ein Heuchler zu sein, ihn vor mir zu verbergen?

Tränen standen in ihren Augen.

Ich beschwöre dich, verzeihe mir!

Wie sollte ich dir nicht verzeihen, Geliebter? Aber zuvor laß mich dir schwören . . .

Oh, ich glaube dir, ich glaube dir. Sage nur nichts. Aber um Gotteswillen, was konnte dich bewegen, so Unwahrscheinliches zu argwöhnen?

Nichts, nichts! Mein verflixter Kopf . . . und . . . . siehst du, die etruskische Vase! Ich wußte, daß Massigny sie dir geschenkt hatte . . .

Die Gräfin rang voll Verwunderung die Hände und rief dann auflachend aus:

Meine etruskische Vase! Meine etruskische Vase!

Saint-Clair mußte selber lachen, während gleichzeitig große Tränen über seine Wangen liefen. Er nahm Mathilde in seine Arme und sprach:

Ich lasse dich nicht, solange du mir nicht vergeben hast.

Ja, ich verzeihe dir, du Tor, sagte sie, ihn zärtlich küssend. Du machst mich heute sehr glücklich. Es ist das erstemal, daß ich dich weinen sehe, und ich dachte, du könntest nicht weinen.

Sie entwand sich seinen Armen, nahm die etruskische Vase und warf sie zu Boden, so daß sie in tausend Stücke zersprang. (Es war ein seltenes und einzigartiges, der Öffentlichkeit unbekanntes Stück. Die dreifarbige Malerei stellte den Kampf eines Lapithen mit einem Kentauren dar.)

Saint-Clair war während der nächsten Stunden der beschämteste und der glücklichste aller Männer.

Ist die Nachricht wahr? fragte Roquantin den Obersten Beaujeu, den er am Abend bei Tortoni traf.

Leider allzuwahr, antwortete der Oberst traurig.

Erzählen Sie, wie es sich zugetragen hat!

Gern. Saint-Clair hat mir zunächst gesagt, er habe unrecht, doch wolle er Thémines einen Schuß lassen und sich erst dann bei ihm entschuldigen. Ich konnte dies nur billigen. Thémines schlug vor, das Los möge entscheiden, wer den ersten Schuß habe. Saint-Clair bestand darauf, Thémines solle ihn haben. Thémines schoß. Ich sah, wie Saint-Clair sich um sich selber drehte und tot zu Boden fiel. Öfter schon habe ich bei Soldaten, die von einer Kugel getroffen waren, dies seltsame Sichdrehen im Tode beobachtet.

Etwas ganz Merkwürdiges! meinte Roquantin. Und was hat Thémines gemacht?

Was in solchem Fall zu machen ist. Er warf seine Waffe mit bedauernder Geste zu Boden, und zwar so heftig, daß der Hahn dabei abgebrochen ist. Es war eine englische Martonpistole. Ich weiß nicht, ob man in Paris einen Büchsenmacher findet, der imstande ist, das Ding wiederherzustellen.

Die Gräfin verbrachte ganze drei Jahre, ohne irgendwen zu empfangen. Winter wie Sommer blieb sie in ihrem Landhause, wo sie kaum das Zimmer verließ, bedient von einer Mulattin, die ihre Beziehungen zu Saint-Clair kannte und mit der sie keine zwei Worte am Tage wechselte. Im vierten Jahre kehrte ihre Base Julie von einer langen Reise zurück. Sie erzwang sich Zutritt und fand die arme Mathilde dermaßen abgemagert und bleich, daß sie vermeinte, die Mumie einer Frau zu erblicken, die sie in Schönheit und Lebensfreude verlassen hatte. Es war nicht leicht, sie ihrem Zufluchtsorte zu entreißen und nach Hyères zu bringen. Dort siechte die Gräfin in weiteren drei oder vier Monaten gänzlich hin. Sie starb dann an einer Lungenkrankheit, verursacht durch häusliche Sorgen, wie der Doktor M*** sagt, der sie behandelt hat.

Die Venus von Ille

ÜBERSETZT VON ARTHUR SCHURIG

Erstdruck in der Revue des Deux Mondes vom 15. Mai 1837. Quelle: Der Chronist Wilhelm von Malmesbury (12. Jahrhundert).



Ich stieg den letzten Hang des Canigou hinab. Obwohl die Sonne bereits untergegangen war, erkannte ich in der Niederung die Häuser des Städtchens Ille, mein Reiseziel.

Ihr wißt, sagte ich zu dem Katalonier, der mir seit dem vergangenen Tage als Führer diente, Ihr wißt gewiß, wo Herr von Peyrehorade wohnt?

Das will ich meinen! rief er. Ich kenne sein Haus wie das meine; und wenn es nicht so dunkel wäre, zeigte ich es Euch. Es ist das schönste von Ille. Ja, er hat Geld, der Herr von Peyrehorade; und seinen Sohn verheiratet er mit einer, die noch mehr hat.

Wird die Heirat bald stattfinden? fragte ich.

Sehr bald. Es kann sein, daß schon die Geiger zur Hochzeit bestellt sind. Ist sie heut' abend, morgen oder übermorgen, ich weiß es nicht. In Puygarrig wird die Sache vor sich gehen; denn die Braut des jungen Herrn ist das gnädige Fräulein von Puygarrig. Das gibt ein schönes Fest, ja, ja.

An Herrn von Peyrehorade war ich durch meinen Freund, Herrn von P***, empfohlen. Er sei, so hatte man mir gesagt, ein wohlunterrichteter Altertumsforscher von erprobter Gefälligkeit. Es werde ihm ein Vergnügen sein, mir alle Ruinen zehn Wegstunden in der Runde zu zeigen. Also rechnete ich auf ihn für meine Streifzüge durch die Iller Gegend, die, wie ich wußte, reich an Denkmälern aus Altertum und Mittelalter ist. Die Feier, von der ich zum ersten Male hörte, warf alle meine Pläne um.

Ich komme als Störenfried, sagte ich mir; doch ich wurde

erwartet. Durch Herrn von P*** angemeldet, mußte ich mich wohl oder übel einstellen.

Wetten wir, mein Herr, sagte mein Führer zu mir, als wir bereits in der Ebene waren, wetten wir um eine Zigarre, daß ich errate, was Ihr bei Herrn von Peyrehorade wollt.

Na, meinte ich, indem ich ihm eine Zigarre reichte, das zu erraten, ist nicht weiter schwierig. Um die jetzige Zeit und nach sechs Stunden Marsch über den Canigou ist die Hauptsache das Abendessen.

Aber morgen? Ich wette, Ihr kommt nach Ille, das Götzenbild zu sehen. Das weiß ich, seitdem ich gesehen, daß Ihr die Heiligen von Serrabona abgezeichnet habt.

Das Götzenbild? Was für ein Götzenbild?

Dies Wort hatte meine Neugier erregt.

Was? Man hat Euch in Perpignan nicht erzählt, wie Herr von Peyrehorade ein Götzenbild in der Erde gefunden hat?

Ihr meint eine Figur aus gebrannter Erde, aus Ton?

Ach nein, aus Kupfer! Man könnte riesig viel Kleingeld draus machen. Sie wiegt schwer wie eine Kirchenglocke. Tief im Boden, unter einem Olivenbaum, da haben wir das Ding herausgeholt.

Ihr wart demnach bei der Ausgrabung zugegen?

Jawohl, Herr. So vor vierzehn Tagen war es, da sagte Herr von Peyrehorade zu Jean Coll und zu mir, wir sollten den alten Olivenbaum ausroden, der im letzten Winter erfroren war. Ihr wißt, es gab schrecklich viel Frost. Also, wie wir graben, da haut der Coll, der feste drangeht, die Hacke in die Erde ... Ich höre Bimm, als habe er an eine Glocke geschlagen. Was ist das? frage ich. Wir buddeln tiefer und immer tiefer, und da kommt eine schwarze Hand zum Vorschein, die wie eine Totenhand aussieht, die aus dem Grabe greift. Mich packt die Angst. Ich laufe zum Herrn, und ich vermelde ihm: Gnädiger Herr, unter dem Olivenbaum liegen Tote. Wir müssen den Pfarrer holen. — Tote? Was für Tote? fragt er. Er kommt mit, und kaum hat er die Hand gesehen, da ruft er:

Eine Antike! Eine Antike! Als ob er einen Schatz gefunden hätte. Und dann hat er mit der Hacke und den Händen geschuftet, mehr wie wir beiden andern zusammen.

Und was habt Ihr schließlich gefunden?

Eine große schwarze, mit Verlaub zu sagen, halbnackige Frau, ganz aus Kupfer, und Herr von Peyrehorade hat uns gesagt, es wäre ein Götzenbild aus der Heidenzeit. Aus der Zeit Karls des Großen oder so . . .

Ich weiß schon . . . Eine brave heilige Jungfrau in Bronce, aus einem zerstörten Kloster.

Eine brave heilige Jungfrau? Jawohl, brav und heilig! Eine Heidengöttin, sage ich Euch. Das sieht man ihr gleich am Gesicht an. Sie behext einen geradezu mit ihren großen weißen Augen. Man muß wegsehen, ja, sowie man sie anschaut.

Weiße Augen? Ohne Zweifel in das Erz eingelegt. Vermutlich eine römische Statue.

Eine römische? Richtig! Herr von Peyrehorade sagt, es sei eine Römerin. Oh, ich sehe, Sie sind genau so ein gelehrter Herr wie er.

Ist sie ganz? Gut erhalten?

Nichts fehlt ihr. Noch schöner und besser ausgeführt ist sie als die Büste von Seiner Majestät im Ratshause; die ist aus bemaltem Gips. Aber trotz alledem, das Gesicht des Götzenbildes behagt mir nicht. Das Weib sieht boshaft aus und ist es auch.

Boshaft? Was hat sie Euch Böses angetan?

Mir nicht gerade. Aber hört! Wir hatten uns tüchtig angestrengt, um sie herauszuziehen, und Herr von Peyrehorade zog auch am Seil, obgleich er nicht mehr Kraft hat als ein Huhn, der Verehrte. Mit viel Mühe stellten wir sie aufrecht hin. Ich wollte einen Ziegelstein unterlegen, um ihr Halt zu geben. Pardauz! Da fällt sie rückwärts um, schwer wie sie ist. Ich rufe: Achtung dahinten! Doch nicht rasch genug. Jean Coll hatte nicht die Zeit, sein Bein zurückzuziehen . . .

Hat er was abbekommen?

Glatt gebrochen wie eine Reblatte war sein armes Bein! Pech! Wie ich es sah, war ich fuchswild. Ich wollte dem Weibsbild eins mit der Hacke versetzen, aber Herr von Peyrehorade ist mir in den Arm gefallen. Er hat Jean Coll Schmerzensgeld gegeben; der liegt aber immer noch im Bette, vierzehn Tage schon; so lange ist es her. Und der Arzt meint, er wird mit diesem Bein nie wieder so gehn wie mit dem andern. Schade! Er war unser bester Läufer und nach dem jungen Herrn von Peyrehorade unser gerissenster Ballspieler. Herr Alphons ist ganz traurig darüber geworden, denn Coll war sein Spielpartner. Es war schön anzusehen, wenn sie sich die Bälle abschlugen. Paff! Paff! Es kam nie einer zur Erde.

So plaudernd erreichten wir Ille, und alsbald sah ich mich Herrn von Peyrehorade gegenüber. Es war ein kleiner, noch frischer und munterer alter Herr, gepudert, mit roter Nase, biedere Freundlichkeit und ein wenig Spottlust im Gesicht. Noch ehe er den Brief des Herrn von P*** öffnete, hatte er mich an einer wohlgedeckten Tafel zum Sitzen gebracht und mich seiner Frau wie seinem Sohne vorgestellt, als berühmten Altertumsforscher, der die alte Grafschaft Roussillon der Vergessenheit entreißen werde, der sie durch die Indolenz der Gelehrten verfallen sei.

Während ich mit gutem Appetit aß (denn nichts regt mehr an als scharfe Bergluft), betrachtete ich meine Wirte. Herr von Peyrehorade ist bereits geschildert; ich möchte nachholen, daß er die Lebhaftigkeit in persona war. Er sprach, aß, stand auf, lief zu seiner Bibliothek, schleppte mir Bücher herbei, zeigte mir Stiche, schenkte mir Wein ein. Nicht zwei Minuten lang verharrte er in Ruhe. Seine Frau war etwas stark, wie fast alle Katalonierinnen, wenn sie über die Vierzig hinaus sind. Offenbar war sie eine richtige Kleinstädterin, die nichts als ihre Wirtschaft im Kopfe hatte. Obwohl das Abendessen für sechs Personen und mehr gereicht hätte, lief sie in die Küche, ließ Tauben schlachten, Miliasse backen und öffnete

wer weiß wieviele Töpfe Eingemachtes. Im Handumdrehen war der Tisch mit Schüsseln und Flaschen übervoll, und ich wäre zweifellos an Verdauungsbeschwerden gestorben, wenn ich von allem Angebotenen auch nur gekostet hätte. Trotzdem gab es bei jeder Platte, die ich ausschlug, neue Entschuldigungen. Man fürchtete, daß ich mich in Ille nicht wohl befände. In der Provinz habe man so wenig Bezugsquellen, und die Pariser seien so verwöhnt.

Bei all der Geschäftigkeit seiner Eltern blieb der junge Herr Alphons von Peyrehorade auf seinem Platze wie ein Pagode. Er war hochgeschossen, etwa sechsundzwanzig Jahre alt, und hatte schöne regelmäßige, aber ausdruckslose Gesichtszüge. Seine Gestalt und seine athletischen Formen stimmten zu seinem Rufe weit und breit als unermüdlicher Ballspieler. An jenem Abend war er elegant gekleidet, genau nach dem Kupfer in der letzten Nummer des Modejournals. Es kam mir aber vor, als beengte ihn diese Tracht; er hielt sich in seiner samtnen Halsbinde steif wie ein Stock und bewegte sich nur im Ganzen. Seine starken sonnenverbrannten Hände und seine kurzen Fingernägel standen in sonderbarem Gegensatz zu seinem Anzuge. Es waren Arbeiterfäuste, die aus den Ärmeln eines Dandy herauslangten. Obwohl er mich als Pariser mit großer Neugier von oben bis unten musterte, redete er mich den ganzen Abend nur ein einziges Mal an, und zwar um zu fragen, wo ich meine Uhrkette gekauft hätte.

Eines, verehrter Gast, sagte Herr von Peyrehorade, als das Mahl zu Ende ging, Sie gehören mir, Sie wohnen bei mir, und ich lasse Sie nicht los, als bis Sie alles gesehen haben, was es Merkwürdiges in unsern Bergen gibt. Sie sollen den Gau Roussillon gründlich kennenlernen, und Sie müssen ihm Gerechtigkeit widerfahren lassen. Sie ahnen nicht, was wir Ihnen alles zu zeigen haben. Phönikische, keltische, römische, arabische, byzantinische Denkmäler. Alles wird Ihnen vorgeführt, von A bis Z. Ich bringe Sie überall hin und erlasse Ihnen nicht einen Backstein ...

Ein Hustenanfall nötigte ihn innezuhalten. Ich benutzte die Pause, ihm zu sagen, ich sei untröstlich, eine so bedeutungsvolle Familienfeier zu stören. Wenn er mir auf meine geplanten Ausflüge gütigst seine trefflichen Ratschläge mitgeben wolle, ohne sich die Mühe zu machen, mich persönlich zu begleiten, so würde ich . . .

Ach so! Sie meinen die Hochzeit meines Jungen da, rief er, mich unterbrechend, aus. Nebensache! Ist übermorgen erledigt. Sie machen die Feier mit, im engen Kreise, denn die Zukünftige hat Trauer um eine Tante, eine Erbtante. Deshalb keine große Festlichkeit, keinen Ball . . . Eigentlich schade! Sie hätten sonst unsere Katalonierinnen tanzen sehen. Die sind nicht übel, und wer weiß, ob Sie nicht Lust bekommen hätten, unserm Alphons nachzueifern. Einer Heirat folgt die andere! sagt das Sprichwort . . . Am Sonnabend, wenn die jungen Leute verheiratet sind, bin ich frei, und wir machen uns auf den Weg. Verzeihen Sie mir, bitte ich, daß ich Sie mit einer ländlichen Hochzeit langweile. Einen Pariser, der Festen gegenüber blasiert ist . . . noch dazu eine Hochzeit, auf der nicht getanzt wird . . . Aber das sage ich Ihnen, Sie werden eine Braut zu sehen bekommen . . . eine Braut . . . über die Sie mir sicher ein Wörtchen sagen . . . Freilich, Sie sind ein gesetzter Mann und kümmern sich nicht mehr um die Weiber. Darum werde ich Ihnen etwas anderes zeigen. Sie sollen ein Ding zu sehen kriegen . . . Ich behalte mir eine ganz gehörige Überraschung für morgen vor.

Bei Gott, sagte ich, es ist schwer, einen Schatz im Hause zu haben, ohne daß die Leute davon erfahren. Ich glaube, ich errate die Überraschung, die Sie mir in Aussicht stellen. Aber wenn es sich um Ihr Standbild handelt, so hat die Beschreibung, die mir mein Führer davon gemacht hat, meine Neugier erregt, und ich bin auf ein Wunder gefaßt.

Aha! Er hat Ihnen vom Götzenbild erzählt. So nennen Sie meine schöne Venus Tur . . . Aber ich will nichts weiter sagen. Morgen werden Sie sie sehen, am hellichten Tage, und Sie

werden mir sagen, ob ich nicht recht habe, sie für ein Meisterwerk zu halten. Auf Ehre, Sie konnten nicht gelegener kommen! Da gibt's Inschriften, die ich armseliger Laie auf meine Weise erkläre . . . aber ein Gelehrter aus Paris! Vielleicht werden Sie über meine Interpretation spotten . . . Ich habe nämlich eine Denkschrift verfaßt . . . ich, so wie ich vor Ihnen stehe . . . ich alter Altertumsschnüffler aus dem Hinterlande . . . ich habe mich hervorgewagt . . . will die Presse in Bewegung setzen . . . Wenn Sie mich gütigst lesen und verbessern wollten, so dürfte ich hoffen... Zum Beispiel bin ich sehr neugierig, wie Sie folgende Inschrift auf dem Sockel übersetzen werden: .

CAVE . . .

Doch ich will Sie vorläufig nichts fragen. Erst morgen, erst morgen! Heute sind die Akten über die Venus geschlossen.

Du tust gut daran, Peyrehorade, meinte seine Frau, dein Götzenbild in Ruhe zu lassen. Es sollte dir nicht entgehen, daß du unsern Herrn Gast gar nicht zum Essen kommen läßt. Glaube mir, Herr Mérimée hat in Paris viel schönere Bildsäulen als deine gesehen. In den Tuilerien gibt es ihrer zu Dutzenden und auch bronzene.

Da sieht man die Einfalt, die heilige Einfalt der Provinz! unterbrach sie ihr Ehemann. Eine wunderbare Antike mit den faden Figuren eines Coustou zu vergleichen!

Wie respektlos von den Göttern
Spricht mir da die Hausgenossin!

Stellen Sie sich vor, meine Frau wollte, ich sollte meine Statue einschmelzen und eine Glocke für unsre Kirche daraus gießen lassen! Sie sähe sich gar zu gern als Stifterin. Ein Meisterwerk von Myron!

Meisterwerk! Meisterwerk! eiferte Frau von Peyrehorade. Ein schönes Meisterwerk hat sie angerichtet! Einem Menschen das Bein zerschlagen.

Liebe Frau, schau her! sagte Herr von Peyrehorade in energischem Ton und streckte ihr sein rechtes Bein entgegen, so daß man den buntgemusterten seidenen Strumpf sah. Liebe Frau, wenn die Venus mir dies Bein zerschlagen hätte, ich würde nicht klagen.

Um Himmels willen, Peyrehorade, wie kannst du so was sagen! Zum Glück geht es dem Manne besser ... Aber noch kann ich es nicht über mich bringen, die Bildsäule anzusehen, die solch Unglück anrichtet. Armer Jean Coll!

Von Venus verwundet! scherzte Herr von Peyrehorade zu mir gewandt, derb auflachend. Von Venus verwundet — und der Schafskopf beklagt sich! Veneris nec praemia noris! Wen hätte Venus nie verwundet?

Herr Alphons, der Französisch besser verstand als Latein, zwinkerte mich mit einem verständnisvollen Blick an; offenbar fragte er mich: Na, du Pariser, verstehst du das?

Das Abendbrot war zu Ende. Schon seit einer Stunde aß ich nicht mehr. Ich war müde, und es gelang mir mehrfach nicht mehr, das Gähnen zu unterdrücken. Frau von Peyrehorade gewahrte es zuerst, worauf sie bemerkte, es sei Zeit, schlafen zu gehen. Da begannen neue Entschuldigungen wegen des schlechten Nachtlagers, das meiner warte. Ich werde es nicht wie in Paris haben. In der Kleinstadt sei man schlecht daran. Im Roussillon müsse man schon einen Pflock zurückstecken.

Vergeblich beteuerte ich, nach einer Gebirgswanderung wäre mir eine Schütte Stroh eine köstliche Schlummerstätte. Immerfort bat man, es armen Landleuten nicht übelzunehmen, daß sie mir nicht so aufwarten könnten, wie sie wohl möchten.

Endlich durfte ich mich in Begleitung des Herrn Peyrehorade in das mir bestimmte Schlafgemach hinaufbegeben. Die Treppe, deren letzte Stufen aus Holz waren, mündete in der Mitte eines Ganges, der zu mehreren Zimmern führte.

Die Räume da rechts, erläuterte mir mein Gastgeber, die

habe ich meiner künftigen Schwiegertochter zugeteilt; Ihr Zimmer liegt am entgegengesetzten Ende. Junge Eheleute müssen für sich sein. Verstehen Sie? (Dabei lächelte er in ersichtlicher Verschmitztheit.) Sie hausen hier und jene da!

Wir betraten ein wohleingerichtetes Zimmer. Der erste Gegenstand, der mir in die Augen fiel, war ein Bett, sieben Fuß lang und sechs Fuß breit und so hoch, daß man einen Schemel brauchte, um sich hinaufzuschwingen. Mein Wirt zeigte mir, wo die Klingel war, und überzeugte sich umständlich, daß die Fläschchen mit Kölnischem Wasser am rechten Platz auf dem Toilettentische standen. Nachdem er mich mehrmals gefragt hatte, ob es mir an nichts gebräche, wünschte er mir gute Nacht und ließ mich allein.

Die Fenster waren geschlossen. Ehe ich meine Kleider ablegte, öffnete ich eins, um die frische Nachtluft zu atmen, eine Köstlichkeit nach so langem Mahle. Vor mir ragte der Canigou. Er gewährt zu jeder Tageszeit einen wunderbaren Anblick, doch an jenem Abend, im vollen Mondenlichte, erschien er mir als der schönste Berg der Welt. Ich verweilte einige Minuten in der Betrachtung seines prächtigen Umrisses und wollte schon mein Fenster wieder schließen, als ich zufällig abwärts sah und in einer Entfernung von etwa vierzig Metern hinter dem Hause auf einem Sockel die Statue erblickte. Sie stand in dem Winkel einer grünen Hecke, die den nicht großen Garten von einem geräumigen viereckigen, ganz ebenen Platze trennte, dem städtischen Ballspielplatze, wie ich später erfuhr. Ehemals Eigentum des Herrn von Peyrehorade, war er auf die dringenden Bitten seines Sohnes an die Gemeinde abgetreten worden.

Entfernt, wie ich stand, war es mir schwer, die Gestalt im einzelnen zu erkennen. Ich vermochte nur die Größe abzuschätzen, auf etwa sechs Fuß. In diesem Augenblick gingen zwei Burschen aus dem Ort über den Spielplatz nahe an der Hecke vorbei. Sie pfiffen ein hübsches Roussilloner Volkslied.

Wie sie die Bildsäule sahen, blieben sie stehen. Einer redete

sie laut an. Er sprach Katalonisch, aber ich war lange genug in der Gegend, um halbwegs zu verstehen, was er sagte.

Da bist du Luder! So siehst du aus! rief er. Also du hast dem Jean Coll das Bein zerschlagen! Wärst du mein, ich schlüge dir den Kopf ab.

Womit? fragte der andre. Sie ist aus Kupfer und so hart, daß dem Stephan seine Feile zerbrochen ist, wie er sie bloß ein bischen anschneiden wollte. Kupfer aus der Heidenzeit ist verflucht hart.

Wenn ich meinen Stahlmeißel bei mir hätte (offenbar war er Schlosserlehrling), wollte ich ihr bald die großen weißen Augen herausgesprengt haben wie eine Nuß aus der Schale. Das sind ein paar Taler Silber!

Sie gingen weiter.

Ich muß dem Götzenbilde gute Nacht wünschen, sagte der größere der Burschen und blieb wieder stehen.

Er bückte sich und hob wahrscheinlich einen Stein auf. Ich sah, wie er ausholte und irgend etwas schleuderte. Alsbald gab das Erz einen sonoren Klang, aber im nämlichen Augenblick fuhr sich der Lehrjunge mit der Hand an den Kopf und stieß einen Schmerzensschrei aus.

Sie hat wiedergeworfen! rief er.

Da nahmen die beiden Schlingel die Beine unter den Arm und rannten weg. Vermutlich war der Stein vom Metall zurückgeprallt, und der Schimpf, den man der Göttin angetan, hatte sich sozusagen selber bestraft.

Ich mußte weidlich lachen und machte das Fenster zu.

Ein von Venus gestrafter Vandale! Mögen alle Zerstörer alter Denkmäler ebenso eins auf den Kopf bekommen!

Mit diesem christlichen Wunsche schlief ich ein.

Es war lichter Tag, als ich erwachte. An meinem Bett auf der einen Seite stand Herr von Peyrehorade im Schlafrocke, auf der andern Seite, als Bote seiner Frau, ein Diener mit einer Tasse Schokolade.

Auf, auf, lieber Herr Pariser! Da sieht man die Faulpelze

der Hauptstadt! sagte mein Wirt, während ich mich eiligst ankleidete. Acht Uhr und noch im Bett! Ich bin schon seit sechs auf. Zum dritten Male bin ich oben. Ich habe mich Ihrer Tür auf den Zehen genähert: alles mucksmäuschenstill. In Ihren Jahren so lange zu schlafen, bekommt nicht gut. Und meine Venus haben Sie noch nicht gesehen! Rasch, rasch, nehmen Sie diese Tasse Schokolade! Barcelonaer! Veritable Schmugglerware! Schokolade, wie man sie in Paris nicht hat. Kräftigen Sie sich, denn wenn Sie erst einmal vor meiner Venus stehen, wird niemand Sie losreißen können.

In fünf Minuten war ich fertig, das heißt, ich war flüchtig rasiert, trug die Weste halboffen und hatte mir in der Eile mit der Schokolade die Kehle verbrannt. Ich eilte in den Garten hinab und fand eine herrliche Antike.

Es war tatsächlich eine Aphrodite von wunderbarer Schönheit. Der Oberkörper war nackt; die rechte Hand, in der Höhe des Busens, nach innen gewendet; der Daumen und die zwei ersten Finger ausgestreckt, die andern beiden leicht gekrümmt. Die linke Hand hielt an der Hüfte das Gewand, das den Unterleib bedeckte. Die ganze Haltung erinnerte an den Moraspieler, der aus mir unbekanntem Grunde als Germanikus gilt. Vielleicht war auch diese Göttin beim Spiel gedacht.

Wie dem auch sei, die prächtige Venus hatte nicht ihresgleichen; anmutig und wollüstig im Körperlichen, reizend und edel in der Gewandung. Ich hatte irgendein Werk aus der späten Kaiserzeit erwartet; ich sah ein Meisterwerk aus der Blütezeit der antiken Plastik. Besonders überraschte mich die hohe Naturwahrheit; man war versucht, zu glauben, diese erlesenen Formen wären dem Leben nachgebildet, vorausgesetzt, daß die Natur ein so vollendetes Vorbild dargeboten hat.

Das Haar, in Wellen aus der Stirn gestrichen, zeigte die Spuren ehemaliger Vergoldung. Der Kopf, klein, wie ihn fast alle griechischen Statuen haben, war leicht vorgebeugt. Was das Gesicht anbelangt, so wird es mir wohl niemals gelingen, seinen seltsamen Charakter in Worten auszudrücken.

Den Typ dieses Bildnisses habe ich, auch annähernd nicht, nirgends je bei einer Antike wiedergefunden. Es war nicht die bekannte ruhige herbe Schönheit der hellenischen Bildhauer, die den Zügen ihrer Gestalten eine hoheitsvolle Unbeweglichkeit geradezu planmäßig aufdrücken. Im Gegenteil bemerkte ich hier zu meiner Verwunderung die unverkennbare Absicht des Künstlers, eine böse, beinahe heimtückische Seele zu offenbaren. Das ganze Gesicht war in gewisser Spannung, die Augen schauten nicht ganz geradeaus, die Mundwinkel waren ein wenig verzogen, die Nasenflügel leicht gebläht. Hochmut, Spott, Grausamkeit spielten über der unerhörten Schönheit ihrer Züge. Ehrlich gesagt, je mehr man die herrliche Statue anschaute, desto mehr hatte man die beklemmende Empfindung, daß dies wunderbar schöne Weib alles andre denn sentimental sein müsse.

Wenn das Modell hierzu je gelebt hat, sagte ich zu Herrn von Peyrehorade, und ich bezweifle, daß die Schöpfung solch ein Weib hervorgebracht hat, so beklage ich ihre Liebhaber. Es muß ihr Genuß gewesen sein, verzweifelte Verehrer in den Tod zu treiben. In ihrem Gesichtsausdruck liegt etwas Wildes, und doch habe ich nie etwas so Schönes gesehen.

Es ist Venus, nur bedacht auf ihre Beute . . .

rief Herr von Peyrehorade, sichtlich befriedigt von meiner Begeisterung.

Jener Zug teuflischen Spottes wurde wohl durch den Gegensatz verstärkt, den ihre eingelegten, aus Silber gefertigten, hellfunkelnden Augen zur schwärzlich-grünen Patina bildeten. Diese glanzvollen Augen täuschten wirkliches Leben vor. Dabei fiel mir wieder ein, daß mein Führer gesagt hatte, man könne ihr nicht lange in die Augen schauen. Das war wirklich beinahe wahr, und ich konnte mich eines gewissen Ärgers über mich selber nicht erwehren, weil mir vor diesem Erzgesicht unbehaglich zumute ward.

Nunmehr, sagte mein Gastgeber, da Sie alles im Einzelnen bewundert haben, verehrter Kollege in der Altertumsfor-

schung, wollen wir, wenn es Ihnen recht ist, eine wissenschaftliche Diskussion eröffnen. Was sagen Sie zu dieser Inschrift, die Sie noch nicht beachtet haben?

Er wies auf den Sockel der Bildsäule, und ich las da die Worte:

CAVE AMANTEM.

Quod dicis, doctissime? fragte er mich, sich die Hände reibend. Sehen wir zu, ob wir über den Sinn dieses Cave amantem der nämlichen Meinung sind!

Der Spruch ist zweideutig, erwiderte ich. Man kann übersetzen: Hüte dich vor dem Geliebten! Aber ich weiß nicht, ob Cave amantem in diesem Sinne gutes Latein wäre. Wenn ich die teuflische Miene der Dame betrachte, möchte ich eher glauben, der Verfasser der Inschrift habe den Beschauer vor der schrecklichen Schönheit warnen wollen. Ich schlage daher die Übersetzung vor: Nimm dich vor dieser Liebenden in acht!

Hm! meinte Herr von Peyrehorade. Freilich, Ihre Deutung ist ausgezeichnet. Doch (nichts für ungut!) ich ziehe die erste Übersetzung vor, allerdings nicht ohne Erläuterung. Kennen Sie den Liebhaber der Aphrodite?

Es gab ihrer mehrere.

Ja, aber der erste war Hephaistos. Hat man nicht sagen wollen: Trotz aller deiner Schönheit, trotz deiner Unnahbarkeit, wird ein Schmied, ein häßlicher Hinkemann, dein Geliebter! Eine tiefsinnige Lehre für kokette Weiber.

Ich konnte ein Lächeln nicht unterdrücken; diese Erläuterung dünkte mich allzusehr bei den Haaren herbeigezogen.

Eine schreckliche Sprache, dies Latein mit seiner Kürze! meinte ich, um meinem Antikenkenner nicht gerade zu widersprechen, und trat ein paar Schritte zurück, um die Statue besser betrachten zu können.

Einen Augenblick, Herr Kollege! sagte Herr von Peyrehorade, indem er mich am Arme festhielt. Sie haben noch nicht alles gesehen. Es ist noch eine andre Inschrift da. Steigen Sie einmal auf den Sockel und schauen Sie am rechten Arme nach!

Dies sagend, half er mir beim Klettern.

Ohne viel Umstände umhalste ich die Venus und begann mit ihr vertraut zu werden. Einen Augenblick stand ich ihr unmittelbar unter der Nase, wobei sie mir noch boshafter und schöner vorkam. Dann gewahrte ich einige Buchstaben ihr im Arm eingeritzt, in antiker Schrägschrift, wie ich feststellte. Mit Hilfe meiner Lupe entzifferte ich mühsam folgende Worte, wobei Herr von Peyrehorade jedes Wort, sowie ich es aussprach, mit billigender Stimme und Gebärde wiederholte. Ich las also:

VENERI TVRBVL . . .
EVTYCHES MYRO
IMPERIO FECIT

Nach dem Worte Turbul in der ersten Zeile waren sichtlich einige Buchstaben verschwunden; Turbul aber war deutlich zu lesen.

Und das heißt? fragte mich mein Wirt, strahlend und voll Arglist lächelnd, denn er mochte denken, daß ich mit diesem Turbul . . . nicht sogleich fertig werden würde.

Eins von den Worten ist mir noch schleierhaft, erwiderte ich ihm. Alles übrige ist leicht:

Eutyches Myron
hat der Venus auf ihr Geheiß
dies dargebracht.

Großartig! Aber Turbul . . .? Was fangen Sie damit an? Was heißt Turbul . . .?

Turbul . . . macht mir Kopfzerbrechen. Vergeblich suche ich nach einem bekannten Beiwort der Venus, das mich auf die Sprünge bringen könnte. Hören Sie! Was würden Sie zu Turbulenta sagen? Der beunruhigenden, verwirrenden Venus? Sie werden bemerken, ich stehe vor allem unter dem Eindruck ihrer boshaften Miene. Turbulenta, das ist keine üble Bezeichnung für Venus.

Dies fügte ich in bescheidenem Tone hinzu, denn selber war ich von meiner Deutung nicht besonders befriedigt.

Venus turbulenta! Die radaulustige Venus! Aha! Sie glauben also, meine Venus sei eine Venus aus dem Tingeltangel? Mitnichten! Die Dame ist aus der guten Gesellschaft. Ich will Ihnen das Turbul . . . erklären. Nur müssen Sie mir versprechen, meine Entdeckung nicht vor dem Drucke meiner Denkschrift bekanntzumachen. Auf diesen Fund bilde ich mir nämlich etwas ein. Uns armen Teufeln im Hinterlande müßt Ihr schon auch ein paar Nüsse zu knacken übriglassen. Ihr habt übergenug, ihr Herren Gelehrten in Paris!

Vom Sockel herab, auf dem ich noch immer thronte, versprach ich feierlich, daß ich niemals die Nichtswürdigkeit begehen würde, ihm seine Entdeckung zu stehlen.

Turbul . . ., sagte er, indem er mir näherkam und seine Stimme dämpfte, damit es ja kein andrer außer mir hören könne: Lesen Sie:

TVRBVLNERAE!

Verstehe ich nicht! meinte ich.

Geben Sie acht! Eine Wegstunde von hier, am Fuße des Gebirges, da liegt ein Dorf, das heißt Boulternère, verdorben aus dem lateinischen Turbulnera. Solcher Silbentausch ist nicht ungewöhnlich. Boulternère war einmal ein römischer Ort. Ich habe nie daran gezweifelt, hatte aber keinen Beweis. Der Beweis steht da! Diese Venus war die Ortsgöttin des Städtchens Turbulnera. Und noch etwas viel Merkwürdigeres. Der Name Boulternère, dessen lateinische Herkunft ich eben dargelegt habe, läßt darauf schließen, daß der Ort vormals eine phönikische Niederlassung gewesen ist . . .

Er hielt einen Augenblick inne, um Luft zu schnappen und sich an meiner Verwunderung zu weiden. Es glückte mir, nicht laut herauszuplatzen.

In der Tat, fuhr er fort, Turbulnera ist reines Phönikisch. Tur und Sur ist dasselbe. Nicht wahr? Sur ist das phönikische

Wort für Tyr. Die Bedeutung brauche ich Ihnen nicht zu sagen. Bul ist Bal. Bal, Bel, Bul ... belanglose Verschiedenheiten der Aussprache. Was nera anbelangt, so bin ich mir darüber nicht recht klar. In Ermangelung eines phönikischen Wortes möchte ich annehmen, daß es vom griechischen neros (feucht, sumpfig) kommt. Das Ganze wäre also Sprachmosaik. Um neros zu rechtfertigen, werde ich Ihnen in Boulternère zeigen, wie die Sturzbäche der Berge dort Maremmen bilden. Indessen könnte die Endung nera auch später zugefügt sein, zu Ehren der Nera Pivesuvia, der Frau des Tetrikus, die der Stadt Turbul irgendwelche Wohltat erwiesen haben mag. Doch in Hinsicht auf die Maremmen ziehe ich die Etymologie von neros vor.

Wohlgefällig nahm er eine Prise Schnupftabak.

Aber lassen wir die Phöniker und kehren wir zur Inschrift zurück! Ich lese also:

Der Venus von Turbulnera
stiftet Myron auf ihr Geheiß
sein Werk.

Ich hütete mich, seine Etymologie zu bekritteln, wollte aber meinerseits eine Probe meines Scharfsinnes vorbringen, und so sagte ich: Mit Verlaub! Myron hat etwas geweiht, aber nichts beweist, daß es diese Statue war!

Aber, aber! rief Herr von Peyrehorade. War Myron nich ein berühmter griechischer Bildhauer? Seine Begabung ha sich in seiner Familie vererbt. Einer seiner Nachkommen is der Meister dieses Werks. Das ist doch klipp und klar!

Na, na, erwiderte ich, ich sehe da am Arm ein Löchlein. Ic denke, es wird den Zweck gehabt haben, etwas zu halten, zun Beispiel ein Armband, das besagter Myron der Venus zu Versöhnung dargebracht hat. Myron war unglücklich verliebt Venus grollte ihm. Er besänftigte sie, indem er ihr ein golde nes Armband weihte. Beachten Sie, daß fecit oft im Sinn von consecravit gebraucht wurde. Das sind Synonyme. I

könnte Ihnen mehr als ein Beispiel bringen, wenn ich Gruter oder Orellius zur Hand hätte. Es ist verständlich, daß einem Verliebten im Traume die Venus erscheint, daß er sich einbildet, sie befehle ihm, ihrem Bilde ein goldnes Armband zu stiften. Myron brachte es ihr dar. Später haben die Barbaren oder ein gottlästerlicher Dieb …

Sieh da! Man merkt, daß Sie Romane geschrieben haben, rief mein Wirt, indem er mir die Hand reichte, damit ich herabkletterte. Nein, Herr Mérimée, das ist ein Werk aus der Schule Myrons. Betrachten Sie bloß die Arbeit, und Sie müssen es zugestehen!

Da es einer meiner Grundsätze ist, einem sturen Altertumsforscher niemals über eine gewisse Grenze zu widersprechen, so neigte ich wie ein Besiegter mein Haupt und sagte: Es ist ein herrliches Stück!

Du mein Gott! rief Herr von Peyrehorade. Schon wieder ein Vandalenstreich! Da hat einer mit einem Stein meine Bildsäule getroffen.

Er hatte soeben ein helles Mal über dem Busen der Venus wahrgenommen. Ich bemerkte an den Fingern der rechten Hand eine ähnliche Spur, die wohl von dem geworfenen Stein im Fluge gestreift worden war, oder aber der Stein war im Anprall zersplittert, und ein Stück davon hatte die Hand getroffen.

Ich erzählte meinem Wirt von dem Bubenstreich, dessen Zeuge ich gewesen, und von der Strafe, die ihm auf dem Fuße gefolgt war. Er lachte laut, und indem er den Lehrling mit Diomedes verglich, wünschte er ihm, daß er wie der griechische Heros alle seine Genossen in weiße Vögel verwandelt sehen solle.

Die Frühstücksglocke unterbrach unser klassisches Gespräch, und gleich wie am Abend zuvor ward ich genötigt, für viere zu schmausen.

Danach kamen Herrn von Peyrehorades Pächter, und während er ihnen Audienz erteilte, zeigte mir sein Sohn eine

Kalesche, die er für seine Braut in Toulouse gekauft hatte. Selbstverständlich bewunderte ich sie. Dann ging ich mit ihm in den Pferdestall, wo er mich eine halbe Stunde festhielt, um mir seine Gäule vorzurühmen, ihre Pedigree zu erörtern und die Preise aufzuzählen, die sie auf der Rennbahn des Departements eingeheimst hatten. Schließlich kam er auf seine Zukünftige zu sprechen. Den Übergang vermittelte eine graue Stute, die für sie bestimmt war.

Wir werden sie heute zu sehen bekommen, sagte er. Ich weiß nicht, ob Sie sie hübsch finden werden. Die Pariser sind anspruchsvoll. Aber hier und in Perpignan findet sie jedermann entzückend. Vor allem ist sie schwerreich. Ihre Tante in Prades hat ihr ihr Vermögen vermacht. Nichts wird meinem Glücke fehlen.

Der junge Mann, dem die Mitgift seiner Braut tiefer ging als ihre schönen Augen, war mir unangenehm.

Sie verstehen sich auf Schmucksachen, fuhr Herr Alphons fort. Wie finden Sie das hier? Es ist der Ring, den ich ih morgen schenke.

Dabei zog er vom ersten Glied seines kleinen Fingers einen dicken, mit einer Reihe Brillanten besetzten Ring, gebildet au zwei verschlungenen Händen. Ein reizendes Symbol. Di Arbeit war alt, aber die Steine waren wohl später eingesetzt Innen stand in altmodischen Lettern:

SEMPR AB TI

Das heißt: Immer mit dir!

Ein hübscher Ring! sagte ich. Nur stören die dazugefügte Brillanten seine ursprüngliche Art ein wenig.

Oh! So ist er doch viel schöner, erwiderte er lächelnd. D Steine daran kosten zwölfhundert Franken. Ein Familien erbstück. Meine Mutter hat ihn mir gegeben. Meine Gro mutter hat ihn getragen; sie hatte ihn von ihrer Großmutte Der Ring ist uralt. Aus der Troubadourzeit. Was weiß ic

In Paris ist es Sitte, sagte ich, einen ganz einfachen Ri

zu schenken, der gewöhnlich aus zwei verschiedenen Metallen besteht, etwa Gold und Platin. Sehen Sie, der andre Ring, den Sie da am Finger haben, der wäre recht passend. Dieser hier mit den Brillanten und den hervortretenden Händen ist so dick, daß man keinen Handschuh wird darüberziehen können.

Oh, Frau Alphons kann das halten, wie sie will. Ich glaube, sie wird ihn ganz gern nehmen. Zwölfhundert Franken am Finger, das ist doch angenehm. Der kleine Ring hier, fügte er mit einem selbstgefälligen Blick auf den glatten Reif an seiner Hand hinzu, den hat mir eine Pariserin geschenkt, zur Fastnacht. Da habe ich mich einmal ausgetollt, in Paris, vor zwei Jahren. Dort versteht man zu leben ...

Und er seufzte voller Wehmut.

Diesen Tag sollten wir das Mittagessen in Puygarrig bei den Eltern der Braut einnehmen. Wir stiegen in eine Kutsche und fuhren nach dem Schlosse, das etwa anderthalb Stunden von Ille entfernt liegt. Ich wurde vorgestellt und wie ein Freund der Familie bewillkommt.

Vom Mahle will ich nicht reden, auch nicht von der Unterhaltung, die sich anschloß und an der ich mich wenig beteiligte. Herr Alphons, der neben seiner Braut saß, raunte ihr alle Viertelstunden etwas ins Ohr, worauf sie, die kaum die Augen aufschlug, errötete, aber ihm jedesmal herzhaft antwortete.

Fräulein von Puygarrig war achtzehn Jahre alt. Ihr biegsamer feiner Wuchs stach stark ab von dem knochigen Körperbau ihres derben Bräutigams. Sie war nicht nur schön, sondern allerliebst. Ich bewunderte die vollkommene Natürlichkeit aller ihrer Antworten. Ihr gütiges Antlitz hatte einen Anflug von Schelmerei, der mich unwillkürlich an die Aphrodite meines Wirtes erinnerte. Während ich diesen Vergleich bei mir anstellte, fragte ich mich, ob die überlegene Schönheit, die man der Statue unbedingt zubilligen mußte, nicht zum großen Teil in ihrem Raubtierhaften beruhte, denn Willenskraft, selbst in schlimmer Leidenschaft, erregt in uns immer Staunen und unfreiwillige Bewunderung.

Wie schade, dachte ich, als ich Puygarrig verließ, daß ein so liebenswertes Mädchen reich ist, und daß ihre Mitgift der Anlaß ist, daß ein Mann sie begehrt, der ihrer nicht würdig ist.

Wieder in Ille, wußte ich nicht recht, was ich Frau von Peyrehorade sagen sollte, an die hin und wieder das Wort zu richten ich für schicklich hielt.

Gnädige Frau, bemerkte ich, Sie sind hier im Roussillon wirklich Freigeister. Sie feiern eine Hochzeit am Freitag! Wir in Paris sind abergläubischer. Niemand würde es wagen, an einem solchen Tage zu heiraten.

Lieber Gott, sprechen Sie mir nicht davon! erwiderte sie mir. Wenn es von mir abgehangen hätte, so wäre gewiß ein andrer Tag gewählt worden. Aber Peyrehorade hat es so gewollt, und man hat ihm nachgeben müssen. Mir macht das große Sorge. Wenn es ein Unglück gäbe? Es muß doch etwas daran sein; warum haben denn alle Leute Angst vor dem Freitag?

Freitag! rief ihr Mann. Das ist der Tag der Venus. Ein guter Tag für eine Hochzeit. Sie sehen, lieber Herr Kollege, ich denke nur an meine Venus. Auf Ehre, ihretwegen habe ich den Freitag genommen. Wenn es Ihnen recht ist, morgen, vor der Feier, wollen wir ihr ein kleines Opfer darbringen. Wir wollen ihr zwei Tauben spenden; und wenn ich wüßte, wo Weihrauch aufzutreiben wäre . . .

Peyrehorade, ich bitte dich! unterbrach ihn seine Frau äußerst empört. Einem Götzenbilde Weihrauch? Das wäre Gotteslästerung. In was für ein Gerede würden wir weit und breit kommen?

Du wirst mir doch wenigstens gestatten, sagte Peyrehorade, daß ich ihr einen Kranz von Rosen und Lilien auf das Haupt setze: manibus date lilia plenis.

Sie sehen, Verehrtester, die Verfassung ist eitler Wahn. Freiheit im Gottesdienst haben wir nicht.

Die Einteilung des nächsten Tages ward wie folgt festgesetzt. Jedermann hatte Punkt zehn Uhr fix und fertig zu

sein. Nach einer Tasse Schokolade Abfahrt nach Puygarrig. Standesamtliche Trauung im Gemeindehause, kirchliche Trauung in der Schloßkapelle. Darauf das Frühstück. Danach sollte jeder bis sieben Uhr abends machen, was er Lust hatte. Um sieben Rückfahrt nach Ille. Im Hause des Herrn von Peyrehorade gemeinsames Festmahl der verbundenen Familien. Das übrige freibleibend. Da man nicht tanzen durfte, sollte soviel wie möglich gegessen werden.

Von acht Uhr ab saß ich, den Bleistift in der Hand, vor der Venus. Zum zwanzigsten Male begann ich das Gesicht der Statue zu zeichnen, ohne daß es mir gelang, den eigentümlichen Ausdruck darin zu erfassen. Herr von Peyrehorade umkreiste mich, gab mir Ratschläge, wiederholte mir seine phönikische Etymologie. Sodann legte er Bengalrosen auf den Sockel des Standbildes nieder und erflehte in ernst-heiterer Art der Göttin Gunst und Gnade dem jungen Paare, das unter seinem Dache wohnen sollte.

Gegen neun Uhr ging er ins Haus, um sich festlich zu kleiden; gleichzeitig erschien Herr Alphons, in einen nagelneuen Bratenrock gezwängt, in weißen Handschuhen, Lackschuhen, mit pikfeinen Hemdenknöpfen und einer Rose im Knopfloche. Er beugte sich über meine Zeichnung und meinte: Möchten Sie nicht meine Frau konterfeien? Die ist auch hübsch.

In diesem Augenblick begann auf dem erwähnten Ballspielplatz eine Partie, die sofort Herrn Alphons' Aufmerksamkeit auf sich zog, und da ich mich müde fühlte und daran zweifelte, das Teufelsgesicht wiedergeben zu können, ließ ich das Zeichnen sein und sah den Spielern zu. Es befanden sich unter ihnen einige am Abend zuvor angekommene spanische Maultiertreiber aus Aragonien und Navarra, fast alle wunderbar geschickt. So waren denn die heimischen Sportsleute, obwohl sie durch die Gegenwart und die Ratschläge des Herrn Alphons angestachelt wurden, ziemlich bald durch die neuen Kämpen geschlagen. Die zuschauenden Iller waren bestürzt.

Herr Alphons sah auf seine Uhr. Es war erst halb zehn.

Seine Mutter war noch nicht frisiert. Er zauderte nicht, zog seinen Rock aus, ließ sich eine Jacke geben und forderte die Spanier zum Spiel heraus. Belustigt und ein wenig überrascht beobachtete ich sein Unterfangen.

Die Ehre des Landes muß gerettet werden! rief er. Jetzt fand ich ihn wahrhaft schön. Er war von der Leidenschaft gepackt. Seine Kleidung, die ihn eben noch stark beschäftigt hatte, war ihm völlig gleichgültig geworden. Ein paar Minuten zuvor hatte er kaum gewagt, den Kopf zu drehen, um ja nicht seine Krawatte in Unordnung zu bringen. Nunmehr dachte er weder an sein schöngelegtes Haar noch an sein tadellos gebügeltes Oberhemd. Und seine Braut? Wahrlich, ich glaube, im Notfalle hätte er die Hochzeitsfeier aufgeschoben.

Ich sah, wie er eiligst Sandalen anzog, die Ärmel aufkrempelte und sich mit zuversichtlicher Miene an die Spitze der besiegten Partei stellte, gleich Cäsar, als er bei Dyrrachium seine Truppen um sich scharte. Ich stieg über die Hecke und suchte mir einen bequemen Platz im Schatten eines Zirbelbaumes, von wo aus ich beide Lager gut überblickte.

Entgegen der allgemeinen Erwartung verfehlte Herr Alphons den ersten Ball. Allerdings, dieser Ball kam ganz flach über den Boden, erstaunlich kräftig geworfen von einem Aragonier, wohl dem Führer der Spanier. Das war ein Mann von ungefähr vierzig Jahren, mager und nervig, sechs Fuß hoch; seine olivengelbe Haut war beinahe ebenso dunkel wie das Erz der Venus.

Herr Alphons warf seinen Schläger voller Wut auf die Erde.

Daran ist dieser verfluchte Ring schuld, rief er. Er drückt mi den Finger und hat mich einen sicheren Ball verfehlen lassen.

Nicht ohne Mühe zog er den Brillantring ab. Ich ging au ihn zu, um ihn in Empfang zu nehmen, aber rascher als ich war er schon zur Venus gelaufen, steckte ihr den Ring an de Ringfinger und nahm seinen Stand an der Spitze der Alle wieder ein.

Er war blaß, aber mutig und entschlossen. Von nun an beging er keinen einzigen Fehler, und die Spanier wurden gründlich geschlagen. Ein schönes Bild bot die Begeisterung der Zuschauer. Die einen stießen endlose Jauchzer aus und warfen ihre Mützen in die Luft; die andern drückten dem Sieger die Hand und nannten ihn den Stolz des Landes. Hätte er einen feindlichen Einfall zurückgeschlagen, ich bezweifle, ob er lebhafter und ehrlicher beglückwünscht worden wäre. Der Ärger der Besiegten erhöhte seinen glänzenden Triumph.

Das war nicht unsere letzte Partie, Wackerer! rief er dem Aragonier im Ton der Überlegenheit zu. Aber ich werde Euch einige Punkte vorgeben.

Ich hätte mir Herrn Alphons bescheidener gewünscht; diese Demütigung seines Gegners war mir gräßlich.

Der baumlange Spanier empfand die Worte als schwere Kränkung. Ich sah, wie er unter seiner dunklen Haut erbleichte. Mit düstrer Miene und zusammengepreßtem Gebiß betrachtete er seinen Ballschläger; darauf murmelte er mit erstickter Stimme: Me lo pagarás! (Das sollst du mir büßen!)

Herrn von Peyrehorades Stimme störte seines Sohnes Siegerlaune. Mein Wirt, schon sehr verwundert, ihn nicht als Anordner beim Anspannen der neuen Kutsche gefunden zu haben, ward es noch mehr, als er ihn schweißtriefend, den Schläger in der Hand, erblickte.

Herr Alphons eilte ins Haus, wusch sich Gesicht und Hände, zog seinen Festrock und seine Lackstiefel wieder an, und fünf Minuten später fuhren wir in scharfem Trabe auf der Straße nach Puygarrig dahin. Alle Ballspieler des Städtchens und eine Menge Zuschauer liefen unter Freudengeschrei hinter uns her. Unsre kräftigen Pferde mußten tüchtig ausgreifen, sonst wären sie von den flinken Kataloniern eingeholt worden.

Wir waren in Puygarrig, und der Hochzeitszug setzte sich nach dem Gemeindehause in Bewegung, da schlug sich Herr

Alphons auf die Stirn und flüsterte mir zu: Wie dumm! Ich habe den Ring vergessen. Er steckt am Finger der Venus. Der Teufel soll sie holen! Sagen Sie es wenigstens meiner Mutter nicht! Vielleicht merkt sie es gar nicht.

Schicken Sie doch jemanden zurück! schlug ich vor.

Ach nein. Mein Diener ist in Ille geblieben. Denen hier traue ich nicht recht. Für zwölfhundert Franken Brillanten! Das führt manchen in Versuchung. Was würde man übrigens von meiner Zerstreutheit denken? Man würde mich arg hänseln. Man würde mich das Ehegespons der Venus nennen... Hoffentlich maust man mir ihn nicht. Zum Glücke haben die Kerle Angst vor dem Götzenbilde. Keiner wagt sich in Reichweite heran. Doch genug. Es macht nichts. Ich habe einen andern Ring.

Beide Feierlichkeiten, die standesamtliche wie die kirchliche, spielten sich unter dem herkömmlichen Gepränge ab, und Fräulein von Puygarrig empfing den Ring einer Pariser Putzmacherin, ohne sich träumen zu lassen, daß ihr Bräutigam ihr ein Liebespfand darbrachte. Dann setzte man sich zu Tisch, aß, trank und sang sogar, alles ausgiebig und andauernd. Ich litt für die junge Frau unter der derben Lustigkeit, die sich um sie entwickelte; doch hielt sie sich wackrer, als ich erwartet hatte, und ihre leichte Befangenheit verriet weder Ohnmacht noch Ziererei. Es mag wohl sein, daß der Mut in schwieriger Lage wächst.

Das Frühstück kam zu Ende, als es Gott gefiel. Es war vier Uhr. Die Herren setzten sich zu einem Spaziergang durch den prächtigen Park in Bewegung oder schauten den Bäuerinnen von Puygarrig zu, die in ihrem Sonntagsstaat auf der Schloßwiese tanzten. So schlugen wir die paar Stunden tot. Währenddem scharten sich die Damen um die Neuvermählte, die ihre Brautgeschenke bewundern ließ. Dann wechselte sie ihr Kleid. Ich bemerkte, daß sie eine Haube und einen Federhut auf ihrem schönen Haar trug. Eine Verheiratete hat natürlich nichts Eiligeres zu tun, als so schnell wie möglich einen Schmuck

anzulegen, den die Sitte einem jungen Mädchen zu tragen verbietet.

Es ging auf acht Uhr, als man sich zum Aufbruch nach Ille anschickte. Zuletzt gab es einen rührseligen Auftritt. Die Tante des Fräuleins von Puygarrig, die ihr die Mutter vertrat, eine betagte und sehr fromme Dame, sollte nicht mit uns zur Stadt kommen. So hielt sie ihrer Nichte beim Scheiden über ihre Frauenpflichten eine herzergreifende Predigt, der ein Tränenstrom und endlose Umarmungen folgten. Herr von Peyrehorade seinerseits verglich die Trennung mit dem Raube der Sabinerinnen. Endlich kam es zur Abfahrt, und unterwegs tat ein jeder sein Mögliches, die junge Frau zu zerstreuen und aufzuheitern. Jedoch es war vergebens.

In Ille erwartete uns das Abendessen — und was für eins! War mir schon die Ausgelassenheit vom Vormittag unangenehm gewesen, weit peinlicher waren mir die Zweideutigkeiten und Späße, die den Neuvermählten, zumal der jungen Frau, galten. Der Bräutigam, der, ehe man sich zur Tafel setzte, einen Moment wegging, war bleich und von eisigem Ernst. Aller Augenblicke hatte er das Glas an den Lippen, alten Collioure, stark fast wie Branntwein. Ich saß ihm zur Seite und hielt es für meine Pflicht, ihn zu warnen.

Sehen Sie sich vor! Man sagt, dieser Wein . . .

Ich weiß nicht, was für dummes Zeug ich vorbrachte, um mich der Stimmung der andern Gäste anzupassen.

Er stieß mich mit dem Knie und flüsterte mir zu: Wenn die Tafel aufgehoben wird, möchte ich Ihnen kurz etwas sagen.

Sein feierlicher Ton kam mir merkwürdig vor. Ich beobachtete ihn eifrig und gewahrte eine seltsame Veränderung seines Gesichts.

Fühlen Sie sich unwohl? fragte ich ihn.

Nein.

Wieder und wieder trank er.

Unterdessen kroch unter Rufen und Händeklatschen ein elfjähriges Kind unter dem Tisch hervor und überreichte der

Tafelrunde ein hübsches rot und weißes Band, das es der jungen Frau vom Knöchel gelöst hatte, das Strumpfband der Braut, wie es hieß. Es wurde sogleich in Stücke geschnitten und an die jungen Herren verteilt, die sich das Knopfloch damit schmückten, altem Brauche gemäß, der sich in einigen altväterischen Familien erhalten hat. Es gab der jungen Frau Anlaß, über und über zu erröten. Aber ihre Verwirrung erreichte den Gipfel, als Herr von Peyrehorade, nachdem er um Silentium gebeten, ein paar, wie er sagte, Verse aus dem Stegreif in katalonischer Mundart vorsang. Sie hatten, wenn ich recht verstanden habe, folgenden Sinn:

Was ist das, liebe Freunde?
Läßt der Wein, den ich getrunken,
Mich alles doppelt schaun?
Es sind zwei Aphroditen da . . .

Jählings und verstört schaute sich der Bräutigam um, was alle zum Lachen brachte.

Herr von Peyrehorade sang weiter:

Ja, Venus weilt zwiefach unter meinem Dache.
Die eine hab' ich in der Erde gefunden wie eine Trüffel;
Die andre, eine mir vom Himmel zugefallene,
Hat eben ihren Gürtel an uns verteilt . . .

(Das sollte heißen: ihr Strumpfband.)

Sohn, willst du die römische oder die katalonische?
Sieh, der Spitzbube hat die katalonische gewählt
Und damit den besseren Teil,
Die Römerin ist schwarz, die Katalonierin weiß,
Die römische kalt, doch die katalonische
Setzt alles, was ihr naht, in Flammen.

Der Schlußvers erregte solch ein Hurra, Beifallstoben und lautes Gelächter, daß ich vermeinte, die Decke werde über uns zusammenstürzen. In der ganzen Tafelrunde blieben nur drei Gesichter ernst, die des jungen Paares und meins. Ich hatte

heftigen Kopfschmerz; überdies stimmt mich, ich weiß selber nicht warum, eine Hochzeit immer traurig. Insbesondere diese war mir etwas contre cœur.

Des Bürgermeisters Adjunkt gab auch noch ein Lied zum besten (ich muß sagen, es war recht frei); dann begab man sich in den Salon, um sich am Schauspiel des Abganges der Braut zu weiden, die nun in ihr Schlafgemach geleitet werden sollte, denn es war kurz vor Mitternacht.

Herr Alphons zog mich in eine Fensternische und sagte zu mir mit abgewandtem Blick:

Sie werden mich auslachen ... aber ich weiß nicht, was mit mir ist ... ich bin verhext ... Hol' mich der Teufel!

Meine erste Vermutung war, er fühle sich von jenem Übel bedroht, das Montaigne und Frau von Sévigné mit den Worten meinen: Das Reich der Liebe wimmelt von tragischen Geschichten ...

Ich dachte (sagte ich zu mir selber), dies Mißgeschick stieße nur Leuten des Geistes zu.

Sie haben zuviel Collioure getrunken, bester Herr Alphons!

Mag sein! Aber es ist etwas viel Schrecklicheres ... Er bekam den Schlucken; ich hielt ihn für bezecht. Nach einem Stillschweigen begann er von neuem:

Sie wissen doch, mein Ring ...

Freilich! Ist er weg?

Nein.

Also haben Sie ihn?

Nein ... ich ... krieg ihn nicht vom Finger dieser gottverdammten Venus!

So! Sie haben nicht gehörig stark gezogen.

Doch. Aber die Venus ... die hat den Finger krumm gemacht.

Er starrte mich mit verstörtem Blick an. Um nicht hinzusinken, hielt er sich am Fensterriegel fest.

Was Sie da fabeln! meinte ich. Sie haben ihr den Ring zu fest angesteckt. Morgen werden Sie ihn mit einer Zange

abnehmen. Aber geben Sie acht, daß Sie die Statue nicht beschädigen!

Ich bleibe dabei. Der Finger der Venus ist gekrümmt, zurückgezogen. Sie ballt die Hand. Verstehen Sie mich? Unbedingt, sie ist meine Frau, da ich ihr meinen Ring gegeben habe ... Sie will ihn mir nicht wiedergeben.

Ich verspürte einen plötzlichen Schauer und bekam Gänsehaut. Einen Augenblick. Alphons schluckte auf. Starker Weindunst wehte mir zu. Jede Erregung war mir vertrieben.

Der Unglücksmensch ist gänzlich beschwipst, dachte ich bei mir.

Sie verstehen sich auf Antiken, Herr Mérimée, fuhr er weinselig fort. Sie kennen diese Art Bildsäulen. Gibt es an ihnen irgendeine Feder, eine Teufelei, die ich nicht weiß? Wenn Sie einmal nachschauen wollten ...

Gern, sagte ich. Kommen Sie mit mir!

Nein, es ist mir lieber, wenn Sie allein gehen.

Ich verließ den Salon.

Während des Mahles war das Wetter umgeschlagen. Ein starker Regenschauer ging nieder. Ich wollte mir einen Schirm geben lassen, da hielt mich eine Erwägung zurück. Ich wäre schön dumm, sagte ich mir, wollte ich dem Geschwätz eines Betrunkenen auf den Grund gehen. Vielleicht hat er sich gar einen schlechten Scherz mit mir erlaubt, um diesen ehrenwerten Spießbürgern Stoff zum Lachen zu geben. Zum mindesten werde ich dabei bis auf die Knochen naß und hole mir einen tüchtigen Schnupfen.

Unter der Haustür warf ich einen Blick auf das vom Regen triefende Standbild, begab mich hinauf in mein Zimmer und schenkte mir die Rückkehr in den Salon. Ich legte mich zu Bett, aber der Schlaf ließ auf sich warten. Vorgänge des Tages tauchten vor meinem Geiste auf. Ich dachte an das so schöne und so reine junge Mädchen, das einem rohen Trunkenbold ausgeliefert war. Wie häßlich ist doch die herkömmliche Heiraterei! Ein Standesbeamter liest seine Formeln vor, ein

Pfaffe hängt sich seinen Kittel um — und die ehrbarste Jungfrau ist dem Minotaurus verfallen. Zwei Menschen, die einander nicht lieben, was haben die sich zu sagen in einem Moment, für den zwei andre ihr Leben dahingeben würden? Vermag ein Weib einen Mann zu lieben, den sie einmal gemein gesehen hat? Der erste Eindruck vergeht nie, und, ich bin sicher, dieser Herr Alphons verdient es, gehaßt zu werden.

Während meines Selbstgespräches, das ich beträchtlich kürze, hatte ich mehrfach im Hause hin- und herlaufen hören; Türen gingen auf und zu, Wagen fuhren weg. Dann vermeinte ich, auf der Treppe die leichten Tritte mehrerer weiblicher Wesen zu vernehmen, die sich nach dem, meinem Zimmer entgegengesetzten Ende des Ganges begaben; vermutlich war dies das Gefolge der Braut, die man ins Bett geleitete. Dann ging man wieder die Treppe hinab. Die Tür hinter der jungen Frau von Peyrehorade schloß sich. Armes Ding, dachte ich bei mir, dir mag es unbehaglich und übel zumute sein! Mißlaunig drehte ich mich in meinem Bette um. Ein Junggeselle in einem Hause, in dem sich eine Hochzeit abwickelt, spielt eine törichte Rolle.

Eine Weile herrschte Ruhe. Da ward sie durch schwere Schritte treppauf gestört. Die hölzernen Stufen dröhnten stark.

Dieses Rauhbein! sagte ich zu mir. Ich wette, er stolpert über die Stiegen.

Wiederum wurde es still. Ich nahm ein Buch, um meine Gedanken in andere Bahn zu bringen. Es war eine Statistik des Departements, deren Zierde eine Abhandlung des Herrn von Peyrehorade über Denkmäler aus heidnischer Zeit im Bezirk Prades war. Bei Seite drei entschlummerte ich.

Ich schlief schlecht und wachte mehrmals auf. Es mochte fünf Uhr morgens sein; ich war schon länger als eine Viertelstunde wach, als der Hahn krähte. Der Tag graute. Da hörte ich deutlich die nämlichen schweren Tritte, das nämliche Dröhnen der Stiegen wie vor dem Einschlafen. Es kam mir sonder-

bar vor. Gähnend sann ich nach, weshalb Herr Alphons so früh auf den Beinen sei. Die rechte Lösung des Rätsels fand ich nicht. Eben schloß ich die Augen wieder, als meine Aufmerksamkeit von neuem durch seltsames Getrappel erregt ward. Alsbald ertönten Zimmerklingeln, und Türen gingen laut auf. Schließlich vernahm ich verworrene Schreie.

Der Süffel wird irgend etwas in Brand gesetzt haben, war mein Gedanke, als ich aus dem Bette sprang.

Rasch kleidete ich mich an und trat auf den Gang. Vom andern Ende drangen Rufe und Jammerlaute zu mir, und eine Stimme, die mir durch Mark und Bein ging, überschrie die andern: Mein Sohn! Mein Sohn!

Offenbar war Herrn Alphons ein Unfall zugestoßen.

Ich eilte nach der Brautkammer. Sie war voller Leute. Mein Blick fiel sofort auf den jungen Mann; halbbekleidet lag er quer über dem großen Bette, dessen Holzgestell zertrümmert war. Er war fahl und starr. Neben ihm kniete seine Mutter, laut klagend. Herr von Peyrehorade war in Tätigkeit; er rieb ihm die Schläfe mit Kölnischem Wasser oder hielt ihm Riechsalz unter die Nase. Umsonst. Lange schon war sein Sohn tot.

Am andern Ende des Gemaches, auf einem Sofa, saß die Jungvermählte, in entsetzlichen Krämpfen, wie ein Tier schreiend, kaum von zwei derben Mägden gebändigt.

Mein Gott, rief ich, was ist denn geschehen?

Ich trat an das Bett und hob den Körper des unglücklichen jungen Mannes. Er war schon steif und kalt. Seine aufeinandergepreßten Zähne und sein gedunkeltes Gesicht drückten die gräßlichste Angst aus. Man sah es nur zu deutlich, er hatte ein gewaltsames Ende gehabt und sein Todeskampf war fürchterlich gewesen. Übrigens fanden sich keinerlei Blutspuren. Ich schob sein Hemd auseinander und bemerkte auf seiner Brust einen bläulichen Eindruck, der über die Seiten und nach dem Rücken lief. Man war versucht, anzunehmen, er sei von einem eisernen Ring umschlungen worden. Mein

Fuß trat auf etwas Hartes. Ich neigte mich und erblickte auf dem Teppich den Brillantring.

Ich zog Herrn von Peyrehorade und seine Frau in das Wohnzimmer und ließ auch die junge Frau dahin bringen.

Es ist Ihnen eine Tochter geblieben, sagte ich zu den Schwiegereltern. Sie müssen um sie sorgen! Dann entfernte ich mich.

Es war mir nicht zweifelhaft, daß Herr Alphons einem Mörder anheimgefallen war, der Mittel und Wege gefunden hatte, nachts in die Brautkammer zu dringen. Die Quetschung auf der Brust und ihre ringförmigen Ausläufer bereiteten mir zwar ziemliche Bedenken, denn von einem Knüttel oder einer Eisenstange konnten sie nicht herrühren. Plötzlich kam mir in Erinnerung, daß in Valencia die Bravi (gedungene Meuchelmörder) sich länglicher, mit feinem Sand gefüllter Ledersäcke bedienen, um ihr Opfer totzuschlagen. Sofort fiel mir auch der aragonische Eseltreiber ein und seine Drohung; ich wagte mir freilich kaum auszudenken, daß ein leichter Scherz Anlaß zu so furchtbarer Rache geworden sein könnte.

Ich ging im Hause umher und suchte überall nach Spuren eines Einbruches, entdeckte aber nicht das geringste. Ich ging hinab in den Garten und sah nach, ob der Mörder von dorther gekommen wäre, doch fand ich kein sichres Anzeichen. Überdies hatte der nächtliche Regen den Boden derart aufgeweicht, daß man Fußspuren schwer feststellen konnte. Immerhin spürte ich einige tiefe Eindrücke auf. Es war jemand auf dem gleichen Wege hin und her gegangen; und zwar begannen die Spuren im Winkel der Hecke, die den Garten vom Ballspielplatz trennte, und endeten vor der Haustüre. Vielleicht rührten sie von Herrn Alphons her, der zur Venus gegangen war, um seinen Ring zu holen. Hinwiederum war die Hecke im Winkel minder dicht denn anderswo, so daß man vermuten durfte, hier sei der Mörder übergestiegen.

Jedesmal, wenn ich während dieser Nachforschung an der

Bildsäule vorüberging, machte ich einen Augenblick halt, um sie zu betrachten. Ich gestehe, als ich die Fußspur gefunden, vermochte ich mir den boshaften Spott in ihrem Gesicht nicht ohne Grauen anzuschauen. Den Kopf voll der schrecklichen Auftritte, deren Zeuge ich gewesen, war mir zumute, als weidete sich da vor mir ein Dämon am Unheil, das dies Haus betroffen hatte.

Ich begab mich zurück in mein Zimmer und blieb dort bis Mittag. Dann verließ ich es und erkundigte mich nach meinen Wirten. Sie hatten sich ein wenig beruhigt. Fräulein von Puygarrig, vielmehr die Witwe des Herrn Alphons, war wieder bei Bewußtsein. Sie hatte sich sogar vom Staatsanwalt aus Perpignan vernehmen lassen, der auf einer Amtsreise zufällig in Ille weilte. Er bat auch mich um meine Aussage. Ich berichtete ihm, was ich wußte, und verhehlte ihm meinen Verdacht gegen den aragonischen Eseltreiber nicht. Er ordnete sofort dessen Festnahme an.

Haben Sie von Frau Alphons etwas erfahren? fragte ich den Staatsanwalt, als meine Aussage niedergeschrieben und unterzeichnet war.

Die unglückliche junge Dame hat den Verstand verloren, erwiderte er mit traurigem Lächeln. Sie ist verrückt, gänzlich verrückt. Hören Sie ihre Angaben!

Sie war, sagt sie, seit einigen Minuten im Bett. Die Bettvorhänge waren zugezogen. Da öffnete sich die Tür und jemand trat ein. Frau Alphons lag am hinteren Bettrand, das Gesicht gegen die Wand. Sie änderte ihre Lage nicht, überzeugt, es wäre ihr Mann. Im nächsten Augenblick ächzte das Bett wie unter gewaltiger Last. Sie bekam schreckliche Angst, wagte aber nicht, den Kopf zu wenden. Fünf Minuten, vielleicht zehn Minuten (sie kann sich über die Zeit keine Rechenschaft geben) vergingen so. Dann machte sie unwillkürlich eine Bewegung, oder die Person, die im Bette lag, war ihr näher gekommen; kurz, sie fühlte sich von etwas Eiskaltem berührt. Das sind ihre eigenen Worte! Sie schmiegte sich ganz an die

Wand, zitternd an allen Gliedern. Gleich darauf ging die Tür zum zweitenmal; es kam jemand herein und sagte: Guten Abend, liebes Frauchen! Alsbald wurden die Vorhänge gezogen. Ein erstickter Schrei ward hörbar. Die Gestalt an ihrer Seite richtete sich auf, und es schien, als strecke sie die Arme hoch. Jetzt wandte Frau Alphons den Kopf hin, und sie sah (so sagt sie), wie ihr Mann am Bette kniete, den Kopf in Höhe des Kopfkissens, von den Armen eines grünlichen Ungeheuers gewaltsam umklammert . . .

So sagt sie aus. Ein dutzendmal immer das gleiche. Die arme Frau! Sie behauptet (erraten Sie es?), sie habe die Bronzegestalt, die Venus des Herrn von Peyrehorade, erkannt . . . Seit die da ist, träumt hier jedermann davon. Doch ich will Ihnen die Aussage der Unglücklichen weiter berichten. In diesem Moment verlor sie das Bewußtsein; den Verstand hatte sie wohl bereits einige Augenblicke zuvor verloren. Wie lange sie ohne Besinnung gelegen hat, vermag sie ganz und gar nicht anzugeben. Wie sie wieder zu sich gekommen war, sah sie das Gespenst, oder, wie sie stets sagt, das Standbild, regungslos, die Beine und den Leib im Bett, die Brust vorgebeugt und mit den Armen ihren Mann umschlingend, der sich nicht regte. Ein Hahn krähte. Da stieg das Standbild aus dem Bett, ließ den Leichnam fallen und entfernte sich. Frau Alphons riß am Klingelzug — und das übrige wissen Sie.

Man führte den Spanier vor. Gelassen, mit viel Kaltblütigkeit und Geistesgegenwart, verteidigte er sich, ohne jene Drohung zu leugnen, die ich gehört hatte. Er behauptete, damit nichts weiter gemeint zu haben, als daß er am nächsten Tage, ausgeruht, dem Sieger eine Partie abgewinnen wollte. Ich erinnerte mich, daß er hinzufügte: Ein Aragonier, der sich beleidigt fühlt, wartet mit der Rache nicht bis zum nächsten Tage. Wäre ich der Meinung gewesen, Herr Alphons hätte mich verhöhnen wollen, so hätte ich ihm auf der Stelle mein Messer in den Leib gestoßen.

Man verglich seine Schuhe mit den Spuren im Garten;

die Schuhe waren viel größer. Schließlich versicherte der Wirt des Gasthofes, wo der Mann wohnte, er habe die ganze Nacht einen ihm gehörigen kranken Esel abgerieben und mit Arznei versorgt. Überdies stand der Aragonier in gutem Leumund und war in der Gegend, in die ihn sein Geschäft alle Jahre führte, allerorts bekannt. Man ließ ihn also unter Entschuldigung frei.

Nicht unerwähnt bleibe die Aussage eines Dieners, der den jungen Herrn zuletzt lebend gesehen hatte, und zwar um die Zeit, als er im Begriff war, zu seiner Frau hinaufzugehen. Herr Alphons hatte ihn angerufen und ihn in erregtem Tone gefragt, ob er wisse, wo ich sei. Auf die Verneinung des Dieners habe der junge Herr gestöhnt, und länger als eine Minute habe er stumm dagestanden. Endlich hatte er gesagt: Gehen wir! Am Ende hat der Teufel ihn auch geholt.

Ich fragte den Diener, ob Herr Alphons seinen Brillantring gehabt habe, wie er mit ihm sprach. Er zögerte mit der Antwort. Endlich sagte er, er glaube nicht; indessen er habe nicht darauf geachtet.

Wenn er den Ring am Finger gehabt hätte, fügte er sich berichtigend hinzu, so hätte ich es gewiß bemerkt, denn ich war der Meinung, er habe ihn der gnädigen Frau gegeben.

Während ich den Diener verhörte, verspürte ich in mir etwas vom abergläubischen Schrecken, den die Aussage der Frau Alphons im ganzen Hause verbreitet hatte. Der Staatsanwalt lächelte mich an, und ich hütete mich, näher hierauf einzugehen.

Einige Stunden nach der Beerdigung des Herrn Alphons war ich zur Abfahrt von Ille bereit. Der Wagen des Herrn Peyrehorade sollte mich nach Perpignan bringen. Ungeachtet seines schwachen Zustandes wollte mich der bedauernswerte alte Herr bis an die Pforte seines Gartens geleiten. Schweigsam schritten wir dahin, er auf meinen Arm gestützt, nur mühsam vorwärtskommend. Im Augenblick des Abschieds warf ich einen letzten Blick auf die Venus. Ich war mir sicher, daß mein

Gastgeber, wenn auch weit entfernt von der Angst und dem Haß eines Teiles seiner Familie, geneigt sein werde, sich eines Gegenstands zu entledigen, der ihn immerdar an gräßliches Unglück erinnern mußte. Meine Absicht war, ihm nahezulegen, sie einer öffentlichen Sammlung zu überlassen. Noch zögerte ich, auf die Sache zu kommen, da wandte Herr von Peyrehorade unwillkürlich den Kopf nach der Richtung, in die er mich hinlugen sah. Er bemerkte das Standbild, und mit einem Male brach ein Tränenstrom aus seinen Augen. Ich umarmte ihn, und ohne ihm ein einziges Wort gesagt zu haben (ich wagte es nicht), stieg ich in den Wagen.

Seit meiner Abreise habe ich nicht vernommen, ob irgendwie Licht auf jenes geheimnisvolle Ereignis gefallen ist.

Herr von Peyrehorade hat seinen Sohn einige Monate überlebt. Sein handschriftlicher Nachlaß ist mir testamentarisch vermacht; vielleicht veröffentliche ich ihn einmal. Sein Versuch über die Inschriften auf der Venus befindet sich nicht darunter.

Nachschrift

Mein Freund, Herr von P***, schreibt mir soeben aus Perpignan, daß die Statue nicht mehr da ist. Nach dem Tode ihres Mannes war es Frau von Peyrehorades erste Sorge, daß sie die Venus einschmelzen und eine Glocke daraus gießen ließ. In dieser neuen Gestalt dient sie der Kirche von Ille. Mich dünkt, fügt Herr von P*** hinzu, ein Unstern stehe über jedem, der diese Bronze besitzt. Seit die neue Glocke in Ille läutet, sind die Weinstöcke zweimal erfroren.

*

A n m e r k u n g e n

Zu Carmen

Seite 12, vorletzte Zeile: Kupferne Pistole, Muskete, ein altmodischer Karabiner.

Seite 14, Zeile 5: Die Andalusier sprechen das s mit einem Hauchlaut und machen keinen Unterschied zwischen dem weichen c und dem z, das die Spanier wie das englische th sprechen. Allein am Worte Senor kann man den Andalusier erkennen. (Mérimée.)

Seite 18, Zeile 13: Die sogenannten privilegierten Provinzen, die sich eigener fueros (Gesetze) erfreuen: Alava, Biskaya, Guipuzkoa und ein Teil von Navarra. Das Baskische ist die Landessprache. (Mérimée.)

Seite 30, Zeile 3 von unten: Noch 1830 genoß der Adel dieses Vorrecht. Mit der Verfassung hat jedermann das Recht auf die Garotte erworben. (Mérimée.)

Seite 38, Zeile 10: Die gesamte spanische Kavallerie war mit Lanzen ausgerüstet.

Seite 40, Zeile 2: Alkala de los Panaderos, zwei (spanische) Meilen von Sevilla entfernter Ort, der durch seine köstlichen Brötchen berühmt ist. Sie sollen ihren Ruf dem Wasser von Alkala verdanken. Sie werden täglich in großer Menge nach der Stadt gebracht. (Mérimée.)

Seite 43, Zeile 16: Der König Don Pedro, den wir den Grausamen nennen und den die Königin Isabella die Katholische nie anders als den Richter nannte, ging, wie einst der Kalif Harun-al-Raschid, abends gern durch die Straßen von Sevilla auf Abenteuer. Eines Abends geriet er in einer abgelegenen Gasse mit einem Manne in Streit, der gerade ein Ständchen brachte. Es kam zum Kampf, und der König erschlug den verliebten Kavalier. Durch den Klang der Degen aufgeweckt, steckte ein altes Weib den Kopf zum Fenster hinaus und beleuchtete den Vorgang mit ihrem Candilejo (Lämpchen), den sie in der Hand hielt. Nun hatte der König, der im übrigen gewandt und kräftig war, einen eigentümlichen körperlichen Fehler. Beim Gehen knackten ihm nämlich die Kniescheiben sehr stark. An diesem Geräusch erkannte ihn die Alte ohne weiteres. Anderntags erstattete der Diensthabende der Vierundzwanzig (Polizeirat) dem König seinen Rapport. Sire, meldete er, heute nacht hat in der und

der Gasse ein Duell stattgefunden. Einer der Streiter ist tot. — Habt Ihr den Mörder? — Jawohl, Sire. — Warum ist er noch nicht bestraft? — Sire, ich erwarte Euren Befehl. — Tut, was das Gesetz gebeut! — Der König hatte kürzlich eine Verordnung erlassen, wonach jeder Duellant geköpft werden und sein Kopf auf dem Kampfplatze ausgestellt bleiben sollte. Der Vierundzwanziger zog sich als Mann von Geist aus der Affäre. Er ließ einem Standbilde des Königs den Kopf absägen und stellte ihn in einer Nische am Tatort aus. Der König und alle Sevillaner lobten dies Verfahren. Die Gasse ward benannt nach dem Lämpchen der Alten, der einzigen Zeugin des Abenteuers. So weit die volkstümliche Überlieferung. Noch heute gibt es in Sevilla eine Gasse Zum Lämpchen, mit einer steinernen Büste, dem angeblichen Bildnisse des Don Pedro. Leider ist diese Büste neueren Ursprungs; die alte war im siebzehnten Jahrhundert arg verwittert, und die damalige Stadtverwaltung ließ sie durch die heutige ersetzen. (Mérimée.)

Mérimée hat eine: Histoire de Don Pedro I., Roi de Castille, verfaßt; erschienen zuerst in der Revue des Deux Mondes, 1. Dezember 1847 und 1. Februar 1848; in Buchform: Paris 1848; in deutscher Übersetzung: Geschichte Peters des Grausamen. Aus dem Französischen des Prosper Mérimée... Leipzig 1852 (VIII, 383 Seiten). Don Pedro ist 1369 ermordet worden, fünfunddreißig Jahre alt. Mérimée erzählt die obige Geschichte auf S. 77 f. (deutsche Ausgabe) etwas ausführlicher.

Seite 45, Zeile 9: Der Galgen ist die Witwe des zuletzt Gehenkten.

Seite 49, Zeile 20: Spanische Kasernengerichte.

Seite 67, Zeile 9 v. u.: Man hat Donna Maria Padilla, Don Pedros Geliebte, beschuldigt, sie habe den König behext. Eine Volksüberlieferung berichtet, sie habe seiner Frau, Donna Blanka von Bourbon (vergiftet 1361), einen goldnen Gürtel geschenkt, der den verzauberten Augen des Königs als lebendige Schlange erschienen sei. Daher rühre die Abneigung, die Don Pedro allezeit für diese unglückliche Fürstin zeigte. (Vgl. dazu Mérimée, Geschichte Peters des Grausamen, S. 67.)

Zur Kolomba

Seite 73 ff.: Zur Entstehungsgeschichte vgl. Max Kuttner, Die korsischen Quellen von Chamisso und Mérimée (II), in Herrigs Archiv für neuere Sprachen, 1904, S. 101—109. Vgl. auch den Brief der Madame Colomba Bartoli in Olmeta (Korsika) an Mérimée vom 12. Juni 1858. (Felix Chambon, Notes sur Prosper Mérimée, Paris 1903, S. 129 f.) Mérimée weilte im August—September 1839 auf Korsika; vgl. sein Buch: Notes d'un voyage en Corse, Paris,

Fournier, 1840 (8°, 236 S.). — Adolf Laun (1807—1881), geboren in Bremen, war von 1835 bis 1847 in Bordeaux Sprachlehrer und Professor der deutschen Sprache am Gymnasium. Er hat mancherlei übersetzt, Molière, Burns u. a. m. Über ihn: Allgemeine Deutsche Biographie, Bd. 19, S. 49f. Er ist der zweite in der Reihe der Mérimée-Übersetzer. Wenn man drei Arten Übersetzer unterscheidet (Dilettanten, Handwerker mit philologischer Genauigkeit ohne künstlerischen Sinn und schließlich Stilisten mit mehr oder weniger philologischem Einschlag), so gehört Laun zu den trocknen philologischen Übersetzern. — Der Herausgeber hat einige Stellen nach dem Original aufgehellt.

Seite 73, Zeile 17: Herr Jourdain, Gestalt in Molières Bürgerlichem Edelmann.

Seite 76, Zeile 5 v. u.: Bouillabaisse, das bekannte Fischgericht der Marseiller.

Seite 86f.: Das Lied ist eine korsische Totenklage, ein Vocero (oder Ballato); hierüber Gregorovius Bd. II, S. 41—74.

Seite 88, Zeile 20: Sampiero der Korse, geboren 1498, berühmter Landsknecht, 1547 französischer Oberst, grimmiger Feind der Genueser, deren gedungenem Meuchelmörder Vittolo er 1567 zum Opfer fiel. Er ist der Wilhelm Tell der Korsen, die ihm 1890 in seinem Heimatsdorfe Bastelika ein Denkmal errichtet haben. Mérimée weist bei der Erwähnung der Namen Sampiero und Vittolo in einer Fußnote hin auf: Filippini, (Istoria de Corsica, Turnone 1594; Neudruck Pisa, 1828ff., 5 Bände), Kapitel 11.

Zu Matteo Falcone

Seite 229ff.: Über Mérimées Quelle vgl. Max Kuttner, Die korsischen Quellen von Chamisso und Mérimée (I), in Herrigs Archiv für neuere Sprachen, 1903.

Literatur über Korsika: Ferdinand Gregorovius, Corsika, Stuttgart und Tübingen 1854; dritte Auflage 1878. W. Hörstel, Die Napoleonsinseln Korsika und Elba, Berlin 1908.

Erwähnt sei: Mateo Falcone, publié d'après le manuscrit autographe de l'Auteur. Paris, Charpentier, 1876.

Seite 229, Zeile 18: Macchia, französisch: le mâquis.

Seite 230, Zeile 5: Mérimée hat Korsika erst 1839 besucht.

Seite 231, Zeile 19: Caporale. Hierzu bemerkt Mérimée: Die Caporali waren ehedem die Anführer, die sich die korsischen Gemeinden wählten, wenn sie sich wider die Feudalherren auflehnten. Heutzutage gibt man diesen Namen zuweilen jemandem, der durch seine Liegenschaften, seine Verbindungen und seinen Anhang Einfluß und gewissermaßen eine tatsächliche Oberherrschaft über einen Bezirk

(pieva) ausübt. Nach altem Herkommen gliedern sich die Korsen in fünf Kasten: die Edelleute (die einen heißen: Magnificenzi, die andern: Signori), die Caporali, die Bürger, das Volk und die Fremden.

Seite 293, Zeile 12: Feldwebel, französisch: adjutant. Chamisso, der es als Offizier eigentlich wissen müßte, läßt das Wort fälschlich unübersetzt, ebenso Adolf Laun in seiner Übertragung, und nach ihm getreulich alle andern Verdeutscher.

Seite 234, Zeile 6 v. u.: Jäger, französisch: Voltigeurs.

Zur etruskischen Vase

Seite 259, Zeile 20: Giourdinc, als Jourdain. Anspielung auf Molières Le Bourgeois gentilhomme IV, 11, wo Jourdain nach dem vermeintlichen Türken Giourdina genannt wird.

Zur Venus von Ille

Seite 275, Zeile 3: Der Schauplatz der Novelle ist der Ort Ille sur la Tête, 25 Kilometer westlich von Perpignan, der Hauptstadt des Departements Pyrenées-Orientales, inmitten der durch ihren Wein berühmten Ebene von Roussillon. Der 25 Kilometer südwestlich davon gelegene Canigou ist 2785 Meter hoch; wahrscheinlich hat ihn Mérimée einmal bestiegen. Der später genannte Ort Collioure (im Altertum: Cauco Illiberis) liegt 90 Kilomcter südöstlich von Perpignan am Meere, unweit der spanischen Grenze. Perpignan, die alte Hauptstadt der Grafschaft Roussillon, das antike Ruscione, ist heute starke Festung.

Seite 276, Zeile 10 f.: Quellenfrage, vgl. Augustin Filon, Mérimée et ses Amis, Paris, Hachette, 1894, S. 358 ff. (Lateinischer Auszug aus: Hermanni Corneri Chronicon, III, nach: Eccardus, Corpus historicum medii aevi, Lipsiae 1723, II, 587.) Ferner: Maurice Vernes, La Vénus d'Ille de Mérimée et une légende pieuse d'Abyssinie, in der Revue bleue vom 23. Oktober 1875, S. 399—401. Arthur de la Broderie, La légende originale de la Vénus d'Ille, d'après le Miroir historial de Vincent de Beauvais et la Chronique de St.-Antonin de Florence, in den: Archives historiques, artistiques et littéraires, I (1889—1890), S. 492—494. Über die Entstehungsgeschichte: Roger Alexandre, Le Manuscrit de Vénus d'Ille, im Bulletin du Bibliophile vom 15. Januar 1898, S. 15—24.

Seite 301, Zeile 14 f.: Montaigne und Frau von Sévigné. Vgl. dazu das berühmte Kapitel Vom Fiasko in Stendhals De l'Amour (Ausgabe der Bibliotheca Mundi, p. 271 ff., oder deutsche Ausgabe, Von der Liebe, Insel-Verlag, S. 240 ff.), wo man auch die Montaigne-Stelle wiedergegeben findet.

Nachwort

Prosper Mérimée, geboren in Paris am 28. September 1803, trat mit 21 Jahren als einer jener französischen Dichter hervor, die unter dem Banner der Romantik den altgewordenen Klassizismus siegreich bekämpften. Er hatte sich an spanischer und englischer Literatur gebildet und gab seine ersten dramatischen Versuche als angebliche Übersetzung aus dem Spanischen einer Schauspielerin Clara Gazul. In anderer Maske erschien er dann, als er unter dem Titel „La Guzla“ angeblich in den Balkanländern gesammelte lyrische Dichtung veröffentlichte. Goethe durchschaute den Betrug, sprach jedoch in seiner Zeitschrift „Über Kunst und Altertum“ dem Dichter für sein schönes, heiteres Talent Anerkennung aus.

Mérimées anfängliche Freude am Grausigen offenbarte sich dann weiter in „La Jacquerie“ und der „Chronik der Regierung Karls des Neunten“, die den Stoff für Meyerbeers „Hugenotten“ lieferte, in den Novellen „Matteo Falcone“ und „Die Entführung von der Redoute“, noch deutlicher in „Kolomba“, der Frucht eines Aufenthalts in Korsika. Er kam dorthin in seiner Stellung als Generalinspektor der historischen Denkmäler Frankreichs, einem Amte, zu dem ihn seine ausgedehnten archäologischen Kenntnisse besonders befähigten. Von ihnen zeugt auch die besonders feine Novelle „Die Venus von Ille“, die Einkleidung einer mittelalterlichen Sage im Gewande der Gegenwart.

Den archäologischen Neigungen Mérimées entstammt auch der Stoff der „Etruskischen Vase“ und die Anregung zu seinem berühmtesten Werke, der Novelle „Carmen“, durch die Meisteroper Bizets zu Weltruhm gelangt. Im Jahre 1830 hatte Mérimée Spanien, das Land seiner Clara Gazul durchreist und in reizvollen Reisebriefen an die „Revue de Paris“ geschildert. Nun, als Beamter, frischte er diese Erinnerungen wieder auf, und mitten unter ernsten gelehrten Studien über die römische und spanische Geschichte erschien 1847 diese ebenso glänzend erfundene wie eingekleidete Erzählung. Wer die Charaktere, die Komposition, die Beleuchtung der Bilder mit dem Operntexte vergleicht, wird leicht erkennen, wie hier alles verroht und veräußerlicht worden ist. Freilich werden diese Mängel durch die hinreißende Kraft, die nationale Echtheit und die scharfe Charakteristik der Musik Bizets ausgeglichen.

Mérimée zählte, als Napoleon III. das zweite Kaiserreich errichtet hatte, zu dem engsten Kreise des Hofes. Unter den Intimen der Kaiserin Eugenie stand er, ihr schon vor der Heirat mit Napoleon befreundet, an der Spitze, vielleicht der vornehmste und liebenswerteste Vertreter dieser Gesellschaft. Er ist durch und durch Aristokrat. Stammt seine Kunst auch von der Stendhals her, so ist Mérimée mehr Gentleman als Künstler, der Mann der Distanz mit dem unbeweglichen Gesicht, der mit ruhiger Stimme das Grausige und das Komische vorträgt, so, wie er sich selbst in der Gestalt des Saint-Claire der „Etruskischen Vase" zeichnet. Als in der französischen Romantik seine Genossen ihrem Subjektivismus freien Spielraum ließen, verbarg er sein Ich, strebte er nach größter Objektivität. Wo sein Gefühl sich wider Willen enthüllt, sucht er sofort den Schleier der Ironie darüber zu breiten. Nicht er berichtet die Geschichte Carmens. Auf einer archäologischen Reise trifft er einen spanischen Banditen und läßt sich von ihm sein Leben erzählen, gleichsam nebenbei, als ob für Mérimée eigentlich der Schlußabschnitt über die Sprache der spanischen Zigeuner die Hauptsache wäre.

Daher auch seine Kürze, seine trockene, phrasenlose Form, die auf alle künstlerischen Wirkungen scheinbar verzichtet, um den Eindruck zu wecken, als sei es ihm nur um den sachlichen Bericht zu tun, ihm, der sich wiederholt einen „matter of fact man" nennt.

So sind seine Novellen ein gutes Spiegelbild der Geistigkeit jener Epoche, die in Frankreich anstelle der Romantik den Positivismus und das Losungswort „Werdet reich!" treten ließ. Aber da seine aristokratische Gesinnung allem grobschlächtigen Realismus, allen Niederungen des Lebens feind war, erblicken wir in seinem Werke nur die denkbar vorteilhafteste Abspiegelung dieses Zeitalters, einen klassizistischen Realismus, verwandt dem unserer gleichzeitigen Erzähler, einem Paul Heyse, einer Ebner-Eschenbach.

Im Gegensatz zu ihnen erfuhr Mérimée die Gunst des Schicksals, daß er hinweggenommen wurde, ehe neues Denken, neue künstlerische Anschauungen zur Herrschaft gelangten. Er starb unmittelbar nach dem Sturz des zweiten Kaiserreichs, am 23. September 1870. Im folgenden Jahre erschien der erste Band von Zolas „Les Rougon-Macquart", den Untergang der Welt Mérimées und den Sieg des Naturalismus ankündigend.

Inhalt